

SILVIO GESELL

GESAMMELTE WERKE

Band 5 · 1906 – 1909

VERLAG FÜR
S O Z I A L
Ö K O N O M I E

SILVIO GESELL | GESAMMELTE WERKE

© 1988 - 2009 Gauke GmbH | Verlag für Sozialökonomie

Hofholzallee 67, 24109 Kiel | Deutschland

Telefax: [49]0431-6793651 | www.gauke.net | eMail: mail@gauke.net

Internet: www.silvio-gesell.de

www.sozialoekonomie.info | www.sozialoekonomie.de [Shop]

Herausgegeben von der "Stiftung für Reform der Geld- und Bodenordnung",
Hamburg [www.stiftung-geld-boden.de]

Lektorat: Werner Onken

ISBN-GESAMTÜBERSICHT der Printausgabe:

ISBN 3-87998-410-7 (Gesamtausgabe)

ISBN 3-87998-411-5 (Band 1)

ISBN 3-87998-412-3 (Band 2)

ISBN 3-87998-413-1 (Band 3)

ISBN 3-87998-414-X (Band 4)

ISBN 3-87998-415-8 (Band 5)

ISBN 3-87998-416-6 (Band 6)

ISBN 3-87998-417-4 (Band 7)

ISBN 3-87998-418-2 (Band 8)

ISBN 3-87998-419-0 (Band 9)

ISBN 3-87998-420-4 (Band 10)

ISBN 3-87998-421-2 (Band 11)

ISBN 3-87998-422-0 (Band 12)

ISBN 3-87998-423-9 (Band 13)

ISBN 3-87998-424-7 (Band 14)

ISBN 3-87998-425-5 (Band 15)

ISBN 3-87998-426-3 (Band 16)

ISBN 3-87998-427-1 (Band 17)

ISBN 3-87998-428-X (Band 18)

ISBN 3-87998-429-8 (Register)

Übersicht

- 007_ Zum Geleit
- 015_ Silvio Gesell
Foto aus der Zeit um 1908
- 016_ Brief Silvio Gesells an Georg Blumenthal vom 22. April 1907
Abbildung und Abschrift
- 020_ Der neue Bankrott der Goldwährung und die allgemeine Geschäftslage
Argentinisches Tageblatt vom 24. November 1906
- 024_ Goldwährung und Geschäftslage - Replik
Argentinisches Tageblatt vom 30. November 1906
- 026_ Finanzpolitische Betrachtungen
Argentinisches Tageblatt vom 11. Januar 1907
- 030_ Was kann der Arbeiter vom Streik noch erwarten?
Argentinisches Tageblatt vom 5. Februar 1907
- 034_ Quacksalberei
Argentinisches Tageblatt vom 10. September 1907
- 038_ Die Geldnot in Deutschland
Argentinisches Tageblatt vom 21. Oktober 1907
- 041_ Kannte Moses das Pulver? - War die Bundeslade ein Laboratorium?
Hamburg?Altona: Verlag von Theodor Fricke, 1907
- 083_ Aktive Währungspolitik - Eine neue Orientierung auf dem Gebiet der
Notenemission (zusammen mit Ernst Frankfurth)
Berlin: Physiokratischer Verlag, 1909
- 178_ La pletera monetaria de 1909 y la anemia monetaria de 1898/
Die Geldschwemme von 1909 und die Geldflaute von 1898
Buenos Aires: Selbstverlag, 1909
- 246_ Eine deutsche Ehrengabe zum Centenario
Buenos Aires: Flugblatt, 1909

Anhang

- 251_ Die Geld- und Bodenreform
Unveröffentlichter Entwurf zu einem Werbeprospekt (Fragment)
- 252_ Die Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag
Unveröffentlichter Entwurf zu einem Werbeprospekt
- 256_ Der Stoff der Gedanken
Unveröffentlichtes Manuskript

- 258_ Der Gegenstand der Vaterlandsliebe im Wandel der Jahrhunderte
Unveröffentlichtes Manuskript (Fragment)
- 260_ Die neue Lehre vom Geld und Zins
Unveröffentlichtes Manuskript (Fragment)

Zum Geleit

Während der Überfahrt von Genua nach Buenos Aires vertiefte sich Silvio Gesell einmal mehr in das Alte Testament, um Spuren des von ihm so sehr beklagten Mißbrauchs der Religion für Zwecke der Ausübung von Macht und Herrschaft zu suchen. Dabei erhärtete sich für ihn die Vermutung, daß der große Gesetzgeber Mose über Kenntnisse zur Herstellung von Sprengstoff verfügt und die Bundeslade als ein Sprengstofflaboratorium benutzt haben könnte. Der brennende Dornbusch, die ägyptischen Kriegswagen, deren Räder abgerissen wurden; der Fels, der durch einen Schlag gesprengt; die Mauern Jerichos, die durch Töne zum Einsturz gebracht wurden – alles das waren in den Augen Gesells keine Handlungen Gottes, sondern "Greuelthaten, die Mose in seinem Namen beging"[Silvio Gesell, Kannte Moses das Pulver? – War die Bundeslade ein Laboratorium?, in: SGW Band 5, S. 44.], um seine Machtposition zu festigen.

Seine Gedanken über die historische Rolle des Mose legte Gesell in seinem Manuskript "Kannte Moses das Pulver?" nieder und sandte es an Georg Blumenthal, der für Werbezwecke noch einige Stimmen zu Gesells Buch über die Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag und einen Aufruf "Arbeiter aller Parteien vereinigt Euch!" hinzufügte. Mit diesen Zusätzen erschien die Arbeit 1907 in zwei Auflagen zu je 5000 Exemplaren.[Der Wiedergabe des Textes im Band 5 der "Gesammelten Werke" liegt die erste Auflage der Broschüre zugrunde. Leider ließ sich weder über private noch über öffentliche Bibliotheken ein Exemplar der zweiten Auflage beschaffen, so daß sich nicht mehr klären läßt, ob es sich bei der zweiten Auflage um einen unveränderten Nachdruck der Erstauflage handelt oder ob sie inhaltlich (wie die 1913 erschienene dritte Auflage) von der ersten Auflage abweicht.] In der Fachliteratur stieß sie auf herbe Kritik. In den "Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften" wurden Gesells Thesen über Mose als "haarsträubender Unsinn" [Rezension von F. Feldhaus in: Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften Band 7 (1907), S. 70.] verworfen, und ein Theologe erblickte in ihnen ein "elendes Machwerk".[Rezension von Hermann Gunkel in: Deutsch-Evangelische-Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus, März 1914, S. 174 und 175. (Diese Rezension bezieht sich auf die dritte Auflage von "Kannte Moses das Pulver?")]

Innerhalb der Anhängerschaft Silvio Gesells spielte diese Broschüre keine größere Rolle. Gleichwohl gingen die Meinungen über sie sehr weit auseinander. Von Freunden und Gegnern der Kirchen wurde sie gleichermaßen als Ausdruck einer atheistischen Grundhaltung Gesells entweder gutgeheißen oder abgelehnt. Doch ist fraglich, ob diese Einschätzungen dem Anliegen Gesells gerecht werden, denn er wollte nicht die Existenz Gottes in Frage stellen, sondern "das Renommé Gottes als eines vor allem gerechten Wesens" von greulichen Taten entlasten. [Silvio Gesell, Kannte Moses das Pulver?, in: SGW Band 5, S. 44.] Zudem erkannte Gesell die guten Absichten von Mose an, der "ein ganzes Gebäude von moralischen, hygienischen und sozialen Grundsätzen zum besten des Volkes diesem aufzwingen (wollte)" [Silvio Gesell, Kannte Moses das Pulver?, in: SGW Band 5, S. 75.], und er betonte noch besonders die Parallelität seiner Geld- und Bodenreform mit den Verboten des Landverkaufs und des Zinsnehmens in der mosaischen Gesetzgebung.

In der theologischen Literatur tauchte die Frage, ob Mose Sprengstoffe herzustellen und zu verwenden wußte, nochmals gegen Ende der 20er Jahre auf. [J. Jürgens, Der biblische Moses als Pulver- und Dynamitfabrikant, München 1928.] Und nach dem zweiten Weltkrieg war es C. W. Ceram, der in seinem berühmt gewordenen Roman der Archäologie "Götter, Gräber und Gelehrte" schrieb, Silvio Gesell habe mit "außergewöhnlichem Scharfsinn" anhand von Bibeltexten zeigen können, nach welchen Rezepten Mose seinen Sprengstoff herstellte und wie er ihn einzusetzen wußte. [C.W. Ceram (d.i. Kurt Marek), Götter, Gräber und Gelehrte – Roman der Archäologie, Reinbek bei Hamburg 1972/1985, S. 147 f.] Seitdem ist Gesells These nicht mehr Gegenstand von Auseinandersetzungen gewesen, und so muß es zukünftigen Forschungen überlassen bleiben, ihre Haltbarkeit zu überprüfen.

Als Silvio Gesell die Leitung der "Casa Gesell" in Buenos Aires wieder übernommen hatte, legte er seine Beobachtungen der aktuellen wirtschaftlichen Entwicklung Südamerikas sogleich in einigen Aufsätzen nieder, die Ende 1906 und während des Jahres 1907 im "Argentinischen Tageblatt" erschienen. [Von diesen Aufsätzen fehlt hier der bei Landmann unter der Nr. 68 und bei Hess unter der Nummer V/1 angegebene Aufsatz "Zielbewußte Lohnpolitik". Beide Werkeverzeichnisse geben kein genaues Erscheinungsdatum an, so daß dieser Aufsatz nicht ermittelt werden konnte.] Sie galten zum einen den Erfahrungen mit der seinerzeit von Gesell selbst vorgeschlagenen und im Jahr 1900 per Gesetz eingerichteten Konversionskasse. Und zum anderen klang hier Gesells Einstellung zur Streiktaktik der Arbeiterschaft an. Der Erwartung der Arbeiterschaft, ihre Lage durch Streiks verbessern zu können, hielt Gesell die prinzipiell richtige Überlegung entgegen, daß die von der Kapitalseite ausnutzbare Knappheit von Produktions- und Konsumgütern durch Streiks indirekt verstärkt werde. Er forderte deshalb eine ununterbrochene Fortsetzung der Produktion, bis der die Löhne der Arbeiter schmälernde Kapitalzins "... in einem Meer von Kapital ersäuft" sei und die Arbeiter ihren vollen Arbeitsertrag erhielten.

Diese Argumentation könnte als eine Aufforderung zu einem ungehemmten quantitativen Wirtschaftswachstum mißverstanden werden. Es geht jedoch nicht um eine Überwindung der absoluten, sondern der relativen Kapitalknappheit. Anstelle einer von bürgerlichen und marxistischen Ökonomen gleichermaßen geforderten schrankenlosen Steigerung von Produktion, Einkommen, Konsum, Sparen und Investieren muß lediglich sichergestellt werden, daß die vorhandenen Ersparnisse nicht aus spekulativen Gründen von den Märkten zurückgehalten werden. Vielmehr sollen sie auch bei einem gegen Null tendierenden Zins für Investitionszwecke zur Verfügung gestellt werden, damit ein Gleichgewicht von Sparen und Investieren entstehen kann. Dieser Teil von Gesells Theorien, der noch sehr dem allgemeinen Geist seiner Zeit entspricht, bedarf vor allem im Hinblick auf die ökologische Frage einer noch gründlicheren Klärung.

Schon wenige Monate nach seiner Rückkehr nach Argentinien florierte sein Geschäft wieder so gut, daß Silvio Gesell seinen Traum von einem Refugium in der freien Natur verwirklichen konnte. In Punta Chica vor den Toren von Buenos Aires kaufte er sich ein großes Grundstück mit einem weiten Blick auf den La Plata. Dort-hin zog sich Gesell in seinen Mußestunden zurück, um inmitten dieser Wildnis ein Holzhaus zu errichten und einen blühenden Garten anzulegen. So, als ob er aus diesem Paradies gar nicht mehr wieder nach Europa zurückkehren wollte, schrieb er in einem Brief an Georg Blumenthal: "Ich habe 15 Jahre, meine besten Jahre, der Geld- und Bodenreform gewidmet und möchte mich nun mit philosophischen Fragen und Naturstudien beschäftigen, für die ich von Jugend an ein besonderes Interesse hatte." [Brief Silvio Gesells an Georg Blumenthal vom 22.4.1907.]

Auch die griechischen Göttersagen faszinierten Gesell. Doch schon bald holte die Geld- und Bodenreform ihn wieder ein. Ernst Frankfurth meldete sich mit der Nachricht, daß sich sein Lungenleiden verschlimmert habe und er die Kosten seines Kuraufenthalts in Arosa nicht mehr länger tragen könnte. Kurzerhand übersandte Gesell ihm eine Einladung und fügte ihr das Geld für die Überfahrt nach Argentinien gleich bei. In der neuen Umgebung erwachten Frankfurths Lebensmut und Unternehmungslust wieder. Als Mitarbeiter in Gesells Geschäft eignete er sich bald so gute sprachliche und kaufmännische Kenntnisse an, daß er schon ein Jahr später in Montevideo ein eigenes Geschäft eröffnen konnte.

Während dieser Zeit des regen Gedankenaustausches entstand das von Silvio Gesell und Ernst Frankfurth gemeinsam verfaßte Buch "Aktive Währungspolitik – eine neue Orientierung auf dem Gebiet der Notenemission", das 1909 in dem inzwischen von Georg Blumenthal in Berlin gegründeten "Physiokratischen Verlag" erschien. Darin traten Gesell und Frankfurth dem währungspolitischen Laissez-faire mit der Forderung nach einem "ununterbrochenen, aktiven Regulieren" der Geldmenge entgegen. Mit Rücksicht auf den damaligen Entwicklungsstand der Währungstheorie und -politik ließen sie den Gedanken an ein Rosten der Banknoten in diesem Buch beiseite und beschränkten sich auf Vorschläge zur bloßen Mengenregulierung. Die Versorgung der Wirtschaft mit Geld sollte nicht mehr länger von zufälligen Goldfunden abhängen; vielmehr sollte ein von üblichen Bankgeschäften getrenntes "Reichsgeldamt" den Geldbedarf des Marktes anhand der statistisch erfaßten Preisbewegungen ermitteln und den Markt immer so mit Tauschmitteln ausstatten, daß das allgemeine Preisniveau stabil bliebe und Konjunkturschwankungen vermieden würden.

Dabei betrachteten Gesell und Frankfurth die Regulierung der Geldmenge durchaus nicht nur als einen ökonomischen Selbstzweck. Das Geld ist ihnen zufolge kein "lebloser Gegenstand", sondern es hat "... ungeheure Kräfte, die, je nachdem sie gefesselt oder nutzbar gemacht werden, ein Land, eine Welt, ein Zeitalter zu ungeahnter Blüte oder in den Abgrund treiben können." Die Versorgung mit Geld entscheidet über Gesundheit oder Krankheit des sozialen Organismus.

Zugleich ist ein richtig geordnetes Geldwesen das Fundament, auf dem sich eine hohe Kultur erheben kann. [Vgl. die Hinweise auf das Geld als "Wiege der Kultur" bzw. als "Mutter der Kultur" (S. 89 und 129 SGW Band 5) sowie die Bemerkung, "... daß die Emissionsbank mit ihrer Politik die Kirchhöfe, die Kranken-, Waisen- und Zuchthäuser bevölkert." (S. 138 SGW Band 5).]

Schließlich wiesen Gesell und Frankfurth in diesem Buch erstmals auch auf die Notwendigkeit hin, den Welthandel durch internationale Währungsvereinbarungen zu fördern und Schwankungen der Wechselkurse zu verhindern. Die einzelnen Nationen sollten sich auf einer internationalen Konferenz vertraglich verpflichten, ihre Währungen nach einheitlichen Prinzipien zu stabilisieren und zur Lösung gemeinsamer Probleme ein "internationales Währungsbüro" einzurichten.

Über die Entstehung der "Aktiven Währungspolitik" berichtete Silvio Gesell später, daß er das Buch nach langen Debatten mit Ernst Frankfurth auf "Massenerfolg abgetönt" habe. "Frankfurth nahm 1908 das Manuskript hoffnungsfreudig auf einer Geschäftsreise mit nach Deutschland und überwachte den Druck, in dessen Kosten wir uns beide teilten." In der allzu optimistischen Erwartung eines "Massenerfolgs" wurden gleich mehrere Tausend Exemplare gedruckt, die Georg Blumenthal und Ernst Frankfurth an Parlamentarier, Zeitschriftenredaktionen, Kaufleute, Unternehmer, Bankiers, Gewerkschaften und Wissenschaftler versandten. "Bei seiner Rückkehr nach Südamerika, feierten wir den 'Massenerfolg'. Nie haben zwei Menschen fröhlicher über einen vollkommenen Mißerfolg gelacht. Keine Zeitschrift, keine Bestellung, keine Kritik. Nichts, absolut nichts! Es wurde uns klar, daß die Goldwährung wirksam nicht mit Literatur allein angegriffen werden konnte, daß die 'Macht der Wahrheit' ewig der Übermacht der Lüge, des Schwindels erliegen würde. Wir rechneten damit, daß wir nur mit Hilfe der Arbeiterorganisationen der Wahrheit zum Siege verhelfen können. Angesichts der Tatsache, daß die Dämonen es verstanden hatten, in die Literatur der Sozialdemokratie die Goldwährungstheorie als unantastbare Wahrheit einzuschmuggeln, war das vielleicht etwas utopisch gedacht." [Silvio Gesell, Vorwort zur 2. Auflage der "Aktiven Währungspolitik", Erfurt 1921, S. 3-5. – Ein einzelnes, Gesell und Frankfurth offenbar unbekannt gebliebenes Echo löste die "Aktive Währungspolitik" aber doch aus. In den "Volkswirtschaftlichen Blättern", den Mitteilungen des Deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes, schloß Otto Metzging eine Rezension mit den Worten: "Das Buch bietet auch dort, wo man mit den Autoren nicht übereinstimmt, viel Anregung für den Währungstheoretiker, der darin eine Reihe neuer Gedanken findet." (9. Jg. 1910, S. 56)]

Ebenfalls 1909 erschien Silvio Gesells in spanischer Sprache verfaßtes Buch "La plethora monetaria de 1909 y la anemia monetaria de 1898" ("Die Geldschwemme von 1909 und die Geldflaute von 1898"). Es war der Entwicklung des argentinischen Geldwesens seit der Jahrhundertwende gewidmet und behandelte insbesondere die Erfahrungen mit der sogenannten Konversionskasse, deren Einrichtung Gesell seinerzeit selbst vorgeschlagen hatte. Die "Biblioteca Nacional" in Buenos Aires stellte uns freundlicherweise eine Kopie dieses Buches zur Verfügung [Gemäß den Werkeverzeichnissen von Friedrich Landmann und Willy Hess hat Gesell noch die folgenden in spanischer Sprache verfaßten Aufsätze in "El Financiero argentino" ver-

öffentlich: 1. "Cuestión palpitante I-IV – Nuestro circulatorio del papel" (1909, Nr. 11-13); 2. "Los cimien-
tos economicos de la moneda argentina" (10.6.1909); 3. "El papel de la moneda en la caída del impe-
rio romano" (Nr. 2/1911). Die Bemühungen, Kopien oder Abschriften dieser Aufsätze zu bekommen,
hatten leider keinen Erfolg.], nach der Hans Joachim Führer die Übersetzung für die
Gesammelten Werke besorgte.

Zwischen "La plethora ..." und der "Aktiven Währungspolitik" gibt es mancherlei
Parallelen, angefangen von der vehementen Kritik an der werttheoretischen
Begründung der Goldwährung über die Forderung nach einer das Preisniveau sta-
bilisierenden Geldmengenregulierung bis hin zur internationalen Abstimmung der
Währungspolitik. Jedoch ist "La plethora ..." auf die spezifisch argentinischen
Verhältnisse zugeschnitten und knüpft an die Vorschläge an, die Gesell 1898 in
seiner Schrift "La cuestion monetaria argentina" gemacht hatte. "La cuestion ..." wurde
daher auch unverändert als Teil I in "La plethora ..." übernommen. Da das
Preisniveau innerhalb eines Landes jedoch nur dann dauerhaft stabilisiert werden
könne, wenn auch die Wechselkurse stabil seien, führte Silvio Gesell im Teil II von
"La plethora ..." seine bereits in der "Aktiven Währungspolitik" umrissenen
Vorstellungen zu einer internationalen Währungspolitik weiter aus. Alle sich einem
internationalen Währungsabkommen anschließenden Nationen sollten ihre jewei-
ligen Landeswährungen nach einheitlichen Richtlinien stabilisieren und in einem
"Akt internationaler Brüderlichkeit" [Silvio Gesell, La plethora, in: SGW Band 5, S. 245.] ein
gemeinsames internationales Währungsamt schaffen, das die dann noch verblei-
benden Devisenkursschwankungen ausgleicht. Zwar baute Gesell seinen
Vorschlag wegen der Aussichtslosigkeit größe-erer währungspolitischer Änderun-
gen auf die damals noch vorherrschende Goldkernwährung auf. Insofern handelte
es sich nur um eine jener "zweitbesten" Lösungen, die – wie die steuerlichen
Maßnahmen zur Förderung oder Verhinderung der industriellen Nutzung des
Goldes zeigen – nicht ohne komplizierte Zusatzregelungen auskommen. Aber der
Gedanke, daß alle Länder der Erde zu einem "internationalen Organismus" [Silvio
Gesell, La plethora, in: SGW Band 5, S. 235.] zusammenwachsen und eine internationale
Währungsinstanz einrichten müssen, die anstelle des Goldautomatismus für ein
Gleichgewicht der Weltwirtschaft sorgt, war zu jener Zeit selbst in dieser noch
unausgereiften Form zweifellos bahnbrechend. Später legte Silvio Gesell mit dem
Konzept einer "Internationalen Valuta-Assoziation" auch noch den Grundstein für
eine völlig vom Gold gelöste internationale Währungsordnung. [Silvio Gesell,
Internationale Valuta-Assoziation (IVA) – Voraussetzung des Weltfreihandels, der einzigen für das zer-
rissene Deutschland in Frage kommenden Wirtschaftspolitik; Sontra 1920. – Diese Arbeit befindet sich
im Band 12 der "Gesammelten Werke".]

In den Anhang zum Band 5 sind einige unveröffentlichte Manuskripte von Silvio
Gesell aufgenommen, die Ende der 1980er Jahre bei seinen Nachkommen in
Argentinien gefunden wurden und die uns Hans-Joachim Führer zugänglich mache-
te. Bei der ältesten der erhalten gebliebenen Handschriften Gesells handelt es sich
um das Fragment eines Entwurfs zu einem Werbeprospekt für die Zeitschrift "Die
Geld- und Bodenreform". In den Werkeverzeichnissen von Friedrich Landmann

und Willy Hess findet sich kein Hinweis auf die Veröffentlichung eines solchen Prospekts. Dieses Fragment enthält den wichtigen Hinweis, daß Gesell damals noch keinerlei Organisation als Träger seiner Reformvorschläge für nötig hielt. Der Gedanke sollte sich aus eigener Kraft seinen Weg in das Bewußtsein der Menschen bahnen. Hierin zeigte sich Gesells unbedingter Glaube an die Überlegenheit der Wahrheit über Irrtümer und Lügen.

Ebenso fest war sein Glaube an die vom klassischen Liberalismus erkämpfte Selbstbestimmung des Menschen. Doch war der Liberalismus auf halbem Weg stehen geblieben. Er hatte nicht die der Marktfreiheit noch angelegten kapitalistischen Ketten erkannt. Deshalb trug die Marktfreiheit "Dornen statt Rosen" [Vgl. die Seite 253 in SGW Band 5.], was vielfältige antiliberalen Gegenkräfte hervorrief, die der Marktfreiheit durch den Staat noch weitere Ketten anlegen lassen wollten anstatt sie – wie es Gesell in einem weiteren Entwurf forderte – von jeglichen Ketten zu befreien und sie in eine rechtliche Rahmenordnung hineinzustellen. So sollte die Marktfreiheit vor einer vorschnellen Aburteilung die Möglichkeit erhalten, die in ihr angelegten guten Früchte zu tragen und ihre Vorzüge gegenüber allen Arten der staatlichen Reglementierung des Lebens unter Beweis zu stellen. Auch dieser Entwurf blieb unveröffentlicht, und Gesell warb mit einem anderen Prospekt für sein Buch "Die Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeits-ertrag". [Vgl. den veröffentlichten Alternativentwurf in SGW Band 4 auf den Seiten 7-10.] Die ersten Absätze dieses Entwurfs sind im übrigen fast identisch mit dem Aufsatz "Handelsfreiheit", mit dem Gesell seine Zeitschrift "Die Geldreform" eingeleitet hatte. [Silvio Gesell, Gesammelte Werke Band 3, S. 56.]

Der Hoffnung Silvio Gesells auf eine Ausbreitung seiner Lehre folgte die ernüchternde Einsicht, daß dem Umdenken der Menschen große Widerstände entgegenstehen. Wie viele andere Entdecker vor und nach ihm mußte auch er die Erfahrung machen, daß sich eine neue Wahrheit nicht verbreitet, indem sich die Zeitgenossen zu ihr bekehren und die bis dahin gültigen Ansichten aufgeben. Im günstigsten Fall wächst die von den alten Lehren nicht mehr so nachhaltig geprägte nächste Generation in sie hinein. Ganz in diesem Sinne schrieb Gesell am 6. Juni 1908 an Georg Blumenthal: "Ich halte es für eine undankbare Arbeit, einzelnen Personen, die so tief in Vorurteilen stecken und die so schwer davon zu befreien sind, dabei zu helfen ... Für die Alten ist leider der Tod der einzig erfolgreiche Widersacher. Und das ist ja schließlich auch der Zweck des Todes." Die Schwierigkeiten, anderen Menschen seine Gedanken nahezubringen, stellten Gesell immer wieder vor die Frage, was wohl im Menschen beim Denken und Umdenken vor sich gehen mag. In dem Manuskript "Der Stoff der Gedanken" fand die Beschäftigung mit dieser Frage ihren Ausdruck.

In der "Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag" hatte Silvio Gesell die Bodenreform als ein Mittel zur Überwindung der "Teilung der Erde" dargestellt und beklagt, daß nach unzähligen Kriegen "... die politische Weltkarte

heute wie ein Bettlerrock (aussieht), geflickt und zerfetzt; neue Grenzzäune erheben sich alle Tage, und eifersüchtiger denn je bewacht jeder seinen Knochen, seine von den Vätern geerbte Bettelsuppe." [Silvio Gesell, Gesammelte Werke Band 4, S. 75.] An diese Äußerung erinnert das Fragment "Der Gegenstand der Vaterlandsliebe im Wandel der Jahrhunderte". (Vgl. die Abbildung auf S. 258 im Band 5)

Von den Vorarbeiten zur 1911 erschienenen "Neuen Lehre vom Geld und Zins" ist ein Fragment erhalten geblieben, das einen aufschlußreichen Einblick in das Lebensgefühl Silvio Gesells und in die Art vermittelt, wie er sich selbst in der Rolle des – wie er es später einmal sagte – "Lastträgers einer der Menschheit gehörenden Wahrheit" wahrnahm. Außerdem taucht hier erstmals der Gedanke des "Geldstreiks" auf, den Blumenthal aufgriff und weiter ausführte. [Blumenthal propagierte die Idee des "Geldstreiks" erstmals im "Physiokrat" in der Nr. 5 des 1. Jahrgangs (1912). Hier liegt der gedankliche Ausgangspunkt für die späteren Experimente mit Gesells Reformgeld.]



Silvio Gesell
um 1908

SILVIO GESELL

1023. MORENO. 1023

Buenos Aires, 22. April 1907.

Mein lieber Freund!

Ich erhielt gestern die Proban
über Moses und habe mich über die Ausführung
recht gefreut. Ich glaube auch, daß der Vulegar
auf seine Kosten ^{der Proben} kommen wird, denn der allg.
Preis von 30 Pfz. wird dem Absatz sehr erleichtern. Es
gibt verschiedene Uebersetzungen in denen man
eine Besprechung der Schrift veranlassen müßte, denn
gerade die Lehrer empfinden es als eine Herabwendi-
gung daß man von ihnen die Verbreitung von
Märchen verlangt, an die sie selbst nicht glauben.
30 Pfz. wird also jede Uebersetzung besetzen.
Auch der Anfang an die Uebersetzung ist gut, mir
möchte ich für etwaige Missethungen bemerken
daß es von der Uebersetzung der Sache von jetzt an besser
wäre, mich überhaupt nicht mehr zu nennen.
sondern von der "Welt- & Bodenreform" als von
etwas bereits Bekanntem zu sprechen. Die
Menschen, welche sich lieber unter einem Gedanken
als unter einem Namen zusammen. Dann der
Gedanke ist rein, während der Name viele Neben-
sachen in sich trägt. (Demarolle). Mit Rücksicht
es aber ganz auf die Sache an, meine Person ist mir
in dieser Sache ganz gleichgültig, denn ich bin frei
von jeder der Uebersetzung, ohne die Uebersetzung. Ich

habe überhaupt an diese Sache nur mehr den
Wunsch, daß meine Arbeit nicht verloren gehe &
daß, jezt andere, junge und hungerige Männer
sich der Sache annehmen. Ich habe 15 Jahre, meine
besten Jahre, der Angelegenheit gewidmet und
würde nun mich mit philosophischen Fragen und
Naturstudien beschäftigen für die ich von Jugend
an ein besonderes Interesse hatte. Freilich würde ich
wohl dabei die Erfahrung machen, daß man den
höchsten Problemen der Menschheit, daß man Gott
sein ganzes Leben, nicht den schätzbaren Rest stel-
len darf, aber einen Blick in die Tiefen würde ich doch
noch wagen und habe es eine kleine Hoffnung, daß
mir gelingen wird.

Der Einsproblemen müßte noch in Detailfragen
beurteilt werden und namentlich durch statistische
Arbeiten erläutert werden. Vielleicht findet sich mit
der Zeit jemand, der sich dieser Aufgabe widmet.

Jezt sind es nur mehr wenige Tage, daß Sie
für den König arbeiten und freue mich mit Ihnen
über den nahen Tag wo Sie den braven Carnivalskost
den Abfahrts anvertrauen werden.

Mein Geschäft hier geht immer gut & Sie brauchen
sich wieder keine Sorgen zu machen. Ich werde meine
Vorstellungen Ihnen gegenüber nachkommen.

Leben Sie wohl, grüßen Sie auch Ihre l. Frau
Gemahlin bestens.

Th. Schenck
Selvis J.

**Wortlaut des auf den Seiten 16/17 abgebildeten Briefes
von Silvio Gesell an Georg Blumenthal
vom 22. April 1907**

Mein lieber Freund!

Ich erhielt gestern die Broschüre über Moses und habe mich über die Ausführung recht gefreut. Ich glaube auch, daß der Verleger auf seine Kosten bzw. Arbeit kommen wird, denn der billige Preis von 30 Pfennig wird den Absatz erleichtern. Es gibt verschiedene Lehrerzeitungen, in denen man eine Besprechung der Schrift veranlassen müßte, denn gerade die Lehrer empfinden es als eine Herabwürdigung, daß man von ihnen die Verbreitung von Märchen verlangt, an die sie selbst nicht glauben. 30 Pfennige wird sicher jeder Lehrer gerne bezahlen.

Auch der Aufruf an die Arbeiter ist gut, nur möchte ich für etwaige Wiederholungen bemerken, daß es *im Interesse der Sache* von jetzt an besser wäre, mich überhaupt nicht mehr zu nennen, sondern von der „Geld- und Bodenreform“ als von etwas bereits Bekanntem zu sprechen. Die Menschen schließen sich lieber unter einem Gedanken als unter einem Namen zusammen. Denn der Gedanke ist rein, während der Name viele Überraschungen in sich trägt (*Damaschke*). Mir kommt es aber ganz auf die Sache an, meine Person ist mir in dieser Sache ganz gleichgültig, denn ich bin frei vom Laster des Ehrgeizes bzw. der Eitelkeit. Ich habe überhaupt in dieser Sache nur mehr den Wunsch, daß meine Arbeit nicht verlorenggeht und daß jetzt andere, junge und *hungrige* Männer sich der Sache annehmen. Ich habe 15 Jahre, meine besten Jahre, der Angelegenheit gewidmet und möchte nun mich mit philosophischen Fragen und Naturstudien beschäftigen, für die ich von Jugend an ein besonderes Interesse hatte. Freilich werde ich wohl dabei die Erfahrung machen, daß man den höchsten Problemen der Menschheit, daß man Gott sein ganzes Leben, nicht den schätzbaren Rest schuldig ist, aber einen Blick in die Tiefen möchte ich doch noch wagen und habe so eine kleine Hoffnung, daß es mir gelingen wird.

Das Zinsproblem müßte auch in Detailfragen bearbeitet und namentlich durch statistische Arbeiten erläutert werden. Vielleicht findet sich mit der Zeit jemand, der sich dieser Aufgabe widmet.

Jetzt sind es nur mehr wenige Tage, daß Sie für den König arbeiten, und ich freue mich mit Ihnen über den nahen Tag, wo Sie den bunten Karnevalsrock der Abfuhr anvertrauen werden.

Mein Geschäft hier geht immer gut, und Sie brauchen sich weiter keine Sorgen zu machen. Ich werde meinen *Verpflichtungen* Ihnen gegenüber nachkommen.

Leben Sie wohl, grüßen Sie auch Ihre liebe Frau Gemahlin bestens.

Ihr Freund

Silvio G.

[Hinweis des Herausgebers: In seinem 1975 in Bern erschienenen Verzeichnis der Werke von Silvio Gesell hat Willy Hess die Zahl der Korrespondenzpartner Gesells auf rund 600 geschätzt (S. 15). Leider gingen diese Korrespondenzen zum allergrößten Teil verloren. Erhalten geblieben sind lediglich etwa 350 Briefe und Postkarten. Die Suche nach weiteren Briefen und Postkarten ist überaus schwierig; sie wird jedoch bis zum Ende dieser Edition fortgesetzt, und die dann vorliegenden Korrespondenzen werden in einem gesonderten Band herausgegeben.]

Der neue Bankrott der Goldwährung und die allgemeine Geschäftslage

Etwa seit Ende des Burenkrieges gehen die Warenpreise allenthalben in der Welt wieder einmal stark aufwärts, nachdem sie mehrere Jahre vorher in einer ausgesprochenen Baisse sich bewegten. Es vergeht kaum ein Tag, daß aus Europa nicht neue Preisaufschläge gemeldet werden. Viele Waren sind in den letzten Jahren um 10, 20 und 30% gestiegen. Nicht selten erhält man aus Deutschland Kataloge, die eben von der Druckerei kommen und die vorne auf einem bunten Zettel die Bemerkung tragen, daß infolge der Erhöhung der Rohmaterialien der Fabrikant sich gezwungen sieht, auf alle Preise des eben erschienenen Katalogs einen Zuschlag von 5, 10 und 15% zu erheben. Jeder, der mit europäischen Geschäftshäusern in Verbindung steht, wird dies bestätigen.

Solche Aufschläge werden am Fuße der Rechnung angebracht, genau so, wie wir in Argentinien das Goldagio berechnen. Hier sagen wir: „Cambio so und so viel Prozent“.

Als Beispiel gelte eine mir vorliegende Rechnung einer deutschen Fabrik:

Summa der Rechnung			4280,00 Mk.	
25% Rabatt			<u>1070,00 Mk.</u>	
			3210,00 Mk.	
Preisaufschlag vom $\frac{1}{1}$ 1905	10%		311,00 Mk.	
Preisaufschlag vom $\frac{1}{8}$ 1905	15%		466,50 Mk.	
Preisaufschlag vom $\frac{1}{8}$ 1906	10%		311,00 Mk.	<u>1088,50 Mk.</u>
		Summe		4298,50 Mk.

Und das ist durchaus kein vereinzelter Fall. Fast alle Rechnungen, die auf Grund älterer Kataloge gemacht werden, sehen so aus.

Was bedeutet nun das alles? Als hier in Argentinien die Inkonversion des Papiergeldes erklärt wurde, sprach man allgemein vom Bankrott des Papiergeldes. Als das Agio auf 10, 20 und 30% stieg, fluchte das ganze Volk über das Papiergeld – obschon das Agio des Papiergeldes von genau den gleichen Erscheinungen begleitet war, die wir jetzt beim Gold als Zeichen geschäftlicher Blüte fröhlich begrüßen. Ob wir aber die Erscheinung mit Preisaufschlag oder mit Aufgeld, Agio, cambio bezeichnen, ändert doch nichts am Wesen derselben. Auch die Ursache der Erscheinung ist wesentlich die gleiche beim argentinischen Gold-Agio wie beim deutschen Preisaufschlag. Hier druckte man massenhaft Papiergeld, in Europa prägt man massen-

haft Metallgeld. Ob wir das Geld prägen oder drucken, für den Handel ist das höchst gleichgültig. Wird Geld über den Bedarf hinaus fabriziert, so gehen die Preise der Waren hinauf, einerlei ob es sich um lumpiges Gold oder aus Lumpen hergestelltes Papier handelt.

Also, das, was man in Europa jetzt Preisaufschlag nennt, ist im Wesen und in der Ursache genau das, was uns hier als Agio so bekannt ist; es ist ganz einfach der private kaufmännische Ausdruck für die Bankrotterklärung der Währung, der Goldwährung.

Durch das Konversionsgesetz vom Jahre 1900, welches die argentinische Regierung bevollmächtigt und verpflichtet, soviel neues Papiergeld auszugeben, wie nötig ist, um alles Gold zu kaufen, das ihr zum Preise von 44 Cent für den Peso moneda legal angeboten wird, greift natürlich der Bankrott der Goldwährung (das Agio der Waren) auf unseren Markt über.

Wird viel Gold gefunden, so müssen wir hier in Argentinien viel Papiergeld drucken, um das hereinströmende Gold aufzukaufen. Und so ist seit Ende des Burenkrieges die Summe des ausgegebenen Papiergeldes fast verdoppelt worden. Damals waren es 300, und jetzt sind es 500 Millionen!

Solange nun der Zufall will, daß die Goldgräber viel Gold finden, können die Prägeanstalten in Europa mit Volldampf arbeiten, und die Preise der Waren gehen dort und durch das Konversionsgesetz auch hier herauf – und eine Krise, ein Krach, eine Geschäftsstockung ist dann nicht zu befürchten. Wir können so jahrzehntelang weiterwirtschaften, wenn nur der Zufall genügend Gold zutage fördert, um den Ofen der Hausse zu heizen. Stockt aber einmal die Zufuhr, werden für die sich erschöpfenden Goldlager keine neuen „gefunden“, so schlägt die Hausse augenblicklich in eine Baisse um, und es kracht an allen Enden – auch hier, weil wir durch das Konversionsgesetz unsere Währung mit dem Golde verkuppelt haben.

Wir müssen also auch in Argentinien mit der Möglichkeit eines Kraches rechnen – wenigstens, solange wir das Konversionsgesetz aufrechterhalten, solange wir uns nicht entschließen können, unsere eigenen währungspolitischen Wege zu gehen.

Wollen wir uns vor einem Krach wirksam schützen, so müssen wir das argentinische Geldwesen völlig vom Golde scheiden und durch Gesetz die Regierung ermächtigen, völlig unabhängig von den Goldbeständen der Konversionskasse Geld, Papiergeld, so oft und so lange zu drucken und auszugeben, wie die Preise der Waren abwärts neigen, und umgekehrt so oft und so lange Papiergeld einzuziehen, wie die Preise aufwärts streben.

Handeln wir nach diesem einfachen Rezept, so bleiben die Preise fest; und solange dies der Fall ist, entwickelt sich der Handel auf fester Grundlage, und jede

Möglichkeit einer Geschäftsstockung ist für immer beseitigt.

Anmerkung: Näheres über diesen Vorschlag in meiner Schrift „*Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag durch die Geld- und Bodenreform*“, Leipzig 1906, 284 Seiten, Preis \$ 3,—.

In den hiesigen Zeitungen erschienen in der letzten Zeit vielfach Artikel, die von der Furcht und Erwartung eines mehr oder weniger nahen Kraches diktiert zu sein schienen. Man erachtet die allgemeine Preistreiberei für unnormal und ungesund. Solches Urteil wäre aber nur dann berechtigt, wenn man auch gleichzeitig die Goldwährung für ungesund erklärte, wenn man die großen Goldfunde, die durch Rußland und Japan abgestoßenen Goldbestände als die eigentliche Ursache der allgemeinen Preistreiberei, als den wahren Störenfried bezeichnete. Aber an das Gold wagt sich niemand heran. Und darum klingen auch alle diese Cassandra-Lieder in den frommen Wunsch aus: „Man möge doch die Spekulation sein lassen“.

Diese bösen Spekulanten! Wer aber sind diese Spekulanten? Jeder, der kauft, um mit Profit das Gekaufte loszuschlagen, ist Spekulant. Soll man nun nicht mehr kaufen und das Geld verscharren? Wer eine Bahn baut und für die Hunderttausend Einwanderer Fabriken und Häuser errichtet, der spekuliert. Soll man nun den Einwanderern die Arbeitsgelegenheit nehmen? Soll man sie ohne Obdach lassen? Allerdings denkt man heute beim Ausdruck „Spekulation“ in erster Linie an die Landpreise. Aber, wenn *eine Spekulation* eine gesunde Unterlage hat, so ist es wohl die Landspekulation. Eine Fabrik, irgend ein industrielles Unternehmen kann durch Streik ruiniert werden. Die Maschinen verrotten und veralten, die Rohstoffe verfaulen, aber den Grundbesitzer hat noch kein Streik ruiniert. Während des Streiks fressen die Schafe, wächst die Wolle, werden Junge gesäugt. Dabei eine Regierung, die fast ausschließlich aus Grundbesitzern besteht oder von Grundbesitzern gewählt wurde, von der man also erwarten kann, daß sie alles tun wird, was nötig ist, um die Grundrente vor den frivolen Gelüsten der Arbeiter zu schützen, um die Einwanderer zu Gunsten der Grundrente zu plündern. Wer hier Land kauft, zumal in der Nähe der großen Besitzungen unserer maßgebenden Politiker, dem steht die ganze Regierungsmaschinerie und Gesetzjobberei zur Seite, um die Grundrente und damit auch den Landpreis zu sichern.

Der Spekulant geht bei seinen Berechnungen mehr oder weniger von ihm bekannten Verhältnissen aus. Er kennt die Preise, die die Landprodukte in Europa erzielen, er kennt die Frachtsätze, den Zins, die Löhne und berechnet danach den Reinertrag des Landes. Und solange diese Preise nicht heruntergehen, ist seine Spekulation rechnerisch richtig und gesund. Wer anderer Meinung ist und an dem Fortbestand der jetzigen hohen Preise zweifelt, der zweifelt an der Vortrefflichkeit der Goldwährung, und statt der Spekulation müßte er die Goldwährung angreifen.

Soll es hier donnern und krachen, so muß es vorher in Europa blitzen. Infolge des

Konversionsgesetzes kann das argentinische Wirtschaftsgebäude uns unter den Trümmern des europäischen einstürzen. Doch vorläufig liegt kein besonderer Grund zur Besorgnis vor. Im Gegenteil – laut Telegramm der „Prensa“ vom 14. des Monats sind in New York in den letzten zwei Jahren alle Preise um durchschnittlich 30% gestiegen und laut Telegramm derselben Zeitung vom 18. ds. zieht der Schatzsekretär Staw aus dieser Preissteigerung den Schluß, daß es an Geld in den Vereinigten Staaten fehlt. Und diese Ansicht teilt auch die New Yorker Handelskammer. Das heißt so viel, daß man den jetzigen Massenprägungen von Gold noch ebensolche Massen Papiergeld zugesellen wird!

Lieber Gott, magst also ruhig sein! Solange solche Pfuscher die Geldverhältnisse des größten Marktes der Welt nach solchen Grundsätzen ordnen, werden die Preise weiter in die Höhe gehen, und krachen wird es solange weder dort noch hier.

Goldwährung und Geschäftslage – Replik

Gestatten Sie mir einige Worte der Erwiderung auf die redaktionellen Bemerkungen am Schluß meines Artikels vom 24. des Monats über den „Neuen Bankrott der Goldwährung“.

Was ich zeigen wollte, ist, daß die jetzige allgemeine Preistreiberei nicht ihre Ursache in einer übertriebenen hiesigen Spekulation hat, sondern in der Hauptsache die Folge ist der durch das Konversionsgesetz auf unseren Markt übertragenen Entwertung des Goldes, und daß, wenn ein Rückschlag eintreten soll, der Anstoß dazu aus Europa kommen muß. Das will nicht heißen, daß noch andere lokale Ursachen (Revolutionen, Miernten, Cholera, Krieg etc.) nebenher mitlaufen können, aber diese Landplagen treten doch heute nicht stärker hervor als in irgend einem letzten Jahre. Revolutionen haben wir hier immer, partielle Miernten auch, und an Epidemien fehlt es auch nicht; aber keine dieser ständigen Erscheinungen hat heute solchen Umfang angenommen, daß wir uns gerade jetzt Sorgen zu machen hätten. Die Erwartung eines baldigen Kraches könnte sich darum nur dadurch begründen lassen, daß der Nachweis erbracht würde, unsere Land- und Produktionspreise wären zu hoch geschraubt – und diesen Nachweis hat niemand erbracht. Im Gegenteil: Deuten die ständigen Klagen über Pacht- und Mietzinserhöhungen nicht darauf hin, daß die Land- und Bodenpreise nur darum gestiegen sind, weil es möglich war, erhöhte Mieten und Pachten herauszuschlagen? Würden die Mieten heruntergehen, dann wäre Grund vorhanden zu der Annahme, daß auch die Bodenpreise heruntergehen werden.

Und wie sollten die Pachtpreise und Wohnungsmieten heruntergehen, solange der Einwanderungsstrom nicht versiegt, solange der Gattungstrieb, der diesen Strom speist, nicht bei den italienischen und spanischen Weibern versagt?

Es mag ja sein, daß hier und dort Bodenpreise bezahlt worden sind, denen die Fruchtbarkeit der Italienerinnen nicht gewachsen ist. Es kann auch sein, daß sich manche der Erwerbungen in schwachen Händen befinden. Aber im allgemeinen ist die Spekulation eine richtige, und der Bodenpreis hier im Lande muß stetig und stark aufwärts gehen.

Als Grund zur Sorge bleibt also augenblicklich nur die Möglichkeit, daß in Europa ein Rückschlag eintreten kann. Und wie sehr ich im Rechte war, als ich die Aufmerksamkeit auf die Kapriзен der Goldwährung lenkte, zeigten Sie am 26. selbst durch Ihre Notiz:

ber die wirtschaftliche Lage in Deutschland lesen wir in der „Prensa“ folgende vom 24. datierte Depesche aus Berlin: *„Einige Blätter zeigen wenig Vertrauen in die*

Fortdauer der außergewöhnlichen wirtschaftlichen Prosperität, die z. Z. in Deutschland herrscht. Das Publikum erweist sich ebenfalls nicht vertrauensselig und will auf keine der gewaltig in die Höhe gegangenen Spekulationspapiere anbeißen, trotzdem viele dieser Aktien enorm hohe Dividende brachten. Man glaubt nämlich, daß dieser Hochstand von kurzer Dauer sei und bald eine schwere Krise hereinbreche. Viele Banquiers teilen diese Ansicht.“

Im übrigen will ich, um Mißdeutungen vorzubeugen, nur noch bemerken, daß ich das jetzige Konversionsgesetz nicht beseitigen, sondern verbessern will. Gegenüber dem früheren anarchischen Zustande ist das Konversionsgesetz ein ganz gewaltiger Fortschritt. Auch bin ich, so viel ich weiß, der erste gewesen, der seinerzeit dieses Gesetz in Vorschlag brachte, und bis heute ist meine 1898 erschienene Schrift „*La cuestión monetaria argentina*“ überhaupt die einzige geblieben, die das Konversionsgesetz in methodischer, geordneter und allseitiger Weise begründete. Es sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß das Gesetz von den Hauptblättern des Landes auf das heftigste bekämpft wurde und daß alle diesem Gesetzesvorschlag günstigen Untersuchungen von der Presse totgeschwiegen wurden. Für die meisten sind die Millionen der Konversionskasse überhaupt heute noch ein Rätsel, und ich erinnere mich, daß meine Berechnungen über die zu erwartenden Einnahmen der Konversionskasse nur ein mitleidiges Kopfschütteln erweckten. Und doch sind die Millionen jetzt da.

Aber das Konversionsgesetz bildet nur die erste Etappe zur Gesundung unserer Währung. Von der zweiten Forderung – die Ausgabe von Papiergeld unabhängig vom Golde zu machen und allein vom Preisstand der Waren leiten zu lassen – habe ich im vorigen Artikel gesprochen. Die von der Redaktion gegen diesen Vorschlag erhobene Einwendung, daß die Machtbefugnisse der Regierung durch eine solche Einrichtung zu sehr erweitert würden, ist nicht stichhaltig – denn wie die Geschichte der letzten Jahre beweist, sind die Machtbefugnisse unserer Regierung in Währungsangelegenheiten jetzt schon ganz unbegrenzte. Mit welchen Befugnissen arbeiten denn *Celman*, *Pellegrini* und *Boca*? Man kann die Währung einrichten wie man will, die Macht der Regierung ist in diesen Dingen immer eine unumschränkte. Das einzige, was sich hier tun läßt, ist, diese Macht in die richtigen Kanäle zu leiten, indem man der Regierung zeigt, wie das Geld verwaltet werden muß, damit der Handel sich frei und sicher entwickeln kann. In der Theorie der Goldwährung herrscht heute tolle Anarchie, und wo die Regierung befugt ist, die Geldverhältnisse des Landes nach dieser Theorie zu ordnen, da besitzt auch die Regierung einen Freibrief zu den tollsten Streichen. Darum würde auch die gesetzliche Anerkennung der Forderung, daß die Regierung den Geldumlauf direkt den Warenpreisen anzupassen hat, die Machtbefugnisse des Staates nicht erweitern, sondern im Gegenteil beschränken.

Finanzpolitische Betrachtungen

I Das Konversionsgesetz

Der Goldklumpen in der argentinischen Konversionskasse wächst zusehends, wie denn überhaupt der Erfolg des Konversionsgesetzes ein ganz unerhörter und, sagen wir es offen, für die große Mehrzahl der Praktiker und Theoretiker völlig unerwarteter war. Alle sind baff, und nur wenige haben für die Zeichen überhaupt irgend eine Deutung. Innerhalb von vier Jahren 100 Millionen Pesos, 150 000 Kilos, sieben Kubikmeter 14-karätiges Gold! Wer hätte das für möglich gehalten!

Als das Konversionsgesetz besprochen wurde, fielen die Zeitungen, voran „La Naciön“ und „La Prensa“ darüber her und bezeichneten das Unternehmen rundweg als ein verrücktes, als Raub. Warum? Weil *Leroy Beaulieu*, der gelehrte ungelehrte Schwätzer, der Ölgötze der argentinischen Volkswirte, es ihnen bewiesen hatte.

Und so sehr leuchteten die Beweise des Pariser Gelehrten unseren Volkswirten ein, daß diese noch heute dem Gelehrten mehr glauben als den offenkundigen Tatsachen. Führt doch in diesen Tagen (4. Januar) die „Naciön“ das Konversionsgesetz mit unter den Ursachen auf, warum der Kampf ums Dasein so schwer ist.

Noch heute also besteht diese Zeitung darauf, daß man der *Valorizacion de la moneda* keine Schranken hätte setzen dürfen, daß man nach dem Grundsatz *laissez faire* ruhig hätte abwarten sollen, daß das Gold *à la par* gekommen wäre, als ob es in der Verwaltung des Papiergeldmonopols, wie der Monopole überhaupt, ein *laissez faire* gäbe! Monopol und *laissez faire* sind doch Gegensätze!

Vor dem Erlaß des Konversionsgesetzes lagen in den Banken 200 Millionen Papierpesos, also $\frac{2}{3}$ der damaligen Emission, und niemand wußte, wie man das Geld damals im Handel und in der Industrie hätte gebrauchen können. Auch zinsfrei hätte niemand etwas damit anfangen können. Stand doch mit der erhofften *Valorizacion hasta la par* ein allgemeiner Preisrückgang von 50% bevor! Und wer wird eine Sache heute für 100 kaufen, wenn er annimmt, daß er sie künftig für 50 wird kaufen können oder für 50 wird verkaufen müssen? Also ließ man das Geld auf der Bank, wo sich, wie gesagt, nach und nach $\frac{2}{3}$ des gesamten Geldumlaufs anhäuften. Niemand kaufte, niemand baute, niemand arbeitete schließlich. Alle warteten, daß aus dem Papier Geld würde. Aber wenn jeder den Kauf, den Bau, das Unternehmen auf später verschiebt, so wird auch nichts verkauft, und da man nur solange den Fabrikbetrieb aufrecht erhält, wie der Absatz gesichert ist, so wurden die Arbeiter entlassen.

Und solches war um so mehr geboten, als man ja, falls das Geld wirklich *a la par* gekommen wäre, alle Rohstoffe um die Hälfte billiger würde kaufen können, alle

Löhne um die Hälfte würde herabsetzen müssen! Wer also damals den Betrieb aufrecht erhielt, tat es mit der Aussicht, die Produkte mit 50% Verlust verkaufen zu müssen.

Es gab also damals nur eine einzige sichere Kapitalanlage, das war die Schließung der Fabrik und die Verwandlung des sonst für Löhne bestimmten Kapitals in ein totes Bankdepot. Und so kam es, daß, als infolge ausgezeichneten Erntens der Goldkurs fiel und die *Valorizacion hasta la par* möglich angesehen wurde, zwei Drittel der Arbeiter von Buenos Aires entlassen waren. 40 000 Mann durchzogen damals die Straßen, verlangten Arbeit, verlangten – trararabumdele – *die Rückführung des Goldkurses auf pari!* Eine interessante, lehrreiche Geschichte. Hätte man diesen Wunsch der Arbeiter erfüllt, sie wären alle verhungert. Der Versuch, das Goldagio zu beseitigen, hätte alle Industrie sowie auch die Landwirtschaft zu Grunde gerichtet und wäre trotzdem nicht gelungen. Ohne Konversionsgesetz stände das Gold jetzt auf 300, und die 100 Millionen der Konversionskasse wären in den Taschen einiger Spekulanten.

Kaum war das Konversionsgesetz erlassen, welches den auf die *Valorizacion* gestützten Hoffnungen und Befürchtungen den Boden entzog, da leerten sich auch sogleich die Banken, und die 200 Millionen ergossen sich auf den Markt und setzten die verrostete Maschinerie wieder in Gang. Die Arbeitslosigkeit verschwand, die Einwanderung, die von der Auswanderung überholt worden war, nahm wieder mächtig zu, und unter dem Einfluß der rosigen Stimmung, die nun die Überhand gewann, verschwand auch der kleinliche Geist aus den Verhandlungen mit Chile, und der Friede wurde geschlossen. Hätte das Konversionsgesetz dem Lande nicht Luft gemacht, so hätte man es - das ist fast sicher - mit Pulver versucht.

Dieser ganze Zusammenhang ist so einfach und klar, aber wie wenig er heute noch begriffen wird, ersieht man aus den Angriffen, die, wie in der *Nación*, noch immer auf das Konversionsgesetz gemacht werden.

II Die Konversionskasse

Mit der schnell wachsenden Bevölkerung und mit dem ebenso schnell sich vollziehenden Übergang der Urproduktion zur Warenproduktion wächst der Bedarf des Landes an Geld schnell und stetig und durch das Konversionsgesetz soll dieser Bedarf automatische Deckung finden.

Das Konversionsgesetz sagt, daß für jeden Peso Papiergeld, den die Konversionskasse ausgibt, 44 Centavos, ca. drei Zehntel Gramm Gold hinterlegt werden müssen. Damit also der Bedarf des Marktes an Geld gedeckt werden kann, muß vorher

Gold beschafft, in der Regel von Europa eingeführt werden. Kein Gold, kein Geld, mag auch der Handel darunter leiden. Damit es sich nun für den Privatmann lohnt, Gold einzuführen, muß vorher der Wechselkurs hoch genug steigen, daß er für die Unkosten der Goldeinfuhr (Seefracht, Seeverversicherung, Verpackung, Zinsverlust und Profit) Deckung liefert. Und umgekehrt natürlich, wenn es sich darum handelt, Gold zu exportieren.

Diese sogenannte automatische Deckung des Geldbedarfes des Marktes durch die Konversationskasse bedingt somit Differenzen im Wechselkurs, die zwischen den Kosten der Goldein- und -ausfuhr pendeln und die gerade für dieses Land besonders groß sind, weil wir von den Goldmärkten sehr weit entfernt sind.

Diese großen Schwankungen im Wechselkurs, die bei den hier in Betracht kommenden Entfernungen und dem hohen Zinsfuß mehrere Prozent betragen können, sind für den Handel ein nicht zu unterschätzendes Hindernis, besonders auch darum, weil der Wechselkurs erst dann steigen und fallen kann, nachdem sich die Zahlungsbilanz zu Gunsten des Goldimports (oder Exports) verschoben hat und weil sich die Zahlungsbilanz in dieser Weise und der Regel nach nur dann verschiebt, nachdem die Preise im ganzen Land so weit gesunken (bzw. gestiegen) sind, daß die Wareneinfuhr erschwert, die Warenausfuhr erleichtert wird. *Die Wechselkursschwankungen sind also als Exponent mindestens gleich großer Preisschwankungen zu betrachten.*

Diese Nebenwirkung des Konversionsgesetzes ist also bedeutend genug, um bei vielen Geschäften, besonders im Großhandel mit Landesprodukten, den erwarteten Gewinn in Verlust umschlagen zu lassen, und um den Wunsch zu erwecken, diese Nebenwirkung des an und für sich ja segensreichen Konversionsgesetzes zu beseitigen.

Ich gestatte mir daher, dem argentinischen Handelsstand den folgenden, auf die Beseitigung der Wechselschwankungen zielenden Vorschlag zur Prüfung zu unterbreiten:

Die Konversationskasse soll ermächtigt werden, an Stelle des Goldes zinstragende Staatsschuldscheine Englands, Deutschlands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten im Umtausch gegen Papiergeld zum Börsenkurs anzunehmen.

Es gehört nicht viel Überlegung dazu, um die Folgen einer solchen Einrichtung zu überblicken.

Zunächst steht fest, daß der Import von Titeln ungleich weniger Unkosten verursacht als der Import von Gold, denn die Seefracht ist bedeutend geringer, die Seeverversicherung läßt sich durch einfache Registrierung der Titelnummern ersetzen, und der Zinsverlust fällt ganz fort, da die Titel ja auch während der Seereise für ihre Verzinsung sorgen.

Die Kosten des Imports solcher Wertpapiere würden also nur einen winzigen

Bruchteil der Kosten der Goldeinfuhr und Ausfuhr bedingen, und da es gerade diese Kosten sind die, die Schwankungen des Wechselkurses verursachen, so müssen naturgemäß diese Schwankungen um so mehr zusammenschrumpfen, je mehr wir genannte Unkosten verringern.

Die Wechselkursschwankungen würden also durch eine solche Einrichtung von vornherein auf ein Minimum zurückgeführt werden und könnten auch ganz beseitigt werden, wenn die Konversionskasse die geringen Kosten der Titelein- und -ausfuhr übernehme.

Heute kann man der Konversionskasse die Kosten der Goldein- und -ausfuhr nicht aufbürden, weil diese Kosten groß sind und weil die Konversionskasse trotz der 100 Millionen doch keine Einnahmen hat. Denn der 100-Millionen-Goldschatz ist ein sogenanntes totes Kapital. Ersetzt man den Goldschatz durch zinstragende Titel genannter Art, die doch immer mindestens 3% abwerfen, so würde die Konversionskasse die Kosten der Titelein- und -ausfuhr tragen und noch einen Überschuß von mehreren Millionen jährlich machen können. Denn in zinstragende Titel verwandelt, würde der 100 Millionenschatz drei Millionen Goldpesos jährlich abwerfen.

Der Vorschlag hätte aber noch andere, viel tiefgreifendere Folgen nicht allein für die Republik, sondern für die ganze Welt. Wenn wir durch den Ersatz der Goldreserve durch zinstragende Titel den Zweck der Goldreserve rein, das heißt ohne die schädlichen Nebenwirkungen der Wechselkursschwankungen erzielen und dabei noch Zinsen einheimsen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch andere Nationen unserem Beispiel folgen werden und ihre Goldreserven auf den Markt werfen. Dann würde das Gold billig werden (billig wie das Silber, als es von allen Nationen als Münze entthront wurde), zum großen Vorteil aller Völker, die schwer an den Ketten des Schuldgefängnisses tragen müssen.

Der hier gemachte Vorschlag könnte also leicht zum Zusammenbruch der Gold- bzw. Metallwährung führen und diese älteste und verderblichste aller aus dem barbarischen Altertum auf uns überkommenen Einrichtungen aus dem Wege der Gerechtigkeit, des Fortschrittes und des sozialen Friedens räumen.

Was kann der Arbeiter vom Streik noch erwarten?

Der Arbeiter hat es oft und lang genug versucht, sich den Stoff zur Besserung seiner Lage durch vermehrte Produktion zu schaffen, doch hat er dabei fast immer die Wahrnehmung gemacht, daß das Mehr der erzeugten Waren nicht ihm, sondern den Rentnern zugute kam. Die Vorteile der Maschinen, der Eisenbahnen, der besseren Sämereien, der verfeinerten Haustiere, der vertieften Arbeitsverfahren, ja selbst der gründlicheren Schulbildung haben immer den Erfolg gehabt, das arbeitslose Einkommen, die Zahl der Rentner zu vermehren. Während noch vor 30 Jahren der Millionär zu den Naturwundern gezählt wurde, gibt es jetzt deren zu Haufen in jeder Stadt. Ja, es gibt viele und volkreiche Städte, die nur von Millionären und ihrer direkten und indirekten Bedienung bewohnt werden. So zählt man zum Beispiel in Charlottenburg über 1300 Millionäre. Und was für Millionäre! Einkommensmillionäre, Leute, die ihr jährliches Einkommen nach Millionen berechnen. Was Wunder, daß der Arbeiter anfängt, sich für die Rentner, für das arbeitslose Einkommen zu interessieren, daß er versucht, dieses Nebenprodukt seiner Tätigkeit in seine eigenen Taschen zu bringen.

Das arbeitslose Einkommen der Rentner besteht ausschließlich aus *Kapitalzins und Grundrente*, beides Produkte, die auf keinem Baume wachsen und die man wie die Hobelspäne nur dort findet, wo gearbeitet wird oder wo Menschen auf beschränktem Boden leben.

Sind aber die Grundrente und der Kapitalzins Nebenprodukte der Arbeit und Volksdichtigkeit, so gehören auch diese beiden Bestandteile des Rentner-einkommens der Arbeit und dem Volke. So sagen wenigstens die Sozialisten, und um die Anerkennung oder Abwehr dieses Satzes dreht sich der ganze soziale Streit. Abschaffung des arbeitslosen Einkommens, das ist der Inhalt der aller Phrasen entblößten sozialen Frage.

Nun glaubt der Arbeiter, daß er durch Streik den Rentnern einen Teil dieses arbeitslosen Einkommens wieder entreißen kann, d. h., daß er Zins und Rente einfach durch Streik zugunsten seines Lohnes zu beeinflussen vermag. Der Arbeiter unterstützt in diesem Glauben die Theorie, wonach sich der Lohn zwar im großen und ganzen mit dem deckt, was der Arbeiter zum Leben und zur Fortpflanzung bedarf, daß aber diese Lebensbedürfnisse als ziemlich elastische Begriffe aufzufassen sind, insofern als jedes Bedürfnis, welches sich der Arbeiter durch Gewöhnung angeeignet hat, zum Range eines Lebensbedürfnisses steigt. So z. B. der Tabak, alkoholische Genußmittel, deren man eher zum Sterben als zum Leben bedarf. Gelänge es z. B. den Arbeitern, den regelmäßigen Theaterbesuch zu einem

Bedürfnis zu erheben, so könnte nach der Theorie der Lohn nur schwer noch so tief sinken, daß dem Arbeiter nicht noch genug für das Theater-Billet übrig bliebe.

Ob diese etwas absonderlich klingende Theorie heute noch von den Arbeiterführern geteilt wird, ist unsicher. Aber sie muß immer herhalten, um den Streik „wissenschaftlich“ zu begründen und um die schweren Opfer, die der Streik den Arbeitern auferlegt, zu rechtfertigen.

Es lohnt sich daher, diese Lohntheorie einer kritischen Nachprüfung zu unterwerfen, denn es handelt sich hier um Hunderte von Millionen, die die Arbeiter der Streikbewegung jährlich opfern, um vielleicht das Gegenteil von dem zu erreichen, was sie bezwecken. Es kommt ja in der Volkswirtschaft oft vor, daß Ereignisse, Gesetze, Handlungen das Gegenteil des erwarteten Erfolges bewirken, wie z. B. hier im Lande die „*valorizacion de la moneda hasta la par*“, von der die große Mehrzahl den Himmel erwartete und die uns Krieg, Bankrott und Hunger gebracht hätte, wenn ihr nicht in letzter Stunde durch das Konversionsgesetz der Boden entzogen worden wäre.

Da der Stoff zur Lohnaufbesserung, die der Streik herbeiführen soll, notwendigerweise aus den Taschen der Rentner, also von Kapitalzins und Grundrente herrühren muß, so bleibt zu untersuchen, ob jene beiden Bestandteile des arbeitslosen Einkommens wirklich so schutzlos den Angriffen der Lohnarbeiter gegenüber sind, daß es genügt, wenn der Arbeiter sich neue Lebensbedürfnisse anschafft, um dem Zins und der Rente gegenüber neue Forderungen durchdrücken zu können.

In bezug auf die Grundrente muß nun diese Frage grundweg verneint werden. Der Unterschied des auf den verschiedenen Böden (Bau- und Ackergrund) mit gleicher Arbeit erzeugten Produktes bestimmt die Grundrente, und da dieser Unterschied zu den Eigenschaften des Bodens zu rechnen ist, so kann ein Streik hier unmöglich die Grundrente verkleinern. Auf die Grundrente läßt sich nur durch die Grundsteuer Einfluß gewinnen und zwar in der Weise, daß man die Steuer nach dem Miet- und Pachtvertrag ermißt. Zahlt der fruchtbare Boden, die zentral gelegene Baustelle eine Grundsteuer, während das Weid- und Wüstland, die Bauplätze außerhalb der Stadt frei bleiben, so wird mit solchen Steuern die Grundrente getroffen. Aber ein Streik kann der Grundrente nichts anhaben. Ebensogut könnte man zur Hebung des Lohnes Messen lesen lassen.

Wie hilflos der Arbeiter der Grundrente gegenüber ist, ersehen wir am besten, wenn wir einen Augenblick überlegen, was geschehen müßte, wenn es dem Arbeiter wirklich gelänge, etwa auf Kosten des Kapitalzinses seinen Lohn zu verdoppeln und wenn er nun mit dem doppelten Lohn doppelt so viel Raum für seine Familie beanspruchen wollte. Würde da nicht sofort der Preis der „*vara cuadrada*“ (Bodenmaß in Argentinien, etwas kleiner als ein Quadratmeter) sich verdoppeln, verzehnfachen? Würden nicht sofort die Wohnungsmieten im Verhältnis und vielleicht

sogar im Mißverhältnis zur Lohnsteigerung in die Höhe gehen? Hier ist der Ort, daran zu erinnern, daß alle Fortschritte der Zivilisation, der Technik, der Gesetzgebung usw. dem Grundrentner zugute kommen müssen.

Man lese doch die Reklamen der rematadores (Versteigerer), wie sie alle die, meistens noch auf Kosten des Staates ausgeführten oder projektierten, Verbesserungen bei der Anpreisung des Bodens aufführen.

Der Staat oder die Stadt hat mit schweren Unkosten eine Straße gebaut – darum erhöht der Grundbesitzer die Pacht, die Miete. Die Stadt baut eine Schule – darum mußt du dem Grundbesitzer einen erhöhten Tribut bezahlen. Ein Unternehmen baut eine Fabrik. Darum streichen sämtliche Grundbesitzer der Umgegend erhöhte Mieten ein. Die Arbeiter haben den Streik gewonnen; seht nun, wie der Schlingel lacht. Der ganze Vorteil muß sein. Wem denn? Dem armen Grundbesitzerlein! Nicht viel besser steht es mit den Angriffen des Arbeiters auf den Kapitalzins. Hier kann ich mich zwar nicht auf eine Theorie beziehen, denn, so unglaublich es klingt, bis zur Stunde hat die den hehren Professoren überlassene Zinsforschung noch keine stichhaltige Erklärung für den Zins zutage gefördert. Aber dafür fehlt es nicht an allbekannten Tatsachen, die der Ansicht, als ließe sich durch Streik dem Kapital beikommen, direkt widersprechen. Als solche Tatsachen nenne ich: Die Löhne sind in den letzten Jahren gestiegen (vielleicht nur nominell), gleichzeitig ist auch der Zinsfuß gestiegen. Die Löhne fielen andauernd während der großen Krise der 70er Jahre, gleichzeitig fiel auch der Zinsfuß. Wenn nun der Lohn auf Kosten des Kapitalzinses steigt, müßte da nicht umgekehrt jede Lohnerhöhung von einer Zinsherabsetzung begleitet sein?

Die Höhe des Kapitalzinses wird, ähnlich den Warenpreisen, durch Nachfrage und Angebot bestimmt. Viele Arbeiter gegenüber wenigen Produktionsmitteln geben hohen Zins, wie viele Käufer gegenüber wenigen Waren hohe Preise geben. Wenige Arbeiter gegenüber wenigen Produktionsmitteln geben niedrigen Zins. Jede Veränderung in dem Verhältnis zwischen Arbeitern und Produktionsmitteln verändert den Zinsfuß. Fände jeder Arbeiter seine Produktionsmittel auf der Straße, so würde der Zins auf Null fallen. In La Plata gab es eine Zeitlang mehr Wohnungen als Mieter, und viele fanden darum in La Plata mietfreie Wohnungen. Wären in La Plata auch die Werkstätten zahlreicher als die Arbeiter gewesen, dann hätten die Arbeiter dort auch zinsfreie Produktionsmittel gefunden. Wenn es sich nun so mit dem Zins verhält, wie kann man hoffen, mit dem Streik, also durch Minderproduktion, den Zins zu drücken?

Kann man etwa die Marktpreise dadurch herabsetzen, daß man nichts mehr produziert? Nehmen wir an, der Streik würde solange anhalten, bis der größte Teil der Rohstoffe und Maschinen verrostet und verfault wäre, würden da bei Wiederaufnahme der Arbeit die Besitzer der wenigen übriggebliebenen Produktions-

mittel nicht der großen Zahl von Arbeitern gegenüber in gewaltigem Vorteile sein, und würden sie da nicht in der Lage sein, den Lohn zu drücken und dadurch für ihr Kapital einen um so höheren Zins herauszuschlagen?

Diese Beispiele zeigen, daß der Streik das Gegenteil von dem erzeugen muß, was der Arbeiter erwartet, und daß der Kapitalzins nur dadurch gedrückt oder beseitigt werden kann, daß man ihn in einem Meer von Kapital ersäuft.

Freilich ist dann noch nicht gesagt, daß, wenn wir den Zins in einer Überproduktion von Kapital ersäufen, der Arbeiter den Vorteil haben wird, denn eine Beseitigung des Kapitalzinses wäre ein Fortschritt, und die Erfahrung lehrt, daß die Fortschritte den Grundbesitzern, dem arbeitslosen Einkommen zugute kommen.

Darum lautet der Rat: Arbeitet, bis daß die Welt mit Maschinen und Wohnungen bis zur völligen Beseitigung des Zinses satt und übersatt ist. Und will dann der Grundrentner den Vorteil für sich reklamieren, so erhöht die Grundsteuer bis zur völligen Konfiskation der Grundrente. Ihr seid dann Rente und Zins los, und euer Lohn wird eurem vollen Arbeitsprodukt entsprechen.

(NB: Wer Näheres über die hier gemachten Vorschläge erfahren will, der lese: „*Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag*“ von Silvio Gesell, Moreno 1023. Preis \$ 2.)

Quacksalberei

Diesen Ausdruck wendet man überall dort an, wo man ohne Kompaß und Lot, auf gut Glück irgendeinem bestimmten Ziele zustrebt. Der Arzt, der die durch Mißbräuche aller Art verhunzte menschliche Maschinerie mit Chemikalien traktiert, der Bauer, der nur bei Neumond sät, der Christ, der alten Pergamenten mehr traut als seinem Verstand usw., sie alle treiben Quacksalberei. Doch am schönsten blüht von jeher die Quacksalberei auf dem Gebiete der Volkswirtschaft. Das ganze Volk, die ganze Welt, Klein und Groß, Fürst und Bettler, Professoren und Stiefelwichser quacksalbern hier um die Wette. Wie die Alchimisten blindlings Stoffe mischten in der Hoffnung, daraus Gold entstehen zu sehen, so werden aufs Geratewohl die Stimmzettel in die Urne der Volkswirtschaft geworfen, in der Erwartung, daß aus ihr das goldene Zeitalter wieder erblühen werde. Die goldene Heerstraße der voraussetzungslosen Forschung, auf der sonst so rüstig und erfolgversprechend vorgeschritten wird, ist in der volkswirtschaftlichen Wissenschaft mit Aberglauben, Bier und Stumpfsinn verbarrikadiert. Hier wird der sinnfälligste Unsinn als Wahrheit betrachtet, als Heiligtum unangetastet gelassen, und sicher ist keine Jungfrau je so unberührt geblieben wie die volkswirtschaftlichen Leitsätze, die wir von den Vätern geerbt haben.

Ohne irgendwelche theoretische Unterlage wird an der Volkswirtschaft herumgedoktert, für jedes volkswirtschaftliche Ereignis laufen tausend sich widersprechende Erklärungen einträchtig einher, für jede unerfreuliche Erscheinung werden am Stamm- wie am grünen Tisch gleich dutzendweise Rezepte verschrieben.

Steigen z. B. die Wohnungsmieten oder der Brot- und Fleischpreis, gleich sind auch die Kataplasmas fertig. Ein Exportzoll auf Getreide und städtische Arbeiterhäuser sollen den Übelstand beseitigen. Denn hohe Preise sind doch „natürlich“ ein Übelstand, und alles, was dazu beitragen mag, die Preise zu drücken, muß „natürlich“ für die Arbeiter wohlthätig sein. So denkt, d. h. so quacksalbert die Welt.

Würde man nur etwas schärfer zusehen, so würde man die Entdeckung machen, daß es sich beim Arbeiter *immer um das Verhältnis des Lohnes zu den Warenpreisen* handelt, und daß herabgesetzte Preise dem Arbeiter nur dann nützlich sein können, wenn sein Lohn nicht darunter leidet. Und das ist es, was man zu untersuchen zu faul und zu liederlich ist.

Der Arbeitslohn wird hier wie überall in der Welt durch den Ertrag bestimmt, den ein normaler Mann auf dem schlechtesten oder entferntesten und darum noch freien Boden (mit zu verzinsenden Arbeitsmitteln) erwarten kann, und dieser Arbeitsertrag gibt immer und überall den Grundton für die ganze Lohnskala an.

Auch der Lohn der sogenannten qualifizierten Arbeiter, der Lehrer, Kaufleute, Ärzte, Mechaniker usw. geht regelmäßig mit seinem Minimum zurück bis auf den Arbeitsertrag des Freiländers. Wer mit diesem Lohn unzufrieden ist, kann nur in der Weise protestieren, daß er die Fabrik oder das Gut verläßt und am Rio Negro oder am Chaco versucht, mehr zu verdienen. In der Regel aber wird ihm das nicht gelingen (die Annehmlichkeiten der Einöde müssen natürlich mit verrechnet werden), und ewig wird er im Zweifel bleiben, ob er wirklich klug handelte, als er, um keine Pacht zu bezahlen, den fruchtbaren Boden in der Nähe des Hafens verließ, um zwar rentenfreies, aber entlegenes oder unfruchtbares Land zu bearbeiten. Es wird ihm das immer ebenso zweifelhaft sein, wie es für den Tagelöhner gleichgültig ist, ob der Boden, den er bearbeitet, lehmig oder steinig ist. Sein Tagelohn ist ja doch unabhängig von der Qualität des Bodens. Ist der Boden gut, so ist die Rente hoch, für den Arbeiter aber fällt immer nur gerade so viel ab, daß sein Vorhaben, fort in die Wüste zu ziehen, nicht zum Entschluß reift. Und daß auch die große Masse der Industriearbeiter mit diesem Minimum zufrieden sein muß, liegt auf der Hand. Denn angenommen, die Industriearbeiter führten ein angenehmeres Leben als der auf dem schlechtesten und daher noch freien Boden wirtschaftende Arbeiter, so würde ja die Landflucht noch größeren Umfang annehmen, als es schon heute geschieht, und wegen Mangel an Lebensmitteln einerseits und Überproduktion an Industrieerzeugnissen andererseits würde das bestehende Verhältnis der Preise der Industrie- und Ackerprodukte zu Gunsten der letzteren verschoben und so das Gleichgewicht zwischen dem Lohn aller Arbeiter wieder hergestellt werden. Es folgt also, daß

1. der Arbeitslohn immer gleich dem Arbeitsertrag auf dem schlechtesten oder entferntesten, darum noch freien Boden ist,
2. der ganze Unterschied zwischen Wüst- und Kulturland nicht den Arbeitern, sondern den Rentnern zufällt,
3. für alle Arbeiter der Welt diese schöne und fruchtbare Erde durch die Rente zu einer Wüste wird,
4. jede Vergünstigung, die gesetzlich den Arbeitern gewährt wird (Unfall-, Kranken-, Altersversicherung, Arbeiterhäuser usw.) und die den auf Öd-, Wüst-, Freiland wirtschaftenden Arbeiter nicht erreicht und von den Grundrentnern durch Lohnabzüge eingeholt wird, also nutzlos ist (circulus vitiosus),
5. man den Arbeitslohn allgemein nur dann über seinen jetzigen Stand heben kann, wenn man auch den Arbeitsertrag der auf Wüst- und Ödland wirtschaften Bauern hebt.

Diese beiden letzten Folgerungen aus dem Henry George'schen Lohngesetz sind für alle Länder von fundamentaler Bedeutung, denn sie zeigen den Weg, der beschritten werden muß, wenn man die soziale Gesetzgebung aus dem Sumpfe der

Quacksalberei auf den goldenen Weg der Erkenntnis bringen will, sie zeigen uns auch heute, was der Arbeiter von den auf der Tagesordnung stehenden Reformen zu erwarten hat.

Der Exportzoll würde den Getreidepreis für die argentinischen Konsumenten zwar herabsetzen, da er aber auch den Arbeitsertrag des Freiländers um den Betrag des Zolles vermindert, so würde (da dieser Ertrag ja unmaßgebend für den Lohn ist) *der Arbeitslohn zusammen mit dem Brotpreis fallen* und so der Vorteil billigen Brotes nullifiziert werden.

Die städtischen Wohnungen (von denen es obendrein unwahrscheinlich ist, daß sie billiger oder ohne Defizit vermietet werden können) aber erreichen den Freiländer überhaupt nicht und werden darum notwendigerweise durch Lohnkürzung, Preisaufschläge oder sonstwie von den Grundbesitzern wieder aufgeholt werden. Wahrscheinlich würde das Defizit der städtischen Arbeiterhäuser durch Konsumsteuern gedeckt werden.

Beide Reformen sind also nur Glieder desselben verderbten Kreislaufes, in dem sich die soziale Gesetzgebung aller Länder bewegt. Wie wäre es auch möglich, etwas Vernünftiges zutage zu fördern, solange man ohne genaue Kenntnis der Wirkung der einzelnen Reformvorschläge, blindlings, auf das Geratewohl beschließt! Der Wunsch, zu helfen, genügt doch allein nicht, zumal nicht auf einem Gebiete wie der Volkswirtschaft, in dem man ja keinen Stoß machen kann, ohne tausendfältige Wirkungen auszulösen. Die Verhältnisse sind hier so unsichtig, daß man nur durch die schärfste Anlehnung an die Theorie ein bestimmtes Ziel erreichen kann.

Die Lohntheorie *Henry Georges* (die einzige, die durch die moderne Entwicklung bestätigt wird und jeder Kritik standhält), zeigt uns den Weg, den man beschreiten muß, falls man mit dem in den neuesten Projekten zur Schau getragenen Interesse für das Wohl der Arbeiter nicht eitel Heuchelei treibt.

Die Grundrente, sagt *George*, reduziert den Lohn aller Arbeiter allgemein auf die Ernte, die die Wüste, der Sumpf, die Steinhalde, die Wildnis gibt, und diese Ernte läßt sich nur dadurch bessern, daß wir die Wüste mit der Rente des Kulturbodens berieselnd. Laßt uns die reichen Erträge des fruchtbaren Landes (der zentral gelegenen Baustellen) dazu benutzen, um das Leben der in den Wüsten sich abrackernden Arbeiter zu erleichtern, laßt uns eine Grundsteuer erheben, die progressiv mit der Rente wächst und die den schweren Boden, die zentrale Baustelle schwer, den leichten Boden leicht trifft und den schlechten Boden frei läßt. Laßt uns mit den Erträgen dieser Steuer den Arbeitsertrag der von der Grundrente in die Wüste und Sümpfe getriebenen Ansiedler heben, indem wir alle anderen Steuern und Zölle (die den armen Freiländer ebenso schwer treffen wie den Besitzer des fruchtbaren Kulturbodens in der Nähe der Stadt) beseitigen, denn dadurch, und nur dadurch allein vermögen wir den Lohn aller anderen Arbeiter zu heben. Und diese

Lohnerhöhungen würden nicht (wie die durch den Streik mit Unterstützung der Papiergeldmassen der Konversionskasse erzielten) auf die Warenpreise abgewälzt und nullifiziert werden, sondern das Mehr käme aus den Taschen der Rentner, der einzigen Quelle, wo es für den Arbeiter noch etwas zu schöpfen gibt.

Die der Grundrente angepaßte Grundsteuer macht alle Böden und Bauplätze wirtschaftlich völlig gleich, alle Qualitätsunterschiede werden durch die Steuer nivelliert. Wie der Meeresboden durch die ihn bedeckenden Wasser zu einer glatten Fläche wird, so würde durch die Grundsteuer der Baugrund an der Avenida für alle Bürger der Republik nicht mehr Bedeutung haben als etwa die Sümpfe im Chaco. Die Grundrentensteuer frißt den Unterschied. Es gibt dann weder guten noch schlechten Boden, die Mißgunst verschwindet, selbst die hohe Politik, die ja erwiesenermaßen nur ein Zank um die Grundrente ist, wird wesentlich. Die Renten verschwinden, Unternehmer und Arbeiter unterscheiden sich nur mehr durch ihre persönlichen Anlagen, und der Arbeitslohn entspricht dann genau der natürlichen Fruchtbarkeit der Erde, statt wie bisher dem elenden Ertrag der Wüste.

(Nota: Wer tiefer in die hier angedeuteten ökonomischen Verhältnisse eindringen will, der lese meine Schrift „*Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag*“. \$ 2.–, Calle Moreno 1023)

Die Geldnot in Deutschland

Die deutschen Zeitungen bringen Nachrichten über eine schreckliche Not, die über Deutschlands Handel hereingebrochen ist. Geldnot nennt man die Plage, und 6% fordert die Reichsbank als Diskont. Die festverzinslichen Papiere, die soliden preußischen und deutschen Staatspapiere stehen genau wie die Türken und Südamerikaner tief unter Pari. Die französischen Zeitungen behaupten auch schon, daß die friedenstrotzende deutsche Auslandspolitik daher rühre, daß Deutschland überhaupt nicht das Geld habe, um Krieg zu führen.

Natürlich fehlt es nicht an wohlgemeinten Vorschlägen, um dieser Kalamität zu begegnen. Diese Vorschläge sind sehr verschiedener Art, doch laufen sie alle darauf hinaus, mehr Geld zu beschaffen. Geldnot heißt im Lande der Denker eben Geldmangel, und 6% Diskont könnte die Reichsbank nicht erpressen, wenn es nicht so sehr an Geld fehlte. Also *mehr Geld*, das ist die Forderung, in der alle einig sind. Laßt uns also das Geld des Auslandes durch hohen Zins heranlocken, laßt uns die Notensteuer, die die Reichsbank zu zahlen hat, aufheben, damit die Bank ungehindert diskontieren kann. Dann muß der Zins fallen, wie der Preis der Waren fällt, deren Steuern und Zölle herabgesetzt werden.

So denkt man noch im 20. Jahrhundert im fortgeschrittenen deutschen Reich!

Deutschland ist in der ganzen Welt berühmt wegen seiner fortschrittlichen Naturforscher und wegen seiner rückständigen Nationalökonomien.

Das liegt daran, daß man nirgendwo so wenig darüber schreiben darf. Den deutschen Nationalökonomien hat man das Maul verbunden. Die ökonomische Wissenschaft ist eine mathematisch betriebene Politik, und Politik dürfen die deutschen Gelehrten nicht treiben. Wer es tut – der fliegt. Was bleibt ihnen also übrig, als sich in nichtssagenden Redensarten zu erschöpfen? Es ist fast skandalös, was da von Obskuranten dem deutschen Michel geboten wird. Man lese z. B. die „*gemeinverständlichen*“ Schriften des „*Bundes zum Schutze der deutschen Goldwährung*“. Widerspruch reiht sich hier an Widerspruch, und um die Widersprüche vor Unkundigen zu verdecken, da greifen die Verfasser zu dem nichtsnutzigen Mittel, durch Verwendung vielsinniger Ausdrücke das Unzusammenhängende ihrer Ausführungen zu verdecken. Dabei sind diese Schriften die ersten gewesen und die letzten geblieben, durch welche der deutsche Wähler mit den Währungsfragen bekannt gemacht wurde. Alle übrigen Schriften sind entweder von der Preße aller Parteien totgeschwiegen worden oder aus Furcht vor den ökonomischen Folgen unveröffentlicht geblieben. Wer sein Reichstagsmandat, seinen Lehrstuhl, seine Redaktionsfeder liebt, darf der Währungsfrage nicht auf den Grund gehen. Und obendrein straft ja

das Volk die Zeitung, die sich untersteht, sich mit „der langweiligsten aller öffentlichen Angelegenheiten“ zu befassen, einfach durch Abbestellung. Tatsächlich darf sich auch keine deutsche Zeitung den Luxus erlauben, ihren Lesern die Währungsfrage aufzutischen.

Die Früchte solcher Vernachlässigung der weitaus wichtigsten aller öffentlichen Angelegenheiten sind jetzt an der Kopf- und Ratlosigkeit gegenüber der sogenannten Geldnot zu erkennen.

Hätte man die Unwissenheit in dieser Materie nicht künstlich zu erhalten gesucht (Gott weiß warum), hätte man den Forschern das Maul nicht verkerbt, hätten die Zeitungen die Forschungsergebnisse nicht totgeschwiegen, so wüßte man heute in Deutschland, daß die sogenannte „Geldnot“ überhaupt mit mehr Geld nicht zu beseitigen ist. Man wüßte ferner, daß die sogenannte Geldnot daher rührt, daß zu viel Geld im Lande umläuft. Und statt zu fordern, daß der Geldbestand vermehrt werde, würde man im Gegenteil den Zinsfuß dadurch auf sein historisches Normalmaß (das soziale Normalmaß des Zinses ist Null) zurückzuführen suchen, auf daß man das Geldangebot verringert.

Der Sachverhalt ist leicht und mit wenig Worten zu erklären. Infolge der seit einer Reihe von Jahren stark gestiegenen Goldproduktion sind die Preise allgemein im stetigen Steigen begriffen. Was vor fünf Jahren 100 kostete, wird heute mit 120, 130 bezahlt, so daß jeder, der kauft, um zu verkaufen, zu dem regulären Handelsprofit noch einen dieser allgemeinen Preissteigerung entsprechenden Extragewinn erzielt. Was Wunder, daß nun alle zu kaufen suchen und daß man allgemein seinen Kredit benutzt und anspannt, um mit geliehenem Gelde mehr kaufen zu können, um dadurch mit möglichst großen Beträgen an den erwarteten Differenzen beteiligt zu sein. Was Wunder, daß die Reichsbank mit Gesuchen um Geld bestürmt wird!

Man geht zur Reichsbank, läßt sich da Banknoten geben, kauft damit Waren, Aktien, Grundstücke und verkauft bei Verfall der Wechsel wieder alles zu einem durch mehrjährige Erfahrung sehr wahrscheinlich gewordenen höheren Preis, und mit einem Teil des Erlöses zahlt man der Reichsbank den Vorschuß zurück. Der Rest ist Profit. Was macht es dann aus, wenn die Bank 6%, das ist für drei Monate 1,5% Zins, fordert, wenn der Profit das Doppelte und Mehrfache beträgt?

Gebe man der Reichsbank die Befugnis, jeden Diskont glatt zu verweigern, solange die Preise (wie jetzt) steigen, würde man sehen, wie die sogenannte Geldnot sofort verschwände. Denn gibt die Reichsbank der allgemeinen Preissteigerung durch ihre Noten keine Nahrung, so bleiben die Preise fest (der ideale Zustand des Marktes), und bei festen Preisen fehlt die spekulative Kauflust – die eben das Wesen der jetzigen Geldnot ausmacht.

Es handelt sich hier um eine für den Handel wie für die Entwicklung des Geldwesens äußerst wichtige Frage, und darum will ich den an sich ja sehr einfachen Sach-

verhalt durch einige Fragen und Annahmen beleuchten.

Nehmen wir an, es träfe in Berlin, so man mit der sogenannten Geldnot so schwer zu kämpfen hat, die Nachricht ein, es wäre irgendwo in Chaco, in Tibet, in Turkestan oder sonstwo ein neues Dorado entdeckt worden bereits große Goldsendungen wären nach Berlin unterwegs. Würden nun diese Goldsendungen die Geldnot beseitigen, würden die Ansprüche an die Reichsbank, die Gesuche um Wechseldiskont abnehmen, würde der Zinsfuß fallen? Wer behauptet, daß die Geldnot von einem Mangel an Geld herrührt, wird folgerichtig obige Frage bejahen müssen. Und doch ist es sonnenklar, daß die Nachricht von solchen Goldfunden die Aussicht auf eine weitere allgemeine Preissteigerung vermehren würde, daß man weiter a la hausse spekulieren würde, daß man seinen Kredit bei der Reichsbank benutzen würde, um von ihr größere Geldmittel zu erzielen, und daß die Reichsbank den Diskont um so höher würde schrauben können, je mehr Gold aus dem neuen Dorado hereinströmen würde.

Ich erinnere hier zum Schluß noch an eine Episode aus der Zeit, wo *Juarez Celman* hier noch über die Höhe der Geldemissionen zu bestimmen hatte. Man klagte damals in den Provinzen mächtig über „Geldnot“, und in Mendoza, Córdoba stieg der Diskont auf 10%. Warum, so fragten die Diputados nun, müssen wir 10% bezahlen, während in London der Diskont auf 3% steht? Beweist der Zinsfuß von 10% nicht, daß es an Geld fehlt? In England gibt es viel Geld, darum ist der Zinsfuß dort so niedrig. Es herrsche bei uns eine schreckliche Geldnot, und der hohe Zins ist der Beweis dieser Not!

Und da niemand da war, um diesen Trugschluß der Diputados aufzudecken, da niemand imstande war, den Diputados nachzuweisen, daß man den Zinsfuß nicht mehr mit Geld drücken kann, so mußte *Juárez* dem Drängen nachgeben und seine Einwilligung zu einer neuen Emission geben, die den erklärten Zweck hatte, den Zinsfuß herabzudrücken. Das Resultat war für die Diputados sehr überraschend, denn der Zinsfuß stieg infolge der neuen Emission von 10 auf 15%.

In Deutschland schüttelte man damals den Kopf über diese argentinischen Kunststücke, doch ist es klar, daß das jetzige Benehmen der Reichsbank keinen tieferen Einblick in das Wesen des Geldes verrät. Sonst würde die Reichsbank doch endlich erkannt haben, daß die Warenpreise und nicht der Zinsfuß den Maßstab abgeben sollten für die Bemessung des Geldbedarfes des Landes, daß die jetzige Geldnot vom Geldüberschuß herrührt und daß diese Geldnot überhaupt mit Geld nicht zu beseitigen ist.

(Nota: Wer tiefer in all diese Verhältnisse eindringen will, der lese meine Schrift „*Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag*“. § 2.- Moreno 1023, Buenos Aires.)

Kannte Moses das Pulver?

(War die Bundeslade ein Laboratorium?)

Eine zeitgemässe Kritik der
moralischen, hygienischen u.
sozialen Vorschriften Moses

von

SILVIO GESELL

Verfasser des Werkes: „Die Ver-
wirklichung des Rechtes auf den
vollen Arbeitsertrag“.

1—5. Tausend.

Preis 30 Pfg.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

ALTONA (Elbe)
Verlag von Theodor Fricke
1907.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Anpassung des Geldes und seiner Verwaltung an die Bedürfnisse des modernen Verkehrs. 1897. (208 S.) Mk. 2.–

La cuestion monetaria argentina. (73 S.) Mk. 1.–

Das Monopol der Schweizer Nationalbank und die Grenzen der Notenausgabe im Falle einer Goldsperrre. (42 S.) 50 Pfg.

Zinsfreie Darlehen (Sonderabdruck des Abschnittes „Zinstheorie“ aus dem Hauptwerke des Verfassers). Mk. 1.–

Die Geld- und Bodenreform, Jahrgang 1 und 11, noch zu je Mk. 2.50 erhältlich

Über das Hauptwerk des Verfassers „Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag“ siehe nähere Angaben am Schluß dieser Broschüre

Sämtliche Bücher von Silvio Gesell sind durch alle Buchhändler zu beziehen oder direkt von Georg Blumenthal, Berlin No. 18, Elbingerstrasse 31.



Dieses Heft hat den Zweck, den Nachweis zu erbringen, daß Moses einen den heutigen Sprengmitteln ähnlichen Stoff kannte und zu bereiten wußte und daß er sich desselben in ausgiebiger Weise bedient hatte, um

1. den Glauben an seine göttliche Mission im Volke zu erwecken und zu erhalten,
2. seine Widersacher im eigenen Lager zu vernichten,
3. die äußeren Feinde zu bekämpfen.

Das Material zur Beweisführung wird die Bibel geben, und zwar die von der Bibelgesellschaft verbreitete Ausgabe. Bei dem großen und vielseitigen Einfluß, den Moses noch heute auf unser Tun und Denken ausübt, sowohl als Religionsstifter wie auch als Geschichtsschreiber, Naturphilosoph, Arzt, Staatsmann und Sozialpolitiker, glaube ich, daß dieser

kleine Beitrag zur Mosesforschung die Druckkosten wohl rechtfertigt, abgesehen davon, daß es nicht schaden kann, wenn wir das Renommee Gottes als eines vor Allem gerechten Wesens von den Greuelthaten entlasten, die Moses in seinem Namen beging. Nicht Gott, sondern Moses suchte Pharaon durch Gaukelspiel zu verblüffen, um von ihm die Erlaubnis zum Wegzug der Juden zu erpressen. Nicht Gott, sondern Jethro, der Schwiegervater Moses, verbarg sich hinter dem brennenden Busch und gab den Kindern Israels den niederträchtigen Rat, vor ihrem Wegzug sich von den Ägyptern möglichst viel goldenes und silbernes Geschirr zu borgen und mit diesem durchzubrennen (eine Tat, die nach Paragraph so und so des Deutschen Strafgesetzbuches mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft wird), nicht Gott, sondern Moses bereitete in der Nähe der Bundeslade die Pulvermine und lockte unter dem Vorwande einer gottesdienstlichen Handlung den Verschwörer Korah mit seiner Rotte auf diese Mine und ließ sie von der unter ihnen berstenden Erde verschlingen usw. usw.

Wenn man schon zu den Kindern von einem Gott spricht, so male man ihnen doch ein fleckenloses, wirklich edles Bild vor, nicht das eines Gauklers, eines jähzornigen, eifer- und rachsüchtigen, mörderischen Scheusals. Denn nach dem Bilde, das sich ein Kind von Gott macht, wird es sich selbst zu formen suchen. (Man sagt sogar, daß Hunde, die mit Einsiedlern aufwachsen, etwas von den Gesichtszügen ihres Herrn annehmen.) Ist dieses Bild eine greuliche Fratze, so werden auch ihre Beschauer innerlich und äußerlich nur fratzenhafte Karikaturen göttlicher Schönheit werden.

Die ägyptischen Priester hatten, ähnlich den christlichen Mönchen des Mittelalters, die Wissenschaft monopolisiert, um mit ihrer Hilfe die Massen

zu beherrschen. Und Moses wurde von den Priestern am Hofe Pharaos erzogen. Und Moses war ein intelligenter Schüler.

Diese ägyptische Wissenschaft wie auch die Kunst und Industrie der damaligen Zeit stand auf einer verhältnismäßig hohen Stufe, wie das an den noch erhaltenen Bauwerken der Ägypter wie auch aus der detaillierten Beschreibung, die uns Moses von der Anfertigung der Bundeslade gibt, hervorgeht. Da werden Diamanten geschliffen und eingefasst, da wird Gold geschmiedet, Seide gesponnen und gewoben, da werden eiserne Kessel gegossen, und in den Kesseln wird Räucherwerk „nach Apothekerkunst“ bereitet.

Wer das alles machen kann, der kann auch die Geräte zur Pulverfabrikation herstellen. Waren nun diese eisernen Kessel, die am Brandopferaltar gebraucht wurden, nicht vielleicht solche Geräte, und war das Räucherwerk, das darin hergestellt wurde, kein Pulver, kein Sprengstoff?

Zur Herstellung des Sprengpulvers braucht man Schwefel und Salpeter. Beides aber findet man bekanntlich heute noch in Mengen in Ägypten und Arabien. Zur künstlichen Herstellung des Salpeters brauchte man bis in die neueste Zeit in den sogenannten Salpeterplantagen Blut und Fett, und Moses sorgte dafür, daß ihm das Blut und Fett all der von einem Hirtenvolke geschlachteten Tiere abgeliefert wurde. Wer von den Juden Fett und Blut der Tiere selbst verbrauchte, wurde ausgerottet. Wozu brauchte Moses solche ungeheuren Mengen von Blut? Er goss das Blut vor dem Altar aus, und die Asche des Tag und Nacht arbeitenden Brandopferaltars schüttete er auch vor dem Altare aus. Und die Asche enthält Kali (Pottasche), einen ebenfalls zu Sprengmitteln verwendbaren Stoff! Es war also wohl eine Salpeterplantage, die Moses

eingerrichtet hatte. Vielleicht bereitete Moses auf dem Brandopferaltar, dem ununterbrochen ein dicker Qualm entstieg. Blutlaugensalz, ein Produkt, das auch zu Sprengstoffen dient.

Die Annahme also, daß Moses einen Sprengstoff herzustellen wußte, brauchen wir nicht von vornherein als etwas Unmögliches von der Hand zu weisen, und so bitte ich nun den Leser, die folgenden Bibelstellen mit Aufmerksamkeit zu lesen, und er wird sich überzeugen, daß unsere Annahme vollauf begründet ist.

Ist es nicht sonderbar und verdächtig, daß alle Wunder, die unter Moses und seinen Nachfolgern geschahen, von Erscheinungen begleitet sind, die ausnahmslos an Pulver, Feuer, Dynamit, Explosionen, Bomben, Granaten, unterirdische Minen erinnern? Der brennende Busch, die Kriegswagen der Ägypter, die umgestürzt und deren Räder abgerissen wurden, der Fels, der durch einen Schlag gesprengt, die Rote Korah, die von der berstenden Erde verschlungen wurde, die Mauern Jerichos, die auf ein gegebenes Zeichen einstürzten usw. usw.

Ob Moses der Erfinder des Pulvers ist oder ob er diese Kunst am Hofe Pharaos kennengelernt hat, ist für uns nicht von Interesse. Möglich ist, daß die ägyptischen Priester das Pulver nur zu Feuerwerkszwecken zu benutzen wußten (wie die Chinesen, die das Pulver seit Jahrtausenden kannten, es aber nur zum Feuerwerk benutzten) und daß Moses als erster auch die Sprengkraft des Pulvers entdeckte und auszunutzen wußte. Möglich ist es auch, daß Jethro, der Schwiegervater Moses', ein in der Wüste lebender ägyptischer Priester, das Pulver entdeckte. Jethro nahm den lebhaftesten Anteil an den Bestrebungen seines Schwiegersohnes, wie der nachherige Besuch in der Wüste wie auch die Ratschläge, die er Moses dort gab, deut-

lich bewiesen. Jethro kannte auch das Wüstengebiet (sein Sohn diente Moses als Führer), und möglich ist es, daß er Moses die Stellen zeigte, wo Schwefel und Salpeter, das in den Wüsten als Bodenausschwitzung gefunden wird, zu finden waren. Die Annahme hat vieles für sich, daß Moses nur die Pläne Jethros ausgeführt hat und daß die Szene mit dem brennenden Busch als die (das skeptische Auge Moses' nicht ganz befriedigende) Generalprobe des von Jethro ausgeheckten Planes anzusehen ist. Der Plan war der: Moses sollte sich in den Garten Pharaos schleichen und durch ein Feuerwerk (der brennende Busch) die Aufmerksamkeit Pharaos auf sich lenken. Dann sollte Moses, hinter der Rauchsäule versteckt, dem vorsichtig herankommenden Pharao alle die Worte sagen, die in der Bibel zu lesen sind. Wenn aber, so fragt Moses seinen hinter dem Busch Gott vorstellenden Schwiegervater, Pharao ungläubig bleiben sollte, so soll er (Moses) Pharao durch Gaukelspiel (die aussätzige Hand, der in eine Schlange verwandelte Stab usw.) verblüffen und gefügig machen

Durch Gaukelspiel sollte zuerst Pharao und dann das jüdische Volk zum Gehorsam gezwungen werden, um Moses die Ausführung seines gewaltigen, fast tollkühnen Planes zu ermöglichen, und bei diesem Gaukelspiel sollte die neuentdeckte Sprengkraft des Pulvers (das Feuer Gottes) treffliche Dienste leisten.

Das bengalische Feuer, ein dem Sprengpulver nahe verwandter Stoff

Die als Generalprobe des Operationsplanes Jethros zu betrachtende Szene mit dem brennenden Busch:

2. Buch Mose, Kapitel 3

2. Und der Engel des Herrn erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Busch. Und er sah, daß der Busch mit Feuer brannte und ward doch nicht verzehret
3. und sprach: Ich will dahin, und beschauen dies große Gesicht, warum der Busch nicht verbrennet.
4. Da aber der Herr sah, daß er hinging, zu sehen, rief ihm Gott aus dem Busch und sprach: Mose, Mose. Er antwortete: Hier bin ich.
5. Er sprach: Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort darauf du stehest, ist ein heilig Land.

Kapitel 4

1. Mose antwortete und sprach: Siehe, sie werden mir nicht glauben noch meine Stimme hören, sondern werden sagen: Der Herr ist dir nicht erschienen.
2. Der Herr sprach zu ihm: Was ist's, das du in deiner Hand hast? Er sprach: Ein Stab.
4. Er sprach: Wirf ihn von dir auf die Erde. Und er warf ihn von sich; da ward er zur Schlange, und Mose floh vor ihr.
4. Aber der Herr sprach zu ihm: Strecke deine Hand aus und erhasche sie bei dem Schwanz. Da streckte er seine Hand aus und hielt sie, und sie ward zum Stab in seiner Hand.
5. Darum werden sie glauben, daß dir erschienen sei der Herr, der Gott ihrer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs.
6. Und der Herr sprach weiter zu ihm: Stecke deine Hand in deinen Busen. Und er steckte sie in seinen Busen und zog sie heraus; siehe, da war sie aussätzig wie Schnee.
7. Und er sprach: Tue sie wieder in deinen Busen. Und er tat sie wieder in den Busen und zog sie heraus; siehe, da ward sie wieder wie sein ander Fleisch.

Wenn sie dir nun nicht werden glauben, noch deine Stimme hören bei einem Zeichen, so werden sie doch glauben deiner Stimme bei dem andern Zeichen.

9. Wenn sie aber diesen zweien Zeichen nicht glauben werden noch deine Stimme hören, so nimm des Wassers aus

dem Strom, und gieß es auf das trockne Land, so wird dasselbe Wasser, das du aus dem Strom genommen hast, Blut werden auf dem trocknen Land.

10. Mose aber sprach zu dem Herrn: Ach, mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen, auch nicht seit der Zeit, da du mit deinem Knecht geredet hast; denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge.
11. Der Herr sprach zu ihm: Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? Oder wer hat den Stummen oder Tauben oder Sehenden oder Blinden gemacht? Hab ich's nicht getan, der Herr?
12. So gehe nun hin: Ich will mit deinem Mund sein und dich lehren, was du sagen sollst.
21. Und der Herr sprach zu Mose: Siehe zu, wenn du wieder nach Ägypten kommst, daß du alle die Wunder tust vor Pharao, die ich dir in deine Hand gegeben habe; Ich aber will sein Herz verstocken, daß er das Volk nicht lassen wird.

Die Juden sind ausgezogen und werden von Pharao verfolgt. Den verzagenden Juden spricht Moses Mut zu, indem er ihnen ein Wunder verspricht:

2. Buch Mose, Kapitel 14

13. Mose sprach zum Volk: Fürchtet euch nicht, stehet fest und sehet zu, was für ein Heil der Herr heute an euch tun wird. Denn diese Ägypter, die ihr heute sehet, werdet ihr nimmermehr sehen ewiglich.
14. Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet still sein.
18. Und die Ägypter sollen's innewerden, daß Ich der Herr bin, wenn Ich Ehre eingelegt habe an Pharao und all seinen Wagen und Reitern.

Moses hatte eine Verteidigungsstelle in einer von der Flut bestrichenen Furt eingenommen und sich für den Empfang der Ägypter trefflich vorbereitet. Er ließ den „Engel Gottes“ (das sind seine Vertrauensmänner), der mit dem Pulvermagazin vorausschritt, rückwärts beordern und stellte ihn zwischen dem flüchtendem Volke und den nachdrängenden Ägyptern, wahrscheinlich an einem Paß auf und verblüffte die Ägypter, die durch das unbekanntes Schauspiel aufgehalten wurden.

19. Da erhob sich der Engel Gottes, der vor dem Heer Israels herzog, und machte sich hinter sie; und die Wolkensäule machte sich auch von ihrem Angesicht und trat hinter sie
20. und kam zwischen das Heer der Ägypter und das Heer Israels. Es war aber eine finstre Wolke und erleuchtete die Nacht, daß sie die ganze Nacht, diese und jene, nicht zusammenkommen konnten.

Die durch den Ostwind verstärkte Ebbe gestattete den Juden den Übergang, während Moses die Ägypter aufhielt.

21. Da nun Mose seine Hand reckte über das Meer, ließ es der Herr hinweg fahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht und machte das Meer trocken; und die Wasser teilten sich von einander.
22. Und die Kinder Israel gingen hinein, mitten ins Meer auf dem Trocknen; und das Wasser war ihnen für Mauern zur Rechten und zur Linken.
23. Und die Ägypter folgten und gingen hinein, Ihnen nach, alle Rosse Pharaos und Wagen und Reiter, mitten ins Meer.

In der Zwischenzeit hat Moses den Paß oder die Furt mit Minen versehen, die unter den Rädern der vordrängenden ägyptischen Kriegswagen explodieren und große Verwirrungen im ägyptischen Heere anrichteten. Sie ergriffen vor der ihnen unbekanntem Erscheinung die Flucht und wurden von der inzwischen eingetretenen Flut überrascht.

24. Als nun die Morgenwache kam, schaute der Herr auf der Ägypter Heer aus der Feuersäule und Wolke und machte einen Schrecken in ihrem Heer.
25. Und stieß die Räder von ihren Wagen und stürzte sie mit Ungestüm. Da sprachen die Ägypter: Lasset uns fliehen von Israel; der Herr streitet für sie wider die Ägypter.
26. Aber der Herr sprach zu Mose: Recke deine Hand über das Meer, daß das Wasser wieder herfalle über die Ägypter, über ihre Wagen und Reiter.
27. Da reckte Mose seine Hand aus über das Meer, und das Meer kam wie der vor morgens in seinen Strom, und die Ägypter flohen ihm entgegen. Also stürzte sie der Herr mitten ins Meer,
28. daß das Wasser wiederkam, und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, die ihnen nachgefolget waren, ins Meer, daß nicht einer aus ihnen überblieb.

Nun geht's weiter in die Wüste als Avantgarde die Wolkensäule. Hier leidet das Volk großen Durst und murrte wider Moses. Dieser ist mit etlichen Ältesten vor- ausgegangen, um passende Stellen auszusuchen. wo man nach Wasser graben könnte. Eine solche wurde zwar gefunden, aber sie war mit Felsblöcken bedeckt. Wie nun die Felsen schnell entfernen? Konnte da derselbe wunderbare Sprengstoff, der „die Räder von den Wagen riss und die Wagen selbst mit Ungestüm umwarf“, nicht auch die Felsen sprengen, den Zugang zum Wasser öffnen?

2. Buch Mose, Kapitel 17

3. Da aber das Volk daselbst dürstete nach Wasser, murrten sie wider Mose und sprachen: Warum hast du uns lassen aus Ägypten ziehen, daß du uns, unsere Kinder und Vieh Durstes sterben ließest?
4. Mose schrie zum Herrn und sprach: Wie soll ich mit dem Volke tun? Es fehlet nicht weit, sie werden mich noch steinigen.
5. Der Herr sprach zu ihm: Gehe hin vor dem Volk und nimm etliche Älteste von Israel mit dir und nimm deinen Stab in deine Hand, damit du den Strom schlugest, und gehe hin.
6. Siehe, ich will daselbst stehen vor dir auf einem Fels in Horeb; da sollst du den Fels schlagen, so wird Wasser herauslaufen, daß das Volk trinke. Mose tat also vor den Ältesten von Israel.

Hier in der Wüste erhielt auch Moses den Besuch seines Schwähers Jethro, des ägyptischen Priesters. Dieser ließ sich von Moses Bericht erstatten über den Erfolg seiner Tätigkeit. Und Jethro freute sich. Er gab Moses Verhaltensmaßregeln, versammelte die Vertrauensmänner und unterrichtete sie in der Herstellung des Brandopfers, d. h. des Pulvers.

2. Buch Mose, Kapitel 18

12. Und Jethro, Moses Schwäher, brachte Gott ein Brandopfer mit Dankopfern. Da kamen Aron und alle Ältesten in Israel, mit Moses Schwäher das Brot zu essen vor Gott.

Es ist wahrscheinlich auch Jethro gewesen, der Moses von der Notwendigkeit überzeugte, dem Volke strenge Sittengesetze zu geben. Aber wie hätte Moses dem in der ägyptischen Sklaverei total versumpften Volke mit Strenge gegenüberzutreten können? Die Notwendigkeit einer strengen Zucht sah diese blöde Masse nicht ein, und ohne genügende Machtmittel predigte er tauben Ohren. Also mußte Gott helfen; seinen Sittengesetzen mußte eine göttliche Herkunft gegeben werden. Für die Anwendung der rohen Gewalt fehlte es Moses an Autorität, und außerdem wußte ja der ägyptische Priester, wußte Jethro, daß die priesterliche Kunst, daß Hokus-Pokus über ein stupides Volk mehr vermag als Polizei, als Gewalt.

2. Buch Mose, Kapitel 19

6. „Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich sein!“

Großartig, wie der Gedanke ist. Ebenso großartig, theatralisch prächtig sollte seine Ausführung sein.

Die Grundgesetze der Moral, die zehn Gebote (wahrscheinlich von Jethro redigiert), sollten als ewige Gesetze auf ewiges Material, d. h. auf Stein geschnitten werden, und Gott selbst mußte vom Himmel steigen und vor allem Volke Moses die Gesetztafeln aushändigen. Für ein so außergewöhnliches Unternehmen waren außergewöhnliche Vorbereitungen nötig. Von diesen Vorbereitungen durfte das Volk nichts erfahren, und das Betreten des Berges, wo Gott erscheinen sollte, mußte streng verboten werden. Der Berg wurde eingehengt und den Unbefugten, die das Gehege durchbrechen würden, der Tod angedroht. Erst auf ein bestimmtes Zeichen, „wenn es lange tönen wird“, sollte das Volk zugelassen werden.

2. Buch Mose, Kapitel 19

9. Und der Herr sprach zu Mose: Siehe, ich will zu dir kommen in einer dicken Wolke, auf daß dies Volk es höre,

wenn ich mit dir rede, und glaube dir ewiglich. Und Mose verkündigte dem Herrn die Rede des Volkes.

10. Und der Herr sprach zu Mose: Gehe hin zum Volk, und heilige sie heute und morgen, daß sie ihre Kleider waschen,
11. und bereit seien auf den dritten Tag; denn am dritten Tage wird der Herr vor allem Volk herabfahren auf den Berg Sinai.
12. Und mache dem Volk ein Gehege umher, und sprich zu ihnen: Hütet euch, daß ihr nicht auf den Berg steigt, noch sein Ende anrühret; denn wer den Berg anrühret, soll des Todes sterben.
13. Keine Hand soll ihn anrühren, sondern er soll gesteinigt oder mit Geschoss erschossen werden; es sei ein Tier oder Mensch, so soll er nicht leben. Wenn es aber lange tönen wird, dann sollen sie an den Berg gehen.

Das Schauspiel war eine Wiederholung der Szene mit dem brennenden Busch, in der Hauptsache Feuerwerk und Rauch, dazu Böllerschüsse. Drei Tage brauchten Moses und Jethro zu den Vorbereitungen. Wie nun alles für die Zulassung des Volkes fertig war, stieg Moses hinab zum Volke, Jethro, der den zur Erde niedersteigenden Gott darstellen sollte, allein auf dem Berge zurücklassend. Durch einen Böller oder Minenschuß gab Jethro das Zeichen zum Beginn der Feierlichkeiten.

2. Buch Mose, Kapitel 19

14. Mose stieg vom Berge zum Volk und heiligte sie, und sie wuschen ihre Kleider.
15. Und er sprach zu ihnen: Seid bereit auf den dritten Tag, und keiner nahe sich dem Weibe.
16. Als nun der dritte Tag kam und Morgen war, da hub sich ein Donnern und Blitzen und eine dicke Wolke auf dem Berge und ein Ton einer sehr starken Posaune; das ganze Volk aber, das im Lager war, erschrak.
17. Und Mose führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen, und sie traten unten an den Berg.
18. Der ganze Berg Sinai aber rauchte, darum daß der Herr herab auf den Berg fuhr mit Feuer; und sein Rauch ging auf wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg sehr bebte.
19. Und der Posaune Ton ward immer stärker. Mose redete, und Gott antwortete ihm laut.

20. Als nun der Herr herniedergekommen war auf den Berg Sinai, oben auf seine Spitze, forderte er Mose oben auf die Spitze des Bergs, und Mose stieg hinauf.
21. Da sprach der Herr zu ihm: Steig hinab und bezeuge dem Volk, daß sie nicht durchbrechen zum Herrn, ihn zu sehen, und viele aus ihnen fallen.
22. Dazu die Priester, die zum Herrn nahen, sollen sich heiligen, daß sie der Herr nicht zerschmettere.
23. Mose aber sprach zum Herrn: Das Volk kann nicht auf den Berg Sinai steigen, denn Du hast uns bezeuget und gesagt: Mache ein Gehege um den Berg und heilige ihn.
24. Und der Herr sprach zu ihm: Gehe hin, steige hinab! Du und Aaron mit dir sollt heraufsteigen; aber die Priester und das Volk sollen nicht durchbrechen, daß sie hinaufsteigen zu dem Herrn, daß er sie nicht zerschmettere.
25. Und Mose stieg herunter zum Volk und sagte es ihnen.

2. Buch Mose, Kapitel 20

18. Und alles Volk sah den Donner und Blitz, und den Ton der Posaune, und den Berg rauchen. Da sie aber solches sahen, flohen sie und traten von ferne.
21. Also trat das Volk von ferne; aber Mose machte sich hinzu ins Dunkel, da Gott innen war.
22. Und der Herr sprach zu ihm: Also sollst du den Kindern Israel sagen: Ihr habt gesehen, daß ich mit euch vom Himmel geredet habe.

2. Buch Mose, Kapitel 24

1. Und zu Mose sprach er: Steig herauf zum Herrn, du und Aaron, Nadab und Abihu und siebenzig von den Ältesten Israels, und betet an von ferne.
2. Aber Mose allein nahe sich zum Herrn, und lasse jene sich nicht herzu nahen, und das Volk komme auch nicht mit ihm herauf.
10. Und sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn's klar ist.
17. Und das Ansehen der Herrlichkeit des Herrn war wie ein verzehrend Feuer auf der Spitze des Berges vor den Kindern Israel.
18. Und Mose ging mitten in die Wolke, und stieg auf den Berg, und blieb auf dem Berge vierzig Tage und vierzig Nächte.

Die 40 Tage brauchte Moses entweder, um die zwei Gesetztafeln zu behauen und zu beschreiben oder um die Brandwunden zu heilen. die er bei dem

Feuerwerk davongetragen hatte. Wenn noch nach 40 Tagen seine Gesichtshaut glänzte, so daß sich alle vor ihm fürchteten, so muß es sich wohl um eine schwere Verletzung gehandelt haben.

2. Buch Mose, Kapitel 34

29. Da nun Mose vom Berge Sinai ging, hatte er die zwei Tafeln des Zeugnisses in seiner Hand, und wußte nicht, daß die Haut seines Angesichts glänzte, davon daß er mit ihm geredet hatte.
30. Und da Aaron und alle Kinder Israel sahen, daß die Haut seines Angesichts glänzte, fürchteten sie sich, zu ihm zu nahen.
31. Da rief ihnen Mose; und sie wandten sich zu ihm beide, Aaron und alle Obersten der Gemeine; und er redete mit ihnen.
32. Darnach nahten alle Kinder Israel zu ihm. Und er gebot ihnen alles, was der Herr mit ihm geredet hatte auf dem Berge Sinai.
33. Und da er solches alles mit ihnen geredet hatte, legte er eine Decke auf sein Angesicht.
34. Und wenn er hineinging vor den Herrn, mit ihm zu reden, tat er die Decke ab, bis er wieder herausging. Und wenn er herauskam, und redete mit den Kindern Israel, was ihm geboten war,
35. so sahen dann die Kinder Israel sein Angesicht an, daß die Haut seines Angesichts glänzte; so tat er die Decke wieder auf sein Angesicht, bis er wieder hineinging, mit ihm zu reden.

Vielleicht ist bei der Gelegenheit auch Jethro verunglückt, denn in der Folge hört man nichts mehr von ihm. Für den moralischen Erfolg dieser göttlichen Komödie war es nötig, daß Moses kurz vor den Feierlichkeiten Jethro nach Hause zurückkehren läßt.

Im übrigen konnte Moses mit dem Erfolge zufrieden sein. Der Eindruck, den das Blitzen und Donnern der Böller (Posaunen), das Beben der Erde, das bengalische Feuer auf das Volk gemacht hatte, muß ein recht großer gewesen sein, und Moses nimmt sich vor, auf der betretenen Bahn fortzu-

schreiten und das Pulver weiter für seine Zwecke zu verwerten.

Er beschließt nun, die Pulverfabrikation im Großen zu betreiben, diese aber zugleich geheim zu halten. Eine recht schwierige Aufgabe in einem Zeltlager. Jedoch mit Hokus-Pokus läßt sich auch diese Aufgabe lösen. Indem er das Laboratorium, dem ständig eine dicke Rauchsäule entstieg, als den Ort bezeichnete, wo Gott zu ihm sprach und diesen Ort für heilig erklärte, war es ihm leicht, die Neugierigen davon fern zu halten. Außerdem sorgte ein Wachtposten (Josua, der Sohn Nuns) und ein eisernes Gitter dafür, daß sich niemand nahte.

2. Buch Mose, Kapitel 33

- 9 Und wenn Mose in die Hütte kam, so kam die Wolkensäule hernieder, und stund in der Hütte Tür und redete mit Mose.
10. Und alles Volk sah die Wolkensäule in der Hütte Tür stehen, und stunden auf, und neigten sich, ein jeglicher in seiner Hütte Tür.
11. Der Herr aber redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet. Und wenn er wiederkehrte zum Lager, so wich sein Diener Josua, der Sohn Nuns, der Jüngling, nicht aus der Hütte.

2. Buch Mose, Kapitel 27

4. Du sollst auch ein ehern Gitter machen wie ein Netz und vier eherne Ringe an seine vier Enden.
5. Du sollst's aber von unten auf um den Altar machen, daß das Gitter reiche bis mitten an den Altar.

Für die Herstellung des Laboratoriums wurde Bezoleil berufen. Diese Werkstätte war 5 Ellen breit und lang und 3 Ellen hoch. Also von der Größe eines kleineren Zimmers.

2. Buch Mose, Kapitel 27

1. Und sollst einen Altar machen von Akazienholz, fünf Ellen lang und breit, daß er gleich viereckig sei, und drei Ellen hoch.

Vier an den Ecken aufgestellte eiserne Mörser (mit Erz überzogene Hörner) sorgten für die äußere

Sicherheit, und als Geräte für die Fabrik dienten Aschentöpfe, Schaufeln, Becken, Kohlpfannen. Alles aus Eisen.

2. Buch Mose, Kapitel 27

2. Hörner sollst du auf seinen vier Ecken machen, und sollst ihn mit Erz überziehen.
3. Mache auch Aschentöpfe, Schaufeln, Becken, Gabeln, Kohlpfannen; all sein Geräte sollst du von Erz machen.

Hier in diesem Laboratorium wurde nun fleißig gearbeitet. Tag und Nacht entstieg demselben dicker Qualm; manchmal so arg, daß Moses nicht hineinkonnte. Beklagten sich die Nachbarn über den abscheulichen Gestank, so sagte er, Gott wäre dieser Geruch ein lieblicher.

2. Buch Mose, Kapitel 40

34. Da bedeckte die Wolke die Hütte des Stifts, und die Herrlichkeit des Herrn füllte die Wohnung.
35. Und Mose konnte nicht in die Hütte des Stifts gehen, weit die Wolke drauf blieb, und die Herrlichkeit des Herrn die Wohnung füllte.
36. Und wenn die Wolke sich aufhub von der Wohnung, so zogen die Kinder Israel, solange sie reisten.
37. Wenn sich aber die Wolke nicht aufhub, so zogen sie nicht bis an den Tag, da sie sich aufhub.
38. Denn die Wolke des Herrn war des Tages auf der Wohnung, und des Nachts war sie feurig vor den Augen des ganzen Hauses Israel, solange sie reisten.

Wie und womit der Sprengstoff gewonnen wurde, habe ich zu Anfang erwähnt. Alle Tiere mußten vor dem Altar geschlachtet werden, und alles Blut wurde auf der Salpeterplantage vor dem Altar ausgestreut. Moses sorgte durch strenge Gesetze dafür, daß ihm auch wirklich alles Blut der Schlachttiere ausgeliefert wurde.

2. Buch Mose, Kapitel 29

12. Und sollst seines Bluts nehmen, und auf des Altars Hörner tun mit deinem Finger, und alles andre Blut an des Altars Boden schütten.
13. Und sollst alles Fett nehmen, am Eingeweide und das Netz über der Leber und die zwei Nieren mit dem Fett, das drüber liegt, und sollst es auf dem Altar anzünden.

16. Dann sollst du ihn schlachten, und seines Bluts nehmen, und auf den Altar sprengen rings herum,
20. und sollst ihn schlachten, und seines Bluts nehmen, und Aaron und seinen Söhnen auf den rechten Ohrknorpel tun und auf den Daumen ihrer rechten Hand und auf den großen Zehen ihres rechten Fußes; und sollst das Blut auf den Altar sprengen rings herum.
22. Danach sollst du nehmen das Fett von dem Widder, den Schwanz und das Fett am Eingeweide, das Netz über der Leber und die zwei Nieren mit dem Fett drüber und die rechte Schulter (denn es ist ein Widder der Füllung).

Da bei der Herstellung des Pulvers die Empirie allein Lehrer war, so ist anzunehmen, daß auch Stoffe im Laboratorium verarbeitet wurden, die nicht absolut zum Sprengstoff nötig sind. Hier ist das Rezept, welches Moses angibt.

2. Buch Mose, Kapitel 30

22. Und der Herr redete mit Mose und sprach.
23. Nimm zu dir die beste Spezerei: die edelste Myrrhe, fünf hundert Lot und Zimmt, die Hälfte so viel, zwei hundert und fünfzig, und Kalmus, auch zwei hundert und fünfzig,
24. und Kasia, fünf hundert, nach dem Lot des Heiligtums, und Öl vom Ölbaum ein Hin.
25. Und mache ein heiliges Salböl nach der Kunst des Salbenbereiters.
26. Und sollst damit salben die Hütte des Stifts und die Lade des Zeugnisses,
27. den Tisch mit alle seinem Geräte, den Leuchter mit seinem Geräte, den Räucheraltar,
28. den Brandopferaltar mit all seinem Geräte und das Handfaß mit seinem Fuß.
29. Und sollst sie also weihen, daß sie allerheiligst seien; denn wer sie anrühren will, der soll geweiht sein.
30. Aaron und seine Söhne sollst du auch salben, und sie mir zu Priestern weihen.
31. Und sollst mit den Kindern Israel reden und sprechen: Dies Öl soll mir eine heilige Salbe sein bei euren Nachkommen.
32. Auf Menschenleib soll's nicht gegossen werden, sollst auch seinesgleichen nicht machen; denn es ist heilig, darum soll's euch heilig sein.
33. Wer ein solches macht, oder einem anderen davon gibt, der soll von seinem Volk ausgerottet werden.

34. Und der Herr sprach zu Mose: Nimm zu dir Spezerei: Balsam, Stakte, Galban und reinen Weihrauch, eines so viel als des andern,
35. und mache Räuchwerk draus, nach der Kunst des Salbenbereiters gemengt, daß es rein und heilig sei.
36. Und sollst es zu Pulver stoßen, und sollst desselben tun vor das Zeugnis in der Hütte des Stifts, von dannen ich mich dir bezeugen werde. Das soll euch ein Allerheiligstes sein.
37. Und desgleichen Räuchwerk sollt ihr euch nicht machen, sondern es soll dir heilig sein dem Herrn.
38. Wer ein solches machen wird, daß er damit räuchere, der wird ausgerottet werden von seinem Volk.

Jedoch wer weiß, die Herstellung eines Pulvers nach obigem Rezept und Apothekerkunst würde vielleicht ein sogar nach heutigen Begriffen nicht übles Sprengmittel geben, und es würde vielleicht einige Versuche lohnen. Harze, Öl, Blut, Salpeter, Kohle, Pottasche zu Pulver gestoßen. Vielleicht arbeitete Berthold Schwarz nach diesem Rezept, als er in die Luft flog.

Ich denke, daß das Fett, das ja auch so gut brennt, sowie das Blut im Laboratorium eine besondere Bearbeitung (neben der Salpeterplantage) erfuhr und daß er sich nie genug von diesen Stoffen verschaffen konnte; denn eifersüchtig sorgte Moses dafür, daß ihm auch wirklich alles Fett und Blut abgeliefert werde. Ebenso die Asche, aus der das zur Pulverfabrikation nötige Kali (Pottasche) gewonnen wird.

3. Buch Mose, Kapitel 3

16. Und der Priester soll's anzünden auf dem Altar zur Speise des Feuers zum süßen Geruch. Alles Fett ist des Herrn.
17. Das sei eine ewige Sitte bei euren Nachkommen in allen euren Wohnungen, daß ihr kein Fett noch Blut esset.

Kapitel 6

11. Und soll die Asche aufheben, die das Feuer des Brandopfers auf dem Altar gemacht hat und soll sie neben den Altar schütten.

Unzählige Male wiederholt Moses, daß alles Fett und Blut dem „Herrn“ zu bringen sei. Beim

Verdampfen des Fettes und des Blutes in den Kesseln des Laboratoriums entwickelte sich die Rauchwolke, „aus der der Herr mit Moses spricht“ so oft und so lange dieser im Laboratorium weilte. Vielleicht hatten die wohlriechenden Harze, die Moses verwendete, nur den Zweck, den greulichen Gestank, der dem Laboratorium entstieg, zu mildern oder zu verdecken. Auf alle Fälle aber war es eine schmutzige und rußige Arbeit, denn Moses sorgte für eine Waschgelegenheit innerhalb des Laboratoriums. Es wäre verdächtig gewesen, wenn er und seine Gesellen die Fabrik immer mit rußigen Händen verlassen hätten.

2. Buch Mose, Kapitel 30

18. Du sollst auch ein ehern Handfass machen mit einem ehernen Fuß, zu waschen, und sollst es setzen zwischen der Hütte des Stifts und dem Altar, und Wasser drein tun,
19. daß Aaron und seine Söhne ihre Hände und Füße draus waschen. Und Werkstattkleidung sollten die Gesellen tragen.

3. Buch Mose, Kapitel 6

3. Und der Priester soll seinen leinenen Rock anziehen, und die leinenen Niederkleider an seinen Leib.

Die Pulverfabrikation scheint auf einen siebentägigen ununterbrochenen Betrieb eingerichtet gewesen zu sein (vielleicht die Ursache für die siebentägige Woche).

3. Buch Mose, Kapitel 8

33. Und sollt in sieben Tagen nicht ausgehen von der Tür der Hütte des Stifts bis an den Tag, da die Tage eures Füllopfers aus sind; denn sieben Tage sind eure Hände gefüllet,
34. wie es an diesem Tage geschehen ist, der Herr hat's geboten, zu tun, auf daß ihr versöhnet seiet.
35. Und sollt vor der Tür der Hütte des Stifts Tag und Nacht bleiben sieben Tage lang, und sollt der Hut des Herrn warten, daß ihr nicht sterbet; denn also ist mir geboten.
36. Und Aaron mit seinen Söhnen taten alles, was der Herr geboten hatte, durch Mose.

Der Brandopferaltar war von der Bundeslade getrennt (um Explosionen zu verhüten), und das Fleisch der Opfertiere wurde darauf verbrannt, wahrscheinlich auch zur Gewinnung einer notwendigen Substanz. Bei besonderen Feierlichkeiten und um die Opferfreudigkeit des Volkes zu unterhalten, wurde Feuerwerk auf dem Altar abgebrannt und dieses von dem Laboratorium aus durch eine Zündschnur unbemerkt in Brand gesetzt, so daß das Volk glauben sollte, Gott habe das Feuer persönlich angezündet.

Die Pulverfabrikation war wie auch heute noch eine äußerst gefährliche, und nur völlig nüchterne Arbeiter konnten dabei verwendet werden. Aarons Söhne liebten aber die „starken Getränke“, und in angeheiteter Stimmung gingen sie unvorsichtig mit den Sprengstoffen um. Eine Explosion tötete beide.

3. Buch Mose, Kapitel 10

1. Und die Söhne Aarons, Nadab und Abihu nahmen ein jeglicher seinen Napf, und taten Feuer drein und legten Räuchwerk drauf, und brachten das fremde Feuer vor den Herrn, das er ihnen nicht geboten hatte.
2. Da fuhr ein Feuer aus von dem Herrn, und verzehrte sie, daß sie starben vor dem Herrn.
3. Da sprach Mose zu Aaron: Das ist's, das der Herr gesagt hat: Ich erzeige mich heilig an denen, die mir nahe sind, und vor allem Volk erweise ich mich herrlich. Und Aaron schwieg still.

Da Aaron und seine übrig gebliebenen Söhne die Toten nach jüdischer Sitte beklagen wollten, verbot es ihnen Moses, weil der Fabrikbetrieb keine Unterbrechung der Arbeit erlaubte.

3. Buch Mose, Kapitel 10

6. Da sprach Mose zu Aaron und seinen Söhnen, Eleasar und Ithamar: Ihr sollt eure Häupter nicht blößen, noch eure Kleider zerreißen, daß ihr nicht sterbet, und der Zorn über die ganze Gemeinde komme. Laßt eure Brüder des ganzen Hauses Israel weinen über diesen Brand, den der Herr getan hat.

7. Ihr aber sollt nicht ausgehen von der Tür der Hütte des Stifts, ihr möchtet sterben; denn das Salböl des Herrn ist auf euch. Und sie taten, wie Mose sagte.
8. Der Herr aber redete mit Aaron und sprach:
9. Du und deine Söhne mit dir sollt keinen Wein noch starke Getränke trinken, wenn ihr in die Hütte des Stifts gehet auf daß ihr nicht sterbet. Das sei ein ewiges Recht allen euren Nachkommen.

Das Laboratorium war zwar transportfähig (dem Nomadenleben angepaßt), doch konnte während der Reise nicht gearbeitet werden. Sowie aber ein neues Lager bezogen wurde, da entstieg auch schon der Fabrikqualm „der Hütte des Zeugnisses“.

4. Buch Mose, Kapitel 9

15. Und des Tages, da die Wohnung aufgerichtet ward, bedeckte sie eine Wolke auf der Hütte des Zeugnisses; und des Abends bis an den Morgen war über der Wohnung eine Gestalt des Feuers.
16. Also geschah's immerdar, daß die Wolke sie bedeckte, und des Nachts die Gestalt des Feuers.
17. Und nach dem sich die Wolke aufhub von der Hütte, so zogen die Kinder Israel; und an weichem Ort die Wolke blieb, da lagerten sich die Kinder Israel.
18. Nach dem Wort des Herrn zogen die Kinder Israel, und nach seinem Wort lagerten sie sich. So lange die Wolke auf der Wohnung blieb, solange lagen sie stille.
19. Und wenn die Wolke viele Tage verzog auf der Wohnung, so warteten die Kinder Israel der Hut des Herrn, und zogen nicht.
20. Und wenn's war, daß die Wolke auf der Wohnung war etliche Anzahl der Tage, so lagerten sie sich nach dem Wort des Herrn, und zogen nach dem Wort des Herrn.
21. Wenn die Wolke da war von Abend bis an den Morgen, und sich dann erhub, so zogen sie; oder wenn sie sich des Tags oder des Nachts erhub, so zogen sie auch.
22. Wenn sie aber zween Tage oder einen Monat oder länger auf der Wohnung blieb, so lagen die Kinder Israel, und zogen nicht; und wenn sie sich dann erhub, so zogen sie.

Moses gebraucht das Pulver als Zuchtmittel gegen aufrührerische Elemente:

4. Buch Mose, Kapitel 11

1. Und da sich das Volk ungeduldig machte, gefiel es übel vor den Ohren des Herrn. Und als der Herr hörte, ergrimte sein Zorn, und zündete das Feuer des Herrn unter ihnen in, das verzehrte die äußersten Lager.
2. Da schrie das Volk zu Mose, und Mose hat den Herrn; da verschwand das Feuer.
3. Und man hieß die Stätte Thabeera, darum daß sich unter ihnen des Herrn Feuer angezündet hatte.

Moses wird mit dem Tode bedroht. Er verblüfft seine Verfolger durch sein Feuerwerk.

4. Buch Mose, Kapitel 14

4. Und Einer sprach zu dem Andern: Lasset uns einen Hauptmann aufwerfen, und wieder in Egypten ziehen.
5. Mose aber und Aaron fielen auf ihr Angesicht vor der ganzen Versammlung der Gemeine der Kinder Israel.
6. Und Josua, der Sohn Nuns, und Caleb, der Sohn Jephunne's, die auch das Land erkundet hatten, zerrissen ihre Kleider;
7. und sprachen zu der ganzen Gemeine der Kinder Israel: Das Land, das wir durchgewandelt haben zu erkunden, ist sehr gut.
8. Wenn der Herr uns gnädig ist, so wird er uns in dasselbe Land bringen, und uns geben, das ein Land ist, da Milch und Honig innen fließet.
9. Fallet nicht ab vom Herrn, und fürchtet euch vor dem Volk dieses Landes nicht; denn wir wollen sie wie Brot fressen. Es ist ihr Schutz von ihnen gewichen; der Herr aber ist mit uns, fürchtet euch nicht vor ihnen.
10. Da sprach das ganze Volk, man sollte sie steinigen. Da erschien die Herrlichkeit des Herrn in der Hütte des Stifts allen Kindern Israel.
11. Und der Herr sprach zu Mose: Wie lange lästert mich das Volk? Und wie ange wollen sie nicht an mich glauben durch allerlei Zeichen, die ich unter ihnen getan habe?
12. So will ich sie mit Pestilenz schlagen und vertilgen, und dich zum größern und mächtgern Volk machen, denn dies ist.
13. Mose aber sprach zu dem Herrn: So werden es die Egypter hören; denn du hast dies Volk mit deiner Kraft mitten aus ihnen geführt.
14. Und man wird sagen zu den Einwohnern dieses Landes, die da gehöret haben, daß Du, Herr, unter diesem Volk

seiest, daß Du von Angesicht gesehen werdest, und deine Wolke stehe über ihnen, und Du, Herr, gehest vor ihnen her in der Wolkensäule des Tages und Feuersäule des Nachts.

Moses lockte den Aufrührer Korah auf eine vorher bereitete Mine und sprengte ihn und seinen ganzen Anhang mir nichts dir nichts in die Luft. Er versprach dem schaulustigen Publikum eine interessante, moderne Exekution der Staatsverbrecher: „Der Herr wird etwas ‚Neues‘ schaffen!“

4. Buch Mose, Kapitel 16

27. Und sie gingen hinweg von der Wohnung Korahs, Dathans und Abiram. Dathan aber und Abiram gingen heraus und traten an die Tür ihrer Hütten mit ihren Weibern und Söhnen und Kindern.
28. Und Mose sprach: Dabei sollt ihr merken, daß mich der Herr gesandt hat, daß ich alle diese Werke täte, und nicht aus meinem Herzen:
29. Werden sie sterben, wie alle Menschen sterben, oder heimgesucht, wie alle Menschen heimgesucht werden, so hat mich der Herr nicht gesandt.
30. Wird aber der Herr etwas Neues schaffen, daß die Erde ihren Mund auf tut, und verschlinget sie mit allem, das sie haben, daß sie lebendig hin unter in die Hölle fahren, so werdet ihr erkennen, daß diese Leute den Herrn gelästert haben.
31. Und als er diese Worte hatte alle ausgeredet, zerriß die Erde unter ihnen,
32. und tat ihren Mund auf, und verschlang sie mit ihren Häusern, mit allen Menschen, die bei Korah waren, und mit aller Ihrer Habe;
33. und fuhren hinunter lebendig in die Hölle mit allem, das sie hatten, und die Erde deckte sie zu, und kamen um aus der Gemeine.
34. Und ganz Israel, das um sie her war, floh vor ihrem Geschrei; denn sie sprachen: Daß uns die Erde nicht auch verschlinge!
35. Dazu fuhr das Feuer aus von dem Herrn, und fraß die zwei hundert und fünfzig Männer, die das Räuchwerk opferten.
36. Und der Herr redete mit Mose, und sprach:
37. Sage Eleasar, dem Sohne Aarons, des Priesters, daß er die Pfannen aufhebe aus dem Brande, und streue das Feuer hin und her.

38. Denn die Pfannen solcher Sünder sind geheiligt durch ihre Seele, daß man sie zu breiten Blechen schlage, und den Altar damit behänge; denn sie sind geopfert vor dem Herrn, und geheiligt, und sollen den Kindern Israel zum Zeichen sein.
39. Und Eleasar, der Priester, nahm die ehernen Pfannen, die die Verbrannten geopfert hatten, und schlug sie zu Blechen, den Altar zu behängen;
40. zum Gedächtnis der Kinder Israel, daß nicht jemand Fremdes sich herzu mache, der nicht ist des Samens Aarons, zu opfern Räuchwerk vor dem Herrn, auf daß es ihm nicht gehe, wie Korah und seiner Rotte, wie der Herr ihm geredet hatte durch Mose.

Moses wurde in seiner Werkstatt von den Aufrührern belagert. Er bombardierte das Lager, wahrscheinlich mit den vier eisernen Hörnern (Mörsern). Das Feuer ging aus vom Herrn! Jeder, der sich der Hütte näherte, wurde rücksichtslos erschossen. Im Ganzen tötete das Bombardement (die Plage) 14 700 Personen, ohne diejenigen, welche mit Korah in die Luft gesprengt wurden.

2. Buch Mose, Kapitel 16

41. Des andern Morgens aber murrete die ganze Gemeinde der Kinder Israel wider Mose und Aaron, und sprachen: Ihr habt des Herrn Volk getötet.
42. Und da sich die Gemeinde versammelte wider Mose und Aaron, wandten sie sich zu der Hütte des Stifts. Und siehe, da bedeckte es die Wolke, und die Herrlichkeit des Herrn erschien.
43. Und Mose und Aaron gingen hinein zu der Hütte des Stifts.
44. Und der Herr redete mit Mose, und sprach:
45. Hebet euch aus dieser Gemeinde; ich will sie plötzlich vertilgen. Und sie fielen auf ihr Angesicht.
46. Und Mose sprach zu Aaron: Nimm die Pfanne, und tue Feuer darein vom Altar und lege Räuchwerk darauf, und gehe eilend zu der Gemeinde, und versöhne sie; denn das Wüten ist von dem Herrn ausgegangen, und die Plage ist angegangen.
47. Und Aaron nahm, wie ihm Mose gesagt hatte, und lief mitten unter die Gemeinde (und siehe, die Plage war angegangen unter dem Volk) und räucherte und versönnete das Volk.

48. Und stand zwischen den Toten und Lebendigen. Da ward der Plage gewehret.
49. Derer aber, die an der Plage gestorben waren, waren vierzehn tausend und sieben hundert, ohne die, so mit Korah starben.
50. Und Aaron kam wieder zu Mose vor die Tür der Hütte des Stifts, und der Plage ward gewehret.

2. Buch Mose, Kapitel 17

12. Und die Kinder Israel sprachen zu Mose: Siehe, wir verderben und kommen um; wir werden alle vertilget und kommen um.
13. Wer sich nahet zu der Wohnung des Herrn, der stirbt. Sollen wir denn gar untergehen?

Moses sorgte dafür, daß niemand mehr die Pulverfabrik betreten durfte. Unbefugten wurde die Todesstrafe angedroht.

2. Buch Mose, Kapitel 18

6. Denn siehe, Ich habe die Leviten, eure Brüder, genommen aus den Kindern Israel, dem Herrn zum Geschenk, und euch gegeben, daß sie des Amts pflegen an der Hütte des Stifts.
7. Du aber und deine Söhne mit dir sollt eures Priestertums warten, daß ihr dienet in allerlei Geschäft des Altars und inwendig hinter dem Vorhang: Denn euer Priestertum gebe Ich euch zum Amt, zum Geschenke. Wenn ein Fremder sich herzutut, der soll sterben.

Moses sprengt den Felsen, um Wasser zu gewinnen.

2. Buch Mose, Kapitel 20

2. Und die Gemeine hatte kein Wasser, und versammelten sich wider Mose und Aaron.
7. Und der Herr redete mit Mose und sprach:
8. Nimm den Stab, und versammle die Gemeine, du und dein Bruder Aaron, und redet mit dem Fels vor ihren Augen; der wird sein Wasser geben. Also sollst du ihnen Wasser aus dem Fels bringen, und die Gemeine tränken und ihr Vieh.
9. Da nahm Mose den Stab vor dem Herrn, wie er ihm geboten hatte.
10. Und Mose und Aaron versammelten die Gemeine vor den Fels, und er sprach zu ihnen: Höret, ihr Ungehorsamen, werden wir euch auch Wasser bringen aus diesem Fels?
11. Und Mose hub seine Hand auf, und schlug den Fels mit dem Stab zweimal. Da ging viel Wassers heraus, daß die Gemeine trank und ihr Vieh.

Das Schreckensregiment wird von Moses weitergeführt. Er baut eine eiserne Schlange, wohl eine Kanone. (Diese eiserne Schlange war im Gebrauch bis zur Zeit des Königs Hiskias, der sie „zerstieß“. d. h. wohl bersten ließ.)

4. Buch Mose, Kapitel 21

5. und redete wider Gott und wider Mose: Warum hast du uns aus Ägypten geführt, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brot noch Wasser hier, und unsre Seele ekelt über dieser mageren Speise.
6. Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk; die bissen das Volk, daß viel Volks in Israel starb.
7. Da kamen sie zu Mose und sprachen: Wir haben gesündigt, daß wir wider den Herrn und wider dich geredet haben; bitte den Herrn, daß er die Schlangen von uns nehme. Mose bat für das Volk.
8. Da sprach der Herr zu Mose: Mache dir eine eiserne Schlange, und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen ist, und siehet sie an, der soll leben.
9. Da machte Mose eine eiserne Schlange, und richtete sie auf zum Zeichen; und wenn jemanden eine Schlange biß, so sah er die eiserne Schlange an, und blieb leben.

Moses war gestorben, und Josua, der Sohn Nuns, der Vertrauensmann Moses, den wir schon als Wächter des Laboratoriums kennengelernt haben, übernahm das Generalkommando. Moses hatte das Pulver besonders gegen die inneren Feinde, gegen die Aufrührer benutzt. Josua verwendete es gegen die äußeren Feinde. Er baute innerhalb dreier Tage wohl durch Sprengschüsse unterstützt, ein Wehr im Jordan, und damit niemand ihn bei der Arbeit sah, hieß er die Kinder Israels, etwa 1,5 km flußabwärts den Jordan zu überschreiten. Nach dem Übergang sprengte er das Wehr wieder, und das Wasser des Jordans kam wieder an seine Stelle.

Buch Josua, Kapitel 3

1. Und Josua machte sich frühe auf; und sie zogen aus Sittim, und kamen an den Jordan, er und alle Kinder Israel, und blieben daselbst über Nacht, ehe sie hinüberzogen.

2. Nach dreien Tagen aber gingen die Hauptleute durch das Lager,
3. und geboten dem Volk, und sprachen: Wenn ihr sehen werdet die Lade des Bundes des Herrn, eures Gottes, und die Priester aus den Leviten sie tragen, so ziehet aus von eurem Ort, und folget ihr nach.
4. Doch daß zwischen euch und ihr Raum sei bei zweitausend Ellen. Ihr sollt nicht zu ihr nahen, auf daß ihr wisset, auf welchem Wege ihr gehen sollet; denn ihr seid den Weg vorhin nicht gegangen.
5. Und Josua sprach zum Volk: Heiliget euch; denn morgen wird der Herr ein Wunder unter euch tun.
6. Und zu den Priestern sprach er: Traget die Lade des Bundes, und gehet vor dem Volk her. Da trugen sie die Lade des Bundes, und gingen vor dem Volk her.
7. Und der Herr sprach zu Josua: Heute will ich anfangen, dich groß zu machen vor dem ganzen Israel, daß sie wissen, wie ich mit Mose gewesen bin, also auch mit dir sei.
8. Und du gebiete den Priestern, die die Lade des Bundes tragen, und sprich: Wenn ihr kommt vorne ins Wasser des Jordans, so stehet stille.
9. Und Josua sprach zu den Kindern Israel: Herzu, und höret die Worte des Herrn, eures Gottes!
10. Und sprach: Dabei sollt ihr merken, daß ein lebendiger Gott unter euch ist; und daß er vor euch austreiben wird die Cananiter, Hethiter, Heviter, Pheresiter, Girgasiter, Amoriter und Jebusiter.
11. Siehe, die Lade des Bundes des Herrschers über alle Welt wird vor euch hergehen in den Jordan.
12. So nehmet nun zwölf Männer aus den Stämmen Israels, aus jeglichem Stamm einen.
13. Wenn dann die Fußsohlen der Priester, die des Herrn Lade, des Herrschers über alle Welt, tragen, in des Jordans Wasser sich lassen; so wird sich das Wasser, das von oben herab fließet im Jordan, abreißen, daß es über *Einem* Haufen stehenbleibe.
14. Da nun das Volk auszog aus seinen Hütten, daß sie über den Jordan gingen, und die Priester die Lade des Bundes vor dem Volk her trugen.
15. Und an den Jordan kamen, und ihre Füße vorne in das Wasser tunkten (der Jordan aber war voll an allen seinen Ufern, die ganze Zeit der Ernte).
16. Da stand das Wasser, das von oben hernieder kam, aufgerichtet über *Einem* Haufen, sehr ferne von den Leuten

der Stadt, die zur Seite Zarthans liegt; aber das Wasser, das zum Meer hinunterlief, zum Salzmeer, das nahm ab und verfloß. Also ging das Volk hinüber gegen Jericho.

17. Und die Priester, die die Lade des Bundes des Herrn trugen, standen also im Trockenen, mitten im Jordan. Und ganz Israel ging trocken durch, bis das ganze Volk alles über den Jordan kam.

Die Einnahme Jerichos

Josua schlich sich des nachts an die Mauern heran und ließ sich das Pulvermagazin (die Lade des Herrn) von seinen Vertrauensmännern nachtragen. Vielleicht um das Geräusch seiner Werkzeuge zu verdecken, ließ er das Volk im Lager die Posaunen blasen. Als alles zur Sprengung der Mauern vorbereitet war, ließ er Ruhe gebieten, und um den Einsturz der Mauern als ein Wunder, als ein Werk Gottes hinzustellen, befahl er, daß beim Krachen der Minen die Posaunen geblasen werden sollten. Die sieben Posaunen des Halljahres waren wahrscheinlich sieben eiserne Gefäße zur Aufnahme des Sprengstoffs.

Buch Josua, Kapitel 6

4. Am siebenten Tage aber laß die Priester sieben Posaunen des Halljahrs nehmen vor der Lade her; und gehet desselben siebenten Tages sieben Mal um die Stadt, und laß die Priester die Posaunen blasen.
5. Und wenn man des Halljahrs Horn bläset, und töneth, daß ihr die Posaunen höret, so soll das ganze Volk ein groß Feldgeschrei machen; so werden der Stadt Mauern umfallen, und das Volk soll hineinfallen, ein jeglicher stracks vor sich.

Josuas Steinmörser töteten mehr Amoniter als das Schwert der Kinder Israel:

Buch Josua, Kapitel 10

11. Und da sie vor Israel flohen den Weg herab zu Beth Horon, ließ der Herr einen großen Hagel vom Himmel auf sie fallen, bis gen Aseka, daß sie starben. Und viel mehr starben ihrer von dem Hagel, denn die Kinder Israel mit dem Schwert erwürgeten.

Nachdem beleuchtet Josua das Schlachtfeld mit bengalischen Feuern:

Buch Josua, Kapitel 10

12. Da redete Josua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel. Sonne, stehe stille zu Gibeon, und Mond, im Tal Ajjalon!
13. Da stand die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete. Ist dies nicht geschrieben im Buch des Frommen? Also stand die Sonne mitten am Himmel, und verzog unterzugehen, beinahe einen ganzen Tag.

Wiederholung eines schon von Moses gemachten Experiments:

Buch der Richter, Kap. 6

19. Und Gideon kam, und schlachtete ein Ziegenböcklein, und nahm ein Epha ungesäuerten Mehls, und legte Fleisch in einem Korb, und tat die Brühe in einen Topf; und brachte es zu ihm heraus unter die Eiche, und trat herzu.
20. Aber der Engel Gottes sprach zu ihm: Nimm das Fleisch und das Ungesäuerte, und laß es auf dem Fels, der hier ist, und gieße die Brühe aus. Und er tat also.
21. Da reckte der Engel des Herrn dem Stecken aus, den er In der Hand hatte, und rührte mit der Spitze das Fleisch und das ungesäuerte Mehl an. Und das Feuer fuhr aus dem Fels, und verzehrete das Fleisch und das ungesäuerte Mehl. Und der Engel des Herrn verschwand aus seinen Augen.

Mörsergeschosse in der Größe eines gerösteten Gerstenbrotes.

Buch der Richter, Kapitel 7

13. Da nun Gideon kam, siehe, da erzählete einer einem andern einen Traum, und sprach: Siehe, mir hat geträumet, mich däuchte, ein geröstet Gerstenbrod wälzte sich zum Heer der Midianiter, und da es kam an die Gezelte, schlug es dieselbigen, und wart sie nieder, und kehrte sie um, das Oberste zu unterst, daß das Gezelt lag.

Gideon rüstete 300 Mann mit transportablen Mörsern (Posaunen), Pulvergefäßen (Krügen) und Zündern (Fackeln) aus und jagte damit den Feind in die Flucht.

Buch der Richter, Kap. 7

16. Und er teilte die dreihundert Mann in drei Haufen und gab einem jeglichen eine Posaune in seine Hand, und ledige Krüge, und Fackeln darinnen.
17. Und sprach zu ihnen: Sehet auf mich, und tut auch also; und siehe, wenn ich an den Ort des Heers komme, wie Ich tue, so tut ihr auch.
18. Wenn Ich die Posaune blase, und alle, die mit mir sind, so sollt Ihr auch die Posaunen blasen, ums ganze Heer, und sprechen: Hier Herr und Gideon!
19. Also kam Gideon und hundert Mann mit ihm an den Ort des Heers, an die ersten Wächter, die da verordnet waren, und weckten sie auf, und bliesen mit Posaunen, und zerschlugen die Krüge in Ihren Händen.
20. Also bliesen alle drei Haufen mit Posaunen, und zerbrachen die Krüge. Sie hielten aber die Fackeln In ihrer linken Hand, und die Posaunen in ihrer rechten Hand, daß sie bliesen und riefen: Hier Schwert des Herrn und Gideon!
21. Und ein jeglicher stand an seinem Ort um das Heer her. Da ward das ganze Heer laufend, und schrieen und flohen.

Ich glaube, daß das hier zusammengetragene Material genügt, um die Frage, die in dem Titel dieses Heftes enthalten ist, zu bejahen. Moses und seine Nachfolger Josua und Gideon kannten einen Sprengstoff von großer Wirksamkeit und wußten sich desselben für vielerlei Zwecke zu bedienen. Der Gott der Israeliten war weiter nichts als ein Pulvermagazin, und Moses forderte von den Juden, daß sie das Pulver in seinen Wirkungen anbeten sollten. Die Empörungen, die jeden Augenblick im Lager ausbrachen, wurden wahrscheinlich durch die gesunde Skepsis des Jüdischen Volkes verursacht. Korah und die vielen anderen wußten, daß es sich um Hokus-Pokus handelte und wollten sich nicht zum Narren halten lassen. Da es sich um Geheimniskrämerei handelte, so ist nicht zu verwundern, daß die Kunst, Sprengstoffe zu erzeugen, in der Folge verlorengehen konnte. In der Tat wissen die Nachfolger Gideons sich nur ganz stümperhaft

noch dieses Mittels zur Beherrschung des Volkes zu bedienen, und ihre Macht geht darum auf die Könige über.

Möglich, daß das Rezept verloren ging, möglich, daß es an Materialien fehlte. Möglich auch, daß es an den Geschirren fehlte (Kesseln, Posaunen usw.). Im ersten Buche Samuelis heißt es im 13. Kapitel:

Es ward aber kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden; denn die Philister gedachten, die Ebräer möchten Schwert und Speiß machen.

Die Könige sind von den Priestern niemals in die Kunst der Sprengstoffabrikation eingeweiht worden, das geht unter anderem auch daraus hervor, daß David in seinem Lobgesang Gott mit dem Sprengstoff der Priester verwechselt:

2. Buch Samuel, Kapitel 22

8. Die Erde bebte und ward bewegt, die Grundfeste des Himmels regten sich und bebten, da er zornig war.
9. Dampf ging auf von seiner Nase, und verzehrend Feuer von seinem Munde, daß es davon blitzte.
10. Er neigte den Himmel und fuhr herab, und Dunkel war unter seinen Füßen.
11. Und er fuhr auf dem Cherub, und flog daher, und er schwebte auf den Fittigen des Windes.
12. Sein Gezelt um ihn her war finster, und schwarze dicke Wolken.
13. Von dem Glanz vor ihm brannte es mit Blitzen.
14. Der Herr donnerte vom Himmel, und der Höchste ließ seinen Donner aus.
15. Er schoß seine Strahlen, und zerstreute sie; er ließ blitzen, und schreckte sie.
16. Da sah man Wassergüsse, und des Erdbodens Grund ward aufgedeckt, von dem Schelten des Herrn, von dem Odem und Schnauben seiner Nase.

David betet hier einfach das Pulver an, wie die Perser das Feuer, die Assyrier die Sonne anbeteten. Wer noch im Zweifel sein sollte und noch mehr Material für die Beantwortung unserer Frage

braucht, der findet solches noch massenhaft in dem weiteren Inhalt der Bibel, doch nur bis auf Elia. So z. B. in der Beschreibung der Eroberung der Lade durch die Philister, in den Heldentaten Jonathans, in den Wundern Elia's. Ausnahmslos, mit fast geistesarmer Einförmigkeit geschehen alle Wunder unter Feuererscheinungen, Sprengschüssen und dergleichen.

Ich will diese Untersuchung mit der Wiedergabe eines Auszuges aus dem Buche der Makkabäer beschließen. Da dieses Buch von der Bibelgesellschaft für apokryph erklärt wird, so ist es aus den neueren, Bibelausgaben ausgeschaltet worden. Ich fand die Geschichte der Makkabäer in einer älteren spanischen Ausgabe, und was nun hier folgt, ist eine sinngetreue Übersetzung. Etwaige Abweichungen von dem Wortlaute deutscher Ausgaben berühren darum nur die Ausdruckwahl, nicht den Sinn.

2. Buch der Makkabäer, Kapitel 1

19. Als unsere Väter in die persische Gefangenschaft abgeführt wurden, nahmen die Priester heimlich das Feuer vom Altar und verbargen es in einem tiefen und trockenen Brunnen und bewachten es dort, ohne daß jemand davon wußte.
20. Und nach vielen Jahren, als der König von Persien Nehemias (nach Jerusalem) zurücksandte, schickte dieser die Enkel der Priester, die das Feuer verborgen hatten, um es zu suchen, und wie sie uns erzählten, fanden sie kein Feuer, sondern eine dicke Flüssigkeit.
21. Und Nehemias befahl, daß man ihm diese Flüssigkeit bringen solle, und daß man mit der Flüssigkeit Altar und Opfer besprengen solle.
22. Und als das geschehen war und die Wolken am Himmel sich verzogen hatten, entzündete sich ein großes Feuer, und alle staunten. (Vielleicht durch ein Brennglas.)
31. Und als das Opfer vom Feuer verzehrt war, befahl Nehemias, daß die noch übrig gebliebene Flüssigkeit auf die Altarsteine gegossen werde. Und als dies geschah, entstieg diesen Steinen eine große Flamme.

33. Als man diese Geschichte dem Perserkönig erzählte, wie an dem Orte, wo die Priester das Feuer verborgen hatten, eine dicke Flüssigkeit gefunden wurde,
34. ließ der König den Ort genau untersuchen
35. und gab den Priestern viele Güter und reichliche Geschenke.

(Ich glaube mich zu entsinnen, in einer deutschen Ausgabe vor Jahren gelesen zu haben: „Und der König schickte zur Untersuchung des „Ortes seine Gesellen und gab viel Geld aus, ohne etwas zu finden“.)

Es geht aus Vorstehendem, meiner Ansicht nach, folgendes klar hervor: Die Priester hatten den Sprengstoff in dem nach ihrer Meinung trockenen Brunnen versteckt, aber die hydrophilen Substanzen des Pulvers, vor allem das Salpeter, hatten die Feuchtigkeit der Luft oder der Erde angezogen und waren flüssig geworden. Der flüssig gewordene Sprengstoff hatte zwar noch die Kraft, in einer Flamme aufzugehen und zu verbrennen, aber zur Explosion war die Verbrennung infolge des Wassergehaltes eine zu langsame. Der König der Perser bestach die jüdischen Priester durch Geschenke, um ihnen das Geheimnis der Pulverfabrikation zu entlocken, aber die Priester wußten selbst nicht mehr, wie der Sprengstoff zu bereiten war. Vielleicht ist auch das Flüssigwerden des Sprengstoffes ein Beweis, daß die Priester das richtige Rezept nicht mehr kannten und zu viel oder gar ausschließlich Salpeter benutzten. Die Macht der Priester stand und fiel mit der Sprengkraft ihres Pulvers.

Moses und die Geld- und Bodenreform

Moses bediente sich des Pulvers, um über das jüdische Volk zu herrschen, aber die Herrschaft war ihm nicht Selbstzweck. Kleinliche Geister, die nach der Herrschaft streben, nur um zu herrschen, versuchen in der Regel, das Volk durch Sittenverderbnis zu schwächen, um es um so leichter in der Gewalt zu behalten. Moses aber wollte ein starkes, gesundes und züchtiges Volk. Moses wollte ein ganzes Gebäude von moralischen, hygienischen und sozialen Grundsätzen zum Besten des Volkes diesem aufzwingen, und zu diesem edlen Zwecke bedurfte er der Herrschaft.

Die moralischen Grundsätze Moses sind noch heute kaum in Einzelheiten anfechtbar, seine hygienischen Vorschriften für ein Nomadenvolk bestimmt, könnten ebenso gut von einem modernen Bakteriologen verfasst sein, und wenn wir die sozialen Grundsätze Moses befolgt hätten, so stünde es entschieden besser um den sozialen Frieden.

Die Juden befolgen vielfach noch heute die mosaischen Gesetze über Moral und Hygiene, doch die sozialen Gesetze (das Verbot des Landverkaufs und des Zinsnehmens) sind in Vergessenheit geraten. Und doch sind gerade diese die weitaus wichtigsten der ganzen mosaischen Gesetzgebung.

Zins und Grundrente, das arbeitslose Einkommen, teilen das Volk in Klassen, und sowie ein Volk in Klassen zerfällt, folgt der innere Verfall auf dem Fuße. (Als die französische Revolution tabula rasa mit den Klassen machte, gewann Frankreich eine erstaunliche Stoßkraft, und als die französische Herrschaft das ganze deutsche Volk in eine homogene Bettlerbande verwandelt hatte, da gewann es die Kraft zum Befreiungskriege.)

Diesen Zusammenhang zwischen Rente, Zins und Klassen einerseits und der inneren Schwäche des Volkes andererseits hatte Moses in Ägypten kennengelernt, wo Joseph, der größte Wucherer aller Zeiten, die Hungersnot benutzte, um dem Volke den gesamten Grundbesitz für die Krone abzuwuchern. (Siehe 1. Buch Mose, Kapitel 47. 20; ferner Tolstoi: Was ist Geld?)

Aber die soziale Gesetzgebung Moses litt an Fehlern, die die freie Entwicklung des Handels, die Vorbedingung der Arbeitsteilung und des Fortschrittes, unmöglich machten.

Das einfache gesetzliche Zinsverbot ohne entsprechenden Darlehenszwang unterbricht notwendigerweise den Geldumlauf und führt zur Schatzbildung, da jeder doch lieber überschüssiges Geld vergräbt, als es zinsfrei zu verleihen. Sowie aber das Geld dem Verkehr entzogen und vergraben wird, fallen die Warenpreise und bei fallenden Warenpreisen ist der Handel materiell unmöglich. Zinsverbot (falls es wirksam ist) und chronische Wirtschaftskrise sind untrennbar. Will man den Zins bekämpfen, ohne dabei in eine Wirtschaftskrise hineinzusteuern, so muß gleichzeitig für ununterbrochenen Geldumlauf gesorgt werden (Geldreform).

Ähnlich verhält es sich mit dem Grundbesitz, mit der Privatgrundrente. Durch einfaches Verbot von Landkauf und -verkauf (Ihr sollt das Land nicht verkaufen ewiglich!) konnte Moses der Latifundienbildung begegnen, aber er nagelte damit den Grundbesitzer an die Scholle, er nahm dem Bauer die für seine Entwicklung so nötige Freizügigkeit. Da der Bauer das Land nicht verkaufen konnte, so konnte er anderswo auch kein Land kaufen, und er mußte auf der Scholle bleiben. Die Landgesetze Moses machten das ganze jüdische Volk zu Leibeigenen, wenn auch nicht zu Leibeigenen ostelbischer Junker, so doch zu Leibeigenen ihres Bodens. Nicht die Juden besaßen den Boden, sondern der Boden besaß die Juden. Wer wegziehen wollte, um z. B. ein natürliches Talent als Handwerker auszubilden, mußte sein Erbteil ohne Entschädigung aufgeben. Wenn man den Zweck der mosaischen Bodengesetze rein und ohne Nebenwirkungen erreichen will, so muß der Privatgrundbesitz überhaupt aufgehoben werden. Das Volk als Ganzes muß den Boden besitzen, und der Einzelne muß den Boden für eine beliebige Zeit in öffentlicher Auktion meistbietend *pachten*. So geht die Gesamtgrundrente in den Staatsschatz zur Bestreitung der Staatsausgaben, das arbeits-

lose Einkommen verschwindet, und alle Volksklassen verschmelzen zu einem einheitlichen Ganzen, während gleichzeitig der Einzelne volle Freizügigkeit erwirbt.

Zu diesem Moses als Ideal vorschwebenden, aber mit seinen Mitteln unerreichbaren Wirtschaftszustand führt uns die Geld- und Bodenreform. Wer in das Wesen dieser zweiseitigen sozialen Reformen eindringen will, der studiere:

Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag durch die Geld- und Bodenreform

von Silvio Gesell

(zugleich eine Erledigung der Interessenpolitik).

Dieses Werk ist unzweifelhaft das wichtigste Buch für jeden Volksvertreter, Arbeiterführer und alle denkenden Menschen überhaupt; denn es zeigt den geraden und sichern Weg, der zur Erlösung aus sozialer Not und Knechtschaft führt.

Jeder Arbeiter (gleichviel ob er mit der Hand oder mit dem Gehirn arbeitet) sollte es lesen und darauf dringen, daß dies bahnbrechende und erlösende Werk in jeder Gewerkschafts- oder Vereinsbibliothek angeschafft wird.

Wer aber zu arm ist, das Buch zu kaufen, der schließe sich mit Freunden und Kollegen zusammen zu gemeinsamer Anschaffung desselben.

Wer sich daraus belehrt und für unsere Bestrebungen eintritt, der sorgt für sich, für seine Kinder und Enkel.

Einige Urteile:

„Ein Werk, so ehrlich wie ein Teutone: Durch die Gewalt und Logik seiner Ausführungen reißt es hin: die Wucht seiner Menschlichkeit und Gerechtigkeit erschüttert. Der Mann, der dieses Buch geschrieben, steht auf einer hohen Warte und beherrscht seinen Stoff in eminent hohem Grade. Der Verfasser hat lange und tief gedacht, gesonnen, geübelt

trotz der harmlosen Miene, die er manchmal zu zeigen beliebt und ist sich klar in einer Weise, die nicht nur den Mann im Arbeiterkittel frappt und überzeugt, sondern jeden, wessen Standes er auch sei; alle, alle, auch die, so auf den Höhen geistigen Lebens stehen. Jetzt bin ich zufrieden. Der hehre flammende Gedanke ist in die Welt geworfen: Man braucht ihn nur aufzunehmen und ihm Gestalt geben.“

Adam Albert, Schriftsteller in München

„Ein anspruchsvoller Titel ist es, den dies Buch führt; das weiß auch der Verfasser, wie er im Vorwort ausdrücklich anerkennt. Nicht vom grünen Tisch hat es irgendein Professor geschrieben; sondern ein Lebenspraktiker hat darin seine Erfahrung niedergelegt und seine anscheinend todsichern Ratschläge erteilt, um die Kulturvölker den Klauen des Geldteufels und der heutigen Kapitalknechtschaft zu entreißen. Wer die Kapitel über die Moral der Bodenreform und die Orientierung der Notwendigkeit der Geldreform gelesen hat, wird den Lehren des Verfassers beipflichten, er mag wollen oder nicht. So klar, so bestimmt, so überzeugend und bilderreich ist die Sprache in Form und Inhalt, so wuchtig und schwer die Anklagen gegen unsere heutige Volkswirtschaft. Seiten haben wir kein Buch gelesen, das uns mehr gefesselt hätte als dieses!“

Waldecksche Rundschau, Arolsen

„Silvio Gesell fand durch eigenes Nachdenken die längst vergeblich gesuchte, der Geld- und Währungsfrage zu Grunde liegende Ordnung. Er nennt sich darob nicht Entdecker, wozu er allen Grund hätte, sondern bescheiden wie immer, nur einen ‚ehrlichen Finder‘. So handelt nur ein genialer Mensch, dem es unfaßbar ist, daß nicht längst andere vor ihm so ‚Einfaches‘ gefunden haben sollten. Das Finden und Aufdecken der Theorie ist diesem warmherzigen Manne jedoch nicht Selbstzweck; er ist nicht Forscher allein, noch weniger kalter Wissenschaftler, er ist ein lieber Kerl, der das Gefundene für der Menschheit leidenden Teil ausmünzen will.“

Gustav Simons: „Die soziale Frage und eine deutsche Antwort“

„Der ganze riesige Prozeß der Volkswirtschaft wird von den beiden Faktoren ERDBODEN und GELD umgrenzt, und alles, was dazwischen liegt (Arbeit, Handel, Produktionsmittel usw.), ist abhängig von ihnen. An Hand praktischer Beispiele zeigt uns der Verfasser den Weg, der beschritten werden muß, um zum Ziele zu gelangen.“

Deutsche Gärtner-Zeitung (Berlin), Organ des Deutschen Gärtnerverbandes

„Eine frohe Botschaft für das arbeitende Volk nennt der Verfasser sein Werk. Warum das? Weil in der ‚Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag‘ der Wesenskern aller praktisch realisierbaren Arbeiterforderungen und sozialen Bestrebungen überhaupt liegt.

„Der Alkoholgegner“, Reichenberg in Böhmen

„Das Buch Gesell's zeugt von einem wahrhaft erstaunlichen Fleiße und einer so genauen Kenntnis der Lebensverhältnisse, wie man sie am grünen Tisch nicht findet. Das von ihm vorgeschlagene Geld hat den Vorteil, daß es sich tatsächlich nicht dem Umlauf entziehen kann. Merkwürdig, daß unsere Untersuchungen fast zu gleichen Ergebnissen führten, obwohl unter ganz verschiedenen Umständen gewonnen.

Werner Stauffacher (Bayern)

„Die Durchführung der Bodenrechts- und Geldreform würde jedem, der sich in seinem Beruf krank und nervös gearbeitet hat, einen Berufswechsel erleichtern und ermöglichen; sie ist daher wichtiger als alle Medikamente.“

Dr. Mader, Wiener Krankenzeitung

„Silvio Gesell ist es gelungen, das Zinsproblem zu lösen. In zwingender Beweisführung zeigt er, daß ein Ausgleich von Angebot und Nachfrage beim Realkapital wohl möglich, beim heutigen Geldkapital aber infolge des Mangels eines unmittelbaren Angebotszwanges ausgeschlossen ist.

Wir bekämpfen aber die Rente, alles arbeitslose Einkommen, also auch den Zins. Geld- und Bodenreform, das sind nicht zwei willkürlich zusammengekoppelte Gedanken; es ist nur ein Gedanke, nur ein Ziel, die Abschaffung aller Monopole und damit die Beseitigung alles arbeitslosen Einkommens. Dies ist die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag! Sie wird die Fesseln sprengen, die Persönlichkeit aus der Knechtschaft befreien.

Ernst Frankfurth: Das arbeitslose Einkommen

Der Gedanke, der Regierung die gesetzliche Befugnis zu geben, den Geldumlauf den Warenpreisen anzupassen, ist indessen so neuartig, daß es eine gewissermaßen verblüffende Wirkung ausübt, anzunehmen, daß es gerade Argentinien vorbehalten sein sollte, in dieser Richtung bahnbrechend vorzugehen.

Das Experiment mit dem Konversionsgesetz darf ja im wesentlichen als geglückt angesehen werden. Warum sollte schließlich die zweite (noch heiklere?) Forderung nicht auch zum Ziele führen?

Argentinisches Tageblatt, Buenos Aires

„Arbeiter aller Parteien, vereinigt euch!“

Dies sei jetzt die Parole für die gesamte moderne Arbeiterbewegung! Erst wenn die Arbeiter im eigenen Lande sich einig sind, wenn hier eine einheitliche Arbeiterbewegung geschaffen ist, deren Macht ausreicht, die soziale Frage zu lösen, erst dann wird die Zeit kommen, daß sich die Völker über die Landgrenzen hinweg die Hand reichen können.

Die moderne Arbeiterbewegung ist jedoch noch weit entfernt von diesem Ziele. Gespalten in verschiedene Richtungen, die sich zum Teil schroff gegenüberstehen, sehen wir eine große Uneinigkeit unter dem Proletariate, welche auf theoretischer Unklarheit beruht. Zum Teil sehen wir die wirtschaftlichen und politischen Interessen der Arbeiter verquickt mit religiösen Dingen (bei den christlichen Gewerkschaften), während die *Hirsch-Dunkerschen* Gewerkschaftsvereine sich wieder in sozial-politischen und religiöser Hinsicht neutral verhalten wollen und die freien Gewerkschaften ihren Halt suchen in der Sozialdemokratie. Aber wir alle leiden doch unter derselben Not, unter derselben Knechtschaft, unter derselben Unsicherheit unserer Existenz, also kann es für uns alle auch nur einen einzigen Weg geben, um uns wirtschaftlich aufzuhelfen und aus der Knechtschaft zu befreien.

Silvio Gesell, dem Verfasser der vorstehenden Abhandlung, ist es gelungen, diesen Weg für die moderne Arbeiterbewegung zu finden, und wie einst Moses mit Hilfe des Schießpulvers das jüdische Volk aus der ägyptischen Knechtschaft befreite, so will er das arbeitende Volk aus der *Knechtschaft des Mammons, des Grundbesitzes und Kapitalismus* befreien mit Hilfe seiner Lehre, welche das *Dynamit des Geistes* ist, und welche er in seinem Hauptwerke „*Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag*“ niedergelegt hat.

An Stelle der heutigen Zwangs- und Kapitalsherrschaft muß die *natürliche politische und wirtschaftliche Freiheit treten*, die wir als „*Physiokratie*“, d. h. Naturherrschaft, bezeichnen, durch eine gründliche Änderung des Bodenbesitzes und des Geldsystems. Wir wollen, daß das *ganze Volk* einen *allgemeinen Wohlstand erlangt*, nur beeinflußt von der persönlichen Leistung und Tüchtigkeit des Einzelnen, alle Monopole und Privilegien aber, und dadurch auch die heutigen Klassen, müssen verschwinden. So werden unter gerechten Verhältnissen weder Millionäre noch Bettler gezüchtet. Nicht länger wollen wir um Brocken und Krümelchen kämpfen und wollen weder Wohltaten noch Almosen haben, sondern wir verlangen *soziale Gerechtigkeit*, d. h. den *vollen, ungeschmälerten Ertrag unserer Arbeit*. Infolge des Boden- und Kapitalmonopols *erhält und behält* der Arbeiter jetzt nur einen möglichst niedrig bemessenen Bruchteil des Ertrages seiner Arbeit, und alles, was er sich durch Lohnkämpfe mit schweren Opfern erkauft hat, wird zum größten Teil wieder ihm abgenommen durch die unausgesetzte Verteuerung der Lebensbedürfnisse. So wird der Arbeiter stets auf der untersten Stufe der Proletarier gehalten. Wir wollen nicht länger Menschen dritter oder vierter Klasse sein, sondern die Klassenunterschiede wollen wir dadurch aufheben, daß wir das *ohne Arbeit* erworbene Einkommen, Renten und Zinsen, beseitigen und das Bildungsmonopol der Besitzenden durchbrechen. *Jedem* Kinde des Volkes soll je nach Fähigkeit und natürlicher Anlage die *höchste Ausbildung* ermöglicht werden. Wir wollen nicht länger den Mischmasch von Gebildeten und Ungebildeten, von Rentnern und Proletariern, von Herren und Knechten, von Hoch- und Niedriggeborenen, sondern wir wollen *ein Großes und Ganzes* sein. Ein einzig Volk von Brüdern! Wir wollen endlich *freie Arbeit auf freiem Grund und Boden*.

Die Lehre von *Silvio Gesell* wird uns den Weg dazu zeigen.

Wer behufs Organisation ein ernstes Interesse für diese Bestrebungen hat, der sende seine Adresse an den Unterzeichneten.

Georg Blumenthal, Berlin, Elbingerstraße 31

Bestellschein.

Unterzeichneter bestellt hiermit per Post:

_____ Expl. „Die Verwirklichung des
**Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag
 durch die Geld- und Boden-Reform**“
 von Silvio Gesell. Preis 3 Mark.
 Betrag ist nachzunehmen.

Name _____

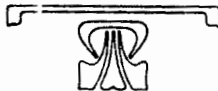
Wohnung _____

Ort _____

Als „Drucksache“ in offenem Umschlag (3 Pfg.-Marke)
 an eine bekannte Buchhandlung zu senden oder direkt an
Georg Blumenthal, Berlin NO. 18, Eibingerstr. 31.



**E. Schönfeldt's Buchdruckerei
 Hamburg-Langenhöfde.**



Silvio Gesell
Buenos Aires

Ernst Frankfurth
Arosa

Aktive Währungspolitik

eine neue Orientierung
auf dem Gebiet der Notenemission

1909

Physiokratischer Verlag (Georg Blumenthal)

Berlin-Großlichterfelde W. Ringstr. 49

Leipzig: Bernhard Hermann

Inhalt

Der sogenannte Wert und die Währungspolitik	85
Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes	88
Der Bedarf an Geld	90
Das Maß des Geldbedarfes	92
Wie man den Geldbedarf nicht messen soll	94
Der Rückfluß der Banknoten, eine Notwendigkeit der Stückelung und der industriellen Brauchbarkeit des Goldes	102
Der Goldbestand der Emissionsbanken kein Maß der Notenausgabe	110
Privat- und volkswirtschaftliche Bedeutung der Preisschwankungen	117
a) wenn die Preise steigen	119
b) Wenn die Preise sinken	129
Währungstechnische Vorschläge für die Sicherung der Währung	141
a) für die nationale Währungspolitik	141
b) für die internationale Währung	157
Internationale Währungsverständigung	162
Ausblick	168
Die Geldtheorie zur aktiven Währungspolitik	173

Der sogenannte Wert und die Währungspolitik

In der bislang allgemein üblichen Behandlung der Währung wird das Verhältnis des Geldes zu den Waren ungenügend berücksichtigt. Die Währungspolitik beschränkt sich auf Maßnahmen für die Sicherung der Goldwährung. Erscheint diese außer Gefahr, so glaubt man alles in bester Ordnung. Dem Geldwesen wendet sich das öffentliche Interesse immer nur dann zu, wenn das Zusammenschrumpfen des Goldbestandes in den Notenbanken Bedenken erregt. Wächst dieser Goldbestand wieder, so ist auch die Währung wieder für eine Weile vergessen.

Auch die Wissenschaft, für die das Geldwesen doch immer noch ein schwarzer Kontinent ist und wo darum für den Forscherehrgeiz so schöne Lorbeeren winken, behandelt das Verhältnis des Geldes zu den Waren ganz besonders stiefmütterlich. Diese Behandlung beschränkt sich regelmäßig auf eine rein formale Beschreibung und dann auch oft nur auf eine nebensächliche Verwendungsart des Geldes. Die Frage, wie das Geld beschaffen sein muß, damit es seinen Zweck auf vollkommene Weise, ohne Nebenwirkung erfüllt, wird regelmäßig umgangen oder nur flüchtig gestreift. Typisch in dieser Beziehung ist das Werk Knapps „Staatliche Theorie des Geldes“ [Leipzig, Verlag von Duncker und Humbolt 1905.]. In diesem sonst so gediegenen Buch wird das Verhältnis des Geldes zu den Waren überhaupt nicht erwähnt, das Geld nur einseitig als Zahlungsmittel, also rein juristisch behandelt; existierten keine Geldschulden, würde allgemein alles bar bezahlt, so würde Knapp jeden Stützpunkt für die Betrachtung des Geldes verlieren.

Der Grund dieser für das Geldwesen höchst nachteiligen öffentlichen Vernachlässigung liegt unseres Erachtens in dem immer noch herrschenden Wertglauben, in der von der Wissenschaft genährten Vorstellung, es hafte den Waren im allgemeinen und insbesondere

auch dem Geld eine eigentümliche, Wert zu nennende *Eigenschaft* an. Allerdings eine „übernatürliche Eigenschaft“, wie sie *Marx* nennt, aber immer doch eine Eigenschaft. Die gesamte Weltwährungsliteratur, die über die ganze Welt verbreitete *Marx*sche Theorie stehen und fallen mit dieser Vorstellung. Von dieser Vorstellung bis zu der Annahme, das Geld und vornehmlich das Gold besäße jene „Wert“ genannte Eigenschaft in ganz besonders unerschütterlicher Form, ist nur ein Schritt, da jener sogenannte Wert zu den Eigenschaften der Materie Gold gerechnet wird, und das Gold vor allen anderen Körpern sich besonderer Unveränderlichkeit rühmen kann.

Verständlich ist es, wenn man bei solchem Glauben eine besondere Währungspolitik kaum für nötig hält. Erscheint denn nicht auch jedes aktive Eingreifen des Staates von vornherein als überflüssig und hoffnungslos? Ist der Wert (einerlei was darunter gedacht ist) einmal als das Wesentliche am Gelde angesehen und rechnet man diesen sogenannten Wert zu den *Eigenschaften* des Goldes, etwa wie das Gewicht zu den Eigenschaften des Eisens gezählt wird, so ist mit dem Prägen der Münzen, mit der Bestimmung ihres Gewichtes die Rolle des Staates im Geldwesen erschöpft und erledigt. Wie der Staat das Gewicht des Goldes nicht beeinflussen kann (spezifisches Gewicht 19,25), so kann er auch seinen Wert nicht verändern, wenn der Wert wie das Gewicht eine Eigenschaft des Stoffes ist.

Und tatsächlich hat sich auch die Tätigkeit des Staates überall auf das Abwägen und Prägen der Münzen beschränkt.

Die Waage, das ist der ganze Verwaltungsapparat des Staates für die weitaus wichtigste aller staatlichen Verkehrseinrichtungen.

Man wird vielleicht hier einwenden, daß der Staat die Notenbanken, in Deutschland die Reichsbank, mit der eigentlichen Verwaltung des Geldes beauftragt. Aber worauf könnte sich noch solche Verwaltung beziehen, wenn das Wesentliche am Gelde der sogenannte Wert, als Eigenschaft des Goldes, der Beeinflussung durch den Menschen ja von vornherein entzogen ist? Die Reichsbank teilt die allgemeine Ansicht, es stecke im Gold eine Eigenschaft, die man Wert nennt, und die das Wesentliche des Geldes ausmacht; und was könnte sie da an dieser Eigenschaft verwalten? Zwar existiert ein Verwaltungsrat der Reichsbank, mit Räten, Direktoren und einem Präsidenten, und man spricht auch von einer Währungspolitik der Reichsbank. Aber diese Verwaltung hat nur ein Ziel, die Sicherheit,

d. h. Einlösbarkeit der Banknoten. Sind die Banknoten genügend mit Gold gedeckt, so lebt die Bankverwaltung sorglos. Zu den Waren und ihren Preisen unterhält die Reichsbank ebensowenig Beziehungen wie der Staat. Der ganze staatliche Verwaltungsapparat des Geldes, die Münze und die Reichsbank, kennt keine Warenpreise; ihm sind die Beziehungen des von ihm besiegelten Geldes zu den Waren völlig gleichgültig, und wir wüßten keine aktive Handlung dieses Verwaltungsapparates zu nennen, die sich mit Bewußtsein auf die Warenpreise richtete. Nicht eine! Staat und Reichsbank sind in dieser Beziehung vollkommen von der Wertfiktion beherrscht. [Der Reichsbankpräsident Koch gab eine Sammlung der sich auf das Geldwesen beziehenden deutschen Gesetze heraus, begleitete sie mit Kommentaren und einer Einleitung, und in dem ganzen ansehnlichen Buche kommen die Worte Preis und Ware überhaupt nicht vor.]

Dieser von Staat und Volk geteilte und fast noch unerschütterte Wertglaube hat für die öffentliche Verwaltung des Geldes den Vorteil, daß alle wirtschaftlichen Katastrophen, die aus den Veränderungen in dem Tauschverhältnis zwischen Geld und Waren hervorgehen, allen möglichen Umständen, nur nicht dem Geld und seiner Verwaltung zugeschrieben werden können. Mit Hilfe der Goldwaage beweist die Reichsbank, daß an dem Gelde sich nichts verändert, daß Gewicht und Wert der Münzen von den Hoch- und Niedrigkonjunkturen, von dem Krach, der Krise, der Arbeitslosigkeit unangetastet geblieben sei.

Wer sich vom Wertglauben hat freimachen können, wer in den Ausdrücken Wertmaß, eigener Wert, innerer Wert, Wertbewahrer usw. nichts als Phrasen sieht, wer im Tausch der Waren gegen Geld nicht das Resultat einer beiden Dingen immanenten Eigenschaft, sondern eine Handlung (oder besser zwei einseitige Handlungen der beiden handelnden Personen) wie jede andere Handlung sieht, der denkt anders über die Aufgaben des Staates in bezug auf das Geldwesen.

Für die Wertapostaten ist das Verhältnis des Geldes zu den Waren, das Tauschverhältnis, die Hauptsache am Gelde. Der Wertapostat verlangt ein festes Verhältnis zwischen Waren und Geld; und da er die Erfüllung dieses Wunsches nicht von *Eigenschaften* des Geldes erwartet, so verlangt er, daß der Staat mit derber Hand eingreifen soll, wo er bislang mit verschränkten Armen zuschaute. Der Wertapostat, der nichts von *Werteigenschaften* des Geldes weiß, sondern im Tausch zwischen Waren und Geld nur eine Handlung erblickt, verlangt, daß auch der Staat handeln soll, so oft sich das

bestehende Verhältnis zwischen Waren und Geld zu verschieben droht. Der Wertapostat verlangt, daß, wenn die Preise steigen (Hochkonjunktur) der Staat die Nachfrage nach Ware durch Einzug von Geld dämpfen soll und daß, wenn die Preise fallen, der Staat die Nachfrage durch Vermehrung des Geldangebots beleben soll. Der Wertapostat verlangt statt des heute geübten fatalistischen Zusehens zielbewußtes Eingreifen; er erwartet wirkliche *Währung* nur von einem ununterbrochenen, aktiven Regulieren.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes

Die Vorteile, die uns die Arbeitsteilung gegenüber der Urwirtschaft bietet, sind unberechenbar groß. Der Arbeitsteilung verdanken wir es, daß wir uns in manchen Dingen über den tierischen Standpunkt erheben konnten, daß wir Menschen geworden sind. Das Leben der überwiegenden Mehrzahl der Menschen hängt heute unmittelbar von der Arbeitsteilung ab. Wie der Bienenstock ohne die Arbeitsteilung undenkbar ist, so würden auch ohne die Arbeitsteilung vielleicht $\frac{99}{100}$ der heutigen Bevölkerung Deutschlands verhungern, der Rest ein kümmerliches tierisches Dasein fristen.

Die Arbeitsteilung bedingt den Austausch der Produkte und hängt von diesem ab. Sie kann sich nur so weit entwickeln, wie es der Tausch der Produkte gestattet. Die Grenzen der Arbeitsteilung werden durch die Schwierigkeit des Austausches, des Handels, gezogen. Sonst kann sich die Arbeitsteilung unbegrenzt erweitern und vertiefen. Wachsen die Schwierigkeiten des Handels, so leidet die Arbeitsteilung, und da die überwiegende Mehrzahl der Menschen heute nur geteilte Arbeit verrichten kann, so bedeutet Beschränkung der Arbeitsteilung in der Regel soviel wie Beschränkung der Arbeitsmöglichkeit (Arbeitslosigkeit).

Die Hauptschwierigkeiten des Handels wurden durch das Geld beseitigt. Ohne das Geld wäre die Ausdehnung der Arbeitsteilung an den Schwierigkeiten des direkten Tauschhandels gescheitert. Der Mensch fing erst dann an, Geschichte zu machen, als die Einführung des Geldes ihm gestattete, sich auf die Arbeitsteilung einzurichten.

Das Geld ist die Voraussetzung entwickelter Arbeitsteilung, und die Arbeitsteilung steht auf den Schultern des Geldes. Als Vor-

bedingung entwickelter Arbeitsteilung kann man das Geld die Wiege der Kultur nennen.

Dies muß betont werden, denn nur dann werden wir dem Geldwesen das zu seinem Verständnis nötige Studium widmen wollen, wenn wir uns überzeugt haben, daß von ihm und seiner Beschaffenheit unser Wohlergehen, unser Dasein abhängig ist.

Und es muß dies um so mehr hervorgehoben werden, als die Entwicklung des Scheck- und Wechselwesens vielfach die Meinung hat aufkommen lassen, das Geld spiele heute nur mehr eine untergeordnete Rolle. Man vergleicht die 8 Mrd. Mark, die in Deutschland umlaufen, mit den 80 Milliarden an sonstigem Reichtum (Häusern, Schiffen, Eisenbahnen) und glaubt an diesem Verhältnis die Bedeutung des Geldwesens überhaupt ermessen zu können. Das ist aber ganz und gar verkehrt. Diese 8 Milliarden darf man nicht nach ihrem Betrage bemessen, um ihre Bedeutung zu verstehen, sondern nach der von ihnen verrichteten Arbeit. Diese acht Milliarden vermitteln einen jährlichen Produktaustausch von vielleicht 100 Milliarden, und da der Austausch Vorbedingung der Produktion ist, so kann man sagen, daß die acht Milliarden an Geld jährlich 100 Milliarden das Leben geben. Der gesamte Reichtum an Häusern, Maschinen, Eisenbahnen, Schiffen ist von diesem Standpunkt aus betrachtet eine Gabe des Geldes und zwar eine periodisch sich wiederholende Gabe. Die Wechsel und Schecks haben zwar einen Teil des Bargeldes ersetzt, aber ist damit die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes nicht noch gewachsen? Gründet der Wechsel, der Scheck, das gesamte Kreditwesen, sich nicht auf Bargeld, lauten nicht die Schuldverschreibungen aller Art auf Geld, und stürzt nicht das ganze Gebäude an Wechseln, Pfandbriefen, Staatsschulden, Obligationen usw. in sich zusammen, wenn man ihm das Bargeld, seine Unterlage, entzieht?

Das Kreditwesen hat also die Bedeutung des Geldes nicht vermindert, sondern im Gegenteil außerordentlich erweitert und vertieft.

Wer sich davon überzeugen will, daß die Vernachlässigung des Geldstudiums, wie sie heute in allen volkswirtschaftlichen Schriften so auffällig zutage tritt, durchaus ungerechtfertigt ist, der betrachte Anfang und Verlauf der letzten amerikanischen Krise. In Amerika wurde ein Teil des umlaufenden Geldes vom aufgeschreckten Publikum dem Verkehr entzogen, und diese Störung des Geldumlaufs genügte, um die gesamte Volkswirtschaft zum Stillstand zu bringen. Die Arbeits-

losigkeit, die nach Europa übergegriffen hat, ist eine unmittelbare Folge jener Störung des Geldumlaufs. Vielleicht wird nun die Krise (die schon fast allgemein als Geldkrise angesehen wird) die Bedeutung des Geldwesens in ihr rechtes Licht rücken. Wie hoch man aber auch die Bedeutung des Geldes dabei wird einschätzen lernen, die Gefahr einer Überschätzung liegt nicht vor.

Der Bedarf an Geld

Die Arbeitsteilung bedingt den Austausch der Arbeitsprodukte. Die Produkte der Arbeitsteilung, die noch auf den Austausch harren, d. h. die den Konsumenten noch nicht erreicht haben, nennt man Waren, und diese Waren, die zu ihrer Bewegung das Geld nötig haben, sind es, die das Geld haben aufkommen lassen. Je entwickelter die Arbeitsteilung, desto mehr Waren wirft sie auf den Markt, und um so mehr Geld wird nötig. *Den Geldbedarf mißt man also mit den Waren.* Ohne Waren hat das Geld keinen Zweck mehr: Verschwindet die Arbeitsteilung, so verschwindet auch das Geld. Mit jeder Vermehrung der Wareneinfuhr, mit jeder Erweiterung der Arbeitsteilung wächst der Bedarf an Geld. Und umgekehrt natürlich.

Wer mit dieser ersten Folgerung aus dem Grundsatz, daß das Geld aus der Arbeitsteilung hervorgegangen ist, nicht einverstanden ist, der kann sich die Zeit sparen, dies Buch weiter zu lesen. Denn alles, was jetzt folgt, fußt darauf, daß Ware und Geldbedarf sich decken, daß man den Geldbedarf nur mit den Wareneinfuhren schützen kann. Wenn wir das Geld, wie es oft geschieht, als Tauschmittel bezeichnen, so wird die Richtigkeit dieser Folgerungen noch viel durchsichtiger. Die Arbeitsteilung erzeugt Waren, die Waren bedürfen des Austausches, und den Tausch vermittelt das Geld, daher der Name Tauschvermittler. Der Bedarf an Tauschmitteln muß also zusammen mit der Vermehrung der Tauschobjekte, d. h. der Waren, wachsen. Der Klarheit wegen, um Mißverständnissen vorzubeugen, werden wir in der Folge, so oft wir daran denken, das Wort Tauschmittel an Stelle des Wortes Geld gebrauchen. Wer beim Worte Geld an etwas anderes als an Tausch der Produkte der Arbeitsteilung denkt, wer das Geld von anderen Gesichtspunkten als von denen des Waren-

austauschs verwaltet wissen will, der wandelt auf Irrwegen; und jeder kann ihm Mißerfolg prophezeien, ganz einerlei ob es sich um einen Kaufmann, Politiker, Staatsmann oder Währungsforscher handelt. Sie alle sind auf Holzwegen, wenn sie den Geldbedarf anders als mit den Wareneinfuhren messen. Folgerichtig, theoretisch wie praktisch kann das Geld nur vom Standpunkt der Ware und ihrer Erzeugerin, der Arbeitsteilung, aus beurteilt werden, denn aus der Arbeitsteilung und ihren Produkten, den auf den Austausch harrenden Waren, ist der Tauschvermittler, das Geld, hervorgegangen.

Man spricht vom Geldbedarf des Staates, der Unternehmer, der Notleidenden, aber daß es sich da um etwas anderes als um Geldbedarf im währungstechnischen Sinne handelt, sieht man sofort, wenn an Stelle des Wortes Geld das andere Wort Tauschmittel gesetzt wird. Denn weder Staat noch Unternehmer noch Notleidende wollen etwas für das Geld in Tausch geben. Bei den Unterhandlungen erkundigt sich der Staat, der Unternehmer auch nicht nach dem Tauschverhältnis, sondern nach dem Zins. Sie wollen borgen, nicht tauschen. Aus ihren Bedürfnissen heraus wäre niemals das Geldwesen entstanden. Der wirkliche Geldbedarf kommt von dem Besitz in Ware her, der Geldbedarf des Staates und der Unternehmer aber kommt vom Mangel an Waren. [Sie borgen das Geld, um sich damit Waren, die sie brauchen, zu verschaffen (Kreditbedarf).]

Für die Währungstechnik scheidet somit der Geldbedarf der Bürger aus den zu berücksichtigenden Dingen aus. Für die Währungstechnik ist der Geldbedarf der Bürger ebenso unmaßgeblich wie der der Bettler und Studenten. Die Währungstechnik soll zu den Borgern und dem Zinsfuß keinerlei Beziehung unterhalten.

Die Ware allein, die den Bedarf an Tauschmitteln erzeugt hat und so dem Gelde Leben einflößt, soll in der Währungstechnik berücksichtigt werden. Das Geld soll als das, was es ist, als Tauschmittel verwaltet werden, und den Geldbedarf messen wir dann allein mit den Wareneinfuhren. Die Geldborger mögen sich an die Geldverleiher wenden oder mögen sich die Waren, die sie kaufen wollen, direkt leihen. Mit der Währung, mit der Verwaltung des Tauschmittels haben ihre Bedürfnisse nichts zu tun.

Das Maß des Geldbedarfes

Entspringt der Bedarf an Tauschmitteln aus der Arbeitsteilung und ihrem Produkte, der Ware, so kann auch allein die Ware das Maß dieses Bedarfes an Tauschmitteln geben. Viel Ware, viel Bedarf an Tauschmitteln; wenig Ware, wenig Bedarf an Tauschmitteln.

Das Verhältnis des Bedarfes an Tauschmitteln zu dem Mittel der Befriedigung dieses Bedarfes, dem Gelde also, das Maß des Geldbedarfes, wird durch die Preise offenbart. Steigen die Preise, d. h. erhält man für dieselben Waren mehr Geld als sonst, so zeigt das, daß mehr Geld oder weniger Ware angeboten wird als vorher. Fallen die Preise, so beweist das, daß mehr Ware oder weniger Geld angeboten wird.

Mit der Feststellung, daß es sich hier um ein Verhältnis handelt, hat man sich aber nie begnügen wollen. Man hat nach dem Schuldigen gefahndet, wenn das bestehende Verhältnis eine Störung erfuhr, und vor dem „inneren Wert des Tauschmittels“ ersterbend, hat man nicht gewagt, von einem Zuviel oder Zuwenig an Geld zu sprechen, sondern die *Schuld (!)* bei den Waren gesucht und diesen eine Anpassung an das Tauschmittel zugemutet.

Aber bei dieser Auffassung wird vergessen, daß die Ware das Primäre, das Tauschmittel das Sekundäre ist. Im Anfang war die Arbeitsteilung, diese zeugte die Ware, die Ware aber zeugte den Bedarf an Geld, an Tauschmitteln.

Darum muß sich auch das Tauschmittel der Ware anpassen, und die gegen-
teilige Ansicht muß mit ebensolcher Entschiedenheit zurückgewiesen werden wie etwa die Behauptung, der Schuh drücke, weil der Fuß zu groß und nicht weil der Schuh zu klein sei. Wie der Schuh dem Fuß, das Werkzeug der Arbeit, die Eisenbahn dem Verkehr angepaßt werden muß, so soll sich auch das Tauschmittel dem Bedarf an Tauschmitteln anschmiegen.

Auch aus rein praktischen Gründen kommt man zu der gleichen Forderung; denn das Angebot von Waren dem Angebot von Geld anpassen heißt, die Fabriken schließen, die Äcker brach liegen lassen, die Arbeiter dem Hunger aussetzen, während umgekehrt die Anpassung des Tauschmittels an den Bedarf (d. h. die Ware) nur Einzug und Ausgabe von Geld verlangt.

Dies muß hier mit um so mehr Nachdruck betont werden, als die Währungspolitik aller Länder keinen Zweifel aufkommen läßt, daß die Ansicht, die Warenproduktion habe sich dem Geldangebot anzupassen, ganz allgemein verbreitet ist.

Die Frage, ob der Mann hinkt, weil das eine Bein zu groß oder das andere zu klein ist, kann, ohne weitere Elemente in die Gleichung zu bringen, nicht entschieden werden. Betrachten wir aber den Mann und finden, daß das lange Bein zu seiner sonstigen Figur die normale Größe hat, so ist es klar, daß das kurze Bein unnormal, fehlerhaft, zu klein ist. Ebenso verhält es sich mit den Waren und Preisen. Arbeitsteilung und Warenangebot stehen immer in einem normalen, natürlichen Verhältnis zueinander, denn beide wachsen und schwinden immer gleichzeitig. Das Geld dagegen kann sich nicht direkt auf die Arbeitsteilung berufen, denn es wird nicht unmittelbar von dieser, sondern mittelbar durch den Staat erzeugt. Paßt also das Geld nicht auf die Waren, so ist es das Geld, das zu klein oder zu groß ist, und zwar nicht mehr im Verhältnis zur Ware allein, sondern zum Gesamtorganismus, der Arbeitsteilung.

Da das Geld das Tauschmittel aller Waren ist und das Tauschverhältnis der Waren untereinander fortwährenden Veränderungen unterworfen ist, so läßt sich die Frage, wie denn überhaupt Veränderungen im Tauschverhältnis zwischen Waren und Geld gemessen werden können, nicht mit einzelnen Preisen beantworten, denn während z. B. Eisen im Preise steigt, können die Kartoffeln im Preise fallen. Zugleich ist zu beachten, daß es nicht einerlei ist, ob z. B. der Weizen, der in ungeheuren Massen auf den Markt kommt, Preisänderungen erfährt, oder etwa der Pfeffer, an dessen Preis nur die Krämer mit kaum $\frac{1}{1000}$ ihres Kapitals interessiert sind.

Will man also feststellen, ob und inwieweit das Tauschverhältnis zwischen Geld und Waren sich verschoben hat, so muß man möglichst viele Preise notieren und die einzelnen Waren nach ihrer Bedeutung klassifizieren, so daß die einzelne Ware das Resultat nach Maßgabe ihrer Bedeutung beeinflusst.

So gelangt man zu den sogenannten Indexzahlen, wie sie z. B. der „Economist“ in London periodisch veröffentlicht. Je größer die Zahl der zur Statistik herangezogenen Waren ist, je sorgfältiger die relative Bedeutung der einzelnen Waren abgeschätzt wird, um so mehr wird das Resultat der Wirklichkeit nahekommen, und man kann annehmen, daß diese Methode für die Praxis ausreichende Resultate geben würde.

Wenn man aber gewissenhaft vorgehen will und nach einem mathematisch genauen Maß strebt, so kann man von Zeit zu Zeit, etwa alle Jahre einmal, die große, allgemeine Preisermittelung vornehmen nach der Methode, die im letzten Teil dieser Schrift beschrieben wird (s. S. 71).

Wie man den Geldbedarf nicht messen soll

Volkswirtschaftlich betrachtet hat das Geld nur eine Verwendung, nämlich die seinem Zwecke entsprechende als Tauschmittel. Das schließt nicht aus, daß das Geld privatwirtschaftlich andere Verwendungen findet, die seiner volkswirtschaftlichen Bestimmung vollkommen fremd sind. So z. B. werfen die Goldschmiede die Münzen, die der Staat mit Unkosten für den Verkehr hat prägen lassen, in den Schmelztiegel, um daraus Uhrketten zu machen. Das ist offenbar ein Mißbrauch, der nur darum nicht bestraft wird, weil er sich nicht vermeiden läßt. Es ist ein Mißbrauch, weil die Goldschmiede das Geld nicht seiner Bestimmung entsprechend als Tauschmittel, sondern als Rohstoff für ihr Handwerk gebrauchen.

Und so kann man es immer Mißbrauch nennen, wenn das Geld anders denn als Tauschmittel gebraucht wird. So ist die Verwendung des Tauschmittels als *Sparmittel*, als Spekulationsinstrument, als Spielmarke (Lotterie) usw., volkswirtschaftlich betrachtet, Mißbrauch des Geldes.

Solange die Volkswirtschaft nicht unter diesem Mißbrauch zu leiden hat, kann man ja mit Geduld der Sache zusehen, aber auf keinen Fall darf man dulden, daß die Bedürfnisse der Sparer, der Spieler und Spekulanten als Maßstab für den Bedarf an Geld, an *Tauschmitteln* angesehen werden.

Trotzdem geschieht dies allgemein. Wenn es z. B. heißt, daß die Borger, Unternehmer, Spekulanten, Haussiers, Kaufleute mit der Unterbringung ihrer Anleihen auf wachsende Schwierigkeiten stoßen und daß darum der Zinsfuß gestiegen sei, so folgert man, daß es an Geld (Tauschmitteln) fehlt, und fordert, daß die Emissionsbanken mehr Tauschmittel drucken oder prägen sollen, damit der Zinsfuß gedrückt werde.

Und es ist nicht nur der Laie, der so denkt und urteilt, nein, sogar die Emissionsbanken, die berufenen Hüterinnen der Währung, teilen nur zu oft solche Ansichten. Und wenn sie bei steigendem Zinsfuß dem öffentlichen Drängen nachgeben und die Emissionen vermehren, so geschieht dies nicht etwa, weil sie nicht den Mut haben, diesem Drängen zu widerstehen, sondern weil sie selbst der Ansicht sind, steigender Zinsfuß beweiße einen Mangel an Geld, an Tauschmitteln. Hat nicht Karl *Helfferrich*, s. Z. Mitglied des Reichbankdirektoriums, in der „Nation“ vom 24. März 1900 direkt den Zweifel ausgesprochen, „ob wohl jemand im Stande wäre, den

Nachweis zu liefern, ob die steigenden Diskontsätze eine Erhöhung des Geldwertes oder ob die steigenden Preise einen Rückgang des Geldwertes bedeuten!“ (Was mag wohl hier „Geldwert“ bedeuten?)

Dieser Satz ist ein klassisches Beispiel für die Verheerungen, die der Wertglaube selbst in widerstandsfähigen Köpfen anzurichten vermag. *Helfferrich* glaubt an den Wert, er spricht von „innerem Werte“, vom Wertbewahrer, von der Wertbeständigkeit. Er behauptet, daß „unsere Goldwährung in bezug auf Wertbeständigkeit“ allen Anforderungen, welche an ein gesundes Geld zu stellen sind, in hervorragendem Maße entspricht (s. *Helfferrich*: Die Währungsfrage, 8. 46). Und dann drückt er den Zweifel aus, ob überhaupt jemand imstande sei, die Frage zu beantworten, ob die Schwankungen der Warenpreise auf Geldwertschwankungen hinweisen!

Wie kann man sich für die Goldwährung entscheiden, solange man noch von solchen Skrupeln geplagt wird? Nehmen wir an, *Helfferrichs* Frage würde in dem Sinne entschieden, daß die Schwankungen des Diskontosatzes Schwankungen des Geldwertes (einerlei was darunter verstanden wird) bedeuten, so wäre ja die behauptete Wertbeständigkeit des Goldes vor aller Augen entlarvt – denn der Diskontosatz ist in den letzten Jahren von 3 auf 7 $\frac{1}{2}$ %, also auf das Doppelte gestiegen und gefallen. Nehmen wir an, *Helfferrichs* Frage wäre in dem anderen Sinne beantwortet worden, nämlich, daß die Schwankungen der Warenpreise Schwankungen des Geldwertes beweisen, wo bliebe auch dann wieder die behauptete Wertbeständigkeit des Goldes? (Einerlei was darunter gemeint wird.) Denn diese Warenpreise haben in den letzten Jahren auch um wenigstens 25% geschwankt. In solche unentwirrbaren Widersprüche verstricken sich die Wertgläubigen auf Schritt und Tritt. Ja man kann sagen, daß die volkswirtschaftlichen Leitsätze nur darum in Sackgassen verlaufen, weil sie von einem Trugbilde, dem Wertglauben, ausgehen. Ehe dieser Wertglaube nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ist, ist an eine vernunftgemäße öffentliche Verwaltung des Geldes nicht zu denken.

Die Begriffsverwirrung, die sich in *Helfferrichs* Zweifel [Es ist aber schon ein erfreulicher Fortschritt, daß *Helfferrich* in seinen Betrachtungen bis zu diesem Zweifel vorgestoßen ist; andere Währungstheoretiker, die auch vom sogen. Wert ausgehen, werden in diesem Zweifel schon eine schwere Ketzerei erblicken.] offenbart, wird sinnfällig, wenn wir an Stelle des Wortes Geld das beschreibende Wort Tauschmittel setzen. Wie kann man bei steigen-

dem Diskontsatz von steigendem Bedarf an Tauschmitteln sprechen? Bei Darlehen spricht man von Diskonte, aber bei Darlehen werden keine Waren getauscht.

Man gibt Geld her und erhält bei Verfall des Darlehens Geld zurück. Ein Tausch ist das nicht, und darum ist auch ein Tauschmittel überflüssig. Nehmen wir an, die Darlehen würden statt in dem aus Bequemlichkeit vorgezogenen Gelde in Realkapital, etwa Weizen, Bier oder Kattun gemacht, und der Zins wäre dementsprechend in Realien zahlbar abgemacht. Nehmen wir an, der Zinsfuß stiege nun von drei auf sechs Pfund Weizen, Bier oder Kattun für 100 Pfund per Jahr, also auf 6% würde solch hoher Zinsfuß auch auf eine „Erhöhung des Geldwertes“ hindeuten? (Einerlei, was unter Geldwert zu verstehen ist.)

Die Verkehrtheit solcher Ansichten (natürlichen Ausflüssen des Wertglaubens) läßt sich noch auf vielen anderen Wegen nachweisen, doch am besten wird sie uns die Praxis zeigen.

Wäre nämlich hoher Zins Beweis eines Geldmangels und wäre es möglich, mit Hilfe einer Vermehrung des Geldumlaufs einem weiteren Steigen des Zinsfußes vorzubeugen, so müßte doch vermehrter Geldumlauf mit fallendem Zinsfuß und verminderter Geldumlauf mit steigendem Zinsfuß der Regel nach zusammenfallen. Das Gegenteil ist aber der Fall. Die Geschichte des Zinsfußes [Geschichtliche Tatsachen findet man in Gustav Billeter: Die Geschichte des Zinsfußes im Griechisch-Römischen Altertum bis auf Justinian, Georg Wiebe: Geschichte der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts, Adam Smith: Inquiry into the causes etc. In einer übersichtlichen Tabelle verarbeitet findet man dieses Material in Silvio Gesell: Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag.] beweist uns, daß der Zinsfuß gestiegen ist, so oft und so lange der Geldumlauf vermehrt wurde und zwar ganz einerlei, ob der Geldumlauf durch vermehrte Prägung, durch vermehrten Druck, verdünnte Legierungen oder vergrößerte Umlaufgeschwindigkeit vergrößert wurde. Der Zinsfuß stieg und erreichte eine ganz ungewohnte Höhe, als die Räuberbande Pizarros Europa mit Gold überschwemmte; er stieg, als die kalifornischen Goldschätze ausgemünzt wurden; er stieg, als man in Deutschland in den erbeuteten Milliarden schwelgte. Und nicht allein bei Metallmünzen stieg der Zinsfuß mit jeder Vermehrung des Umlaufs, auch das Papiergeld zeigte dieselbe Erscheinung. Als *Law*

in Frankreich die Kaufleute mit Papiergeld zu sättigen versuchte, stieg der Zinsfuß, als die große Revolution den heute noch immer wieder auftauchenden und unausrottbaren Wahngedanken zur Tat werden ließ und den „Grund und Boden“ in Assignatenform (Bodennoten) „ausmünzte“, stieg der Zinsfuß, und er stieg auch, als Dr. Koch den Zinsfuß durch vermehrte Notenausgabe niederzuhalten versuchte.

Und umgekehrt.

Der Zinsfuß fiel noch zur Zeit der Römerherrschaft, als die Goldzufuhren aus Afrika nachließen und die spanischen Silberminen sich erschöpften. Er fiel in beiden Fällen, als die Schätze Montezumas und die kalifornischen Minen erschöpft waren; er fiel, als nach dem deutschen Milliardenrausch sich der Katzenjammer in Form von Goldexport einstellte.

Und der Zinsfuß ist jetzt von seiner Ende 1907 erreichten stolzen Höhe auf einen sehr bescheidenen Stand gefallen, während gleichzeitig durch Einzug von Noten und durch das Brachliegen bedeutender Barsummen der Geldumlauf erheblich eingeschränkt wurde.

Warum übrigens der Zinsfuß steigen muß, wenn man ihn durch vermehrten Geldumlauf herabzudrücken sucht, ist leicht zu erklären: Der Kaufmann (Unternehmer, Spekulant) kann Geld, auch geborgtes, nutzbringend verwenden (anlegen), solange er hofft, daß er das, was er mit dem geborgten Geld kauft, vor dem Verfall des Wechsels über den Einstandspreis verkaufen kann, und *diese einzige Bedingung* des kaufmännischen Geldbedarfes ist erfüllt, solange die Preise steigen, was wiederum eintreten muß, so oft und so lange das Geldangebot mit den Noten der Bank (oder sonstwie) vermehrt wird. Mit dem Gelde, das die Notenbanken fabrizieren und durch Wechseldiskont in Umlauf setzen, vergrößern sie die Nachfrage auf den Warenmärkten, und die vermehrte Nachfrage treibt naturgemäß die Preise hoch. Die Emissionsbanken bereiten also mit ihren Noten den Boden für Differenzen a la hausse, denn sie treiben selbst die Preise hoch und erfüllen damit die einzige Bedingung des kaufmännischen privatwirtschaftlichen Geldbedarfes.

Je mehr Geld die Emissionsbanken und die Goldminen ausgeben, desto größer wird die Nachfrage nach käuflichen Dingen, desto größer wird auch die Differenz zwischen Einstandspreis und Erlös, *desto mehr wecken sie die spekulative Kauflust, und desto mehr werden die Banken um Geld bestürmt werden.*
Man

kauft für 100 mit der Aussicht (die die allgemeine Preistreiberei fast zur Sicherheit macht), das Gekaufte vor Verfall des Wechsels über 100 zu verkaufen. Und da das Gewinnbedürfnis keine Grenzen kennt und die Vergrößerung der Umsätze nur den Gewinn vergrößern kann, so sucht jeder seine Umsätze zu vermehren, bis er irgendwo an eine Grenze stößt, und das ist einfach die Grenze seines Kredites.

Die Emissionsbank kann also den Geldhunger [Dieser Geldhunger ist etwas rein persönliches, aus privatwirtschaftlichen Erwägungen und Interessen entspringend, und ist darum scharf zu unterscheiden von dem volkswirtschaftlichen Geldbedarf, den die Ware darstellt.] *mit ihren Noten nur reizen und wecken, niemals kann sie ihn stillen.*

Und daß diese Erscheinung nicht eine Eigentümlichkeit der Banknoten, sondern vielmehr eine Begleiterscheinung des Geldes überhaupt, des Metall- wie des Papiergeldes ist, können wir an folgender Annahme ermessen.

Setzen wir den Fall, die Nachricht verbreite sich plötzlich, es wäre irgendwo in Asien, unter der Eisdecke Sibiriens, unter den Sandhügeln Thibets ein neues Dorado entdeckt worden, das an Ausbeute alles Dagewesene in den Schatten stellt. Nehmen wir an, diese Nachricht werde durch die Ankunft einer Schiffsladung Gold auch bestätigt.

Würde eine solche Nachricht, die eine baldige und gewaltige Vermehrung des Geldumlaufes in Aussicht stellt, die Gesuche um Wechseldiskont bei den Emissionsbanken vermindern oder vermehren? Wären die Emissionsbanken im Rechte mit ihrer Annahme, daß sie den Geldhunger mit mehr Geld stillen können, so müßte man auch schließen, daß mit der Ankunft des sibirischen Goldes der Geldhunger befriedigt werde, daß die Gesuche um Wechseldiskont sofort nachlassen müßten. Und doch kann nur das Gegenteil eintreten.

Es ist klar, daß an dem Tage, wo die Nachricht von neuen, großen Goldfunden sich bestätigt, jeder sofort mit einer neuen gewaltigen sogenannten Hochkonjunktur rechnen wird, daß sich bei allen, groß und klein, bei Kaufleuten, Privaten, Unternehmern, Spekulanten, Spielern und Rentnern eine lebhaftere Kauflust zeigen wird, daß jeder, um mit möglichst großen Beständen an der erwarteten Hausse beteiligt zu sein, so viel an Waren, Vorräten, Aktien, Rohmaterial, Grundstücken (mit alleiniger Ausnahme der festverzins-

lichen Papiere), kaufen wird, wie es seine Barmittel und sein Kredit gestatten.

Es ist sonnenklar für alle, daß die erste Ladung Gold, die das neue Dorado in der Münze abliefern, *von einem kolossalen Andrang von Wechseln begleitet sein wird, die den Emissionsbanken zum Diskont vorgelegt werden.*

Und je mehr Gold hereinströmt, desto größer wird auch der Zudrang zu den Schaltern der Emissionsbanken sein, und wenn die Münzstätten mit Überstunden arbeiten, so müssen auch die lithographischen Pressen der Emissionsbanken schneller rotieren, um die Banknoten zu liefern für den *neuen, großen, spekulativen Geldhunger, der mit der Vermehrung des Geldbestandes sich einstellt.*

Wenn wir auch die Welt mit einer Goldschicht überziehen könnten, so würde darum doch der Geldhunger nicht gestillt werden, und die Emissionsbanken müßten die Goldschicht noch mit einer Schicht Banknoten überziehen, ohne doch die Genugtuung zu haben, den Geldhunger gestillt zu sehen. Nirgends gilt das Sprichwort so absolut wie hier: „L'appetit vient en mangeant“. Und umgekehrt natürlich

Nehmen wir an, daß an Stelle der Nachricht von dem Auffinden eines neuen Dorado das Gerücht sich verbreiten würde, die chinesische Regierung habe beschlossen, die Silbermünzen einzuziehen (wie es seinerzeit das Deutsche Reich tat) und dafür goldene Münzen in Verkehr zu setzen, und daß zu dem Zwecke eine Goldanleihe in Europa von X Milliarden beschlossen wurde (wie es Rußland, Italien usw. getan haben), die mit dem „inneren Wert“ der eingezogenen Silbermünzen garantiert sei.

Nehmen wir an, die Anleihe wäre auch gezeichnet worden und die erste Milliarde Gold sei schon nach Peking abgegangen. Nach der der Emissionspolitik zu Grunde liegenden Ansicht müßte nun eine große Nachfrage nach Banknoten sich einstellen, um das abwandernde Gold zu ersetzen.

Und doch ist es auch hier wieder klar, daß dieser neue gewaltige Sieg der Goldwährung, die Niederreißung der chinesischen Silbermauer, bei Kaufleuten, Unternehmern, Spekulanten usw. den Glauben an einen durch die Golddrainage hervorgerufenen Preisrückgang aller Waren, Aktien, Grundstücke erwecken, daß jedermann sich beeilen würde, alles Verkäufliche abzustoßen, um mit möglichst *geringen* Beständen an den von der Baisse erwarteten Verlusten

beteiligt zu sein. Es ist klar, daß wenn alle nur an das Verkaufen, niemand an Kauf und Unternehmungen denkt, daß wenn jeder erwartet, alle Waren würden morgen billiger als heute und übermorgen noch billiger sein, *das Geld kaufmännisch überhaupt nicht mehr angelegt werden kann* und daß infolgedessen niemand Geld von der Notenbank verlangen wird. Wenn Geld außer Land geht und die Preise sinken, dann ist auch der *Rest des Geldbestandes privatwirtschaftlich, kaufmännisch unbrauchbar*. Das Geld kann überhaupt nur solange kaufmännisch umlaufen (benutzt werden), als es in mindestens genügender Menge vorhanden ist und *angeboten wird*, um die Warenpreise auf gleicher Höhe zu erhalten. Genug, oder nichts.

Eben in der Baissezeit lesen wir in der Frankfurter Zeitung vom 6. Februar 1909: „... es ist buchstäblich nicht möglich, für die flüssigen Gelder Unterkommen zu finden.“

Dies ist wohl die Beobachtung, die zu den merkantilistischen Übertreibungen führte. Sie bildet auch den Grundstock des bimetallistischen Arsenal. Die Bimetallisten behaupten immer, daß die Anhäufung des Goldes in den Banken ein Beweis des Geldmangels sei, während die Anhänger der Goldwährung diese Goldbestände als Geldüberschuß ansahen. Die Erfahrung gab aber den Bimetallisten recht, denn als die afrikanischen Goldfelder anfangen, große Goldmassen auf den Markt zu werfen, da vermehrten sich die Bankbestände nicht (was der Theorie der Goldleute doch entsprochen hätte), sondern wurden sofort vom Handel reklamiert.

Die Emissionsbanken betreten somit einen *Circulus vitiosus*, wenn sie den bei jeder Hausse sich einstellenden privatwirtschaftlichen Geldhunger als Geldbedarf im volkswirtschaftlichen, währungstechnischen Sinne ansehen und diesen Privatbedarf mit volkswirtschaftlichen Mitteln zu decken suchen. Dieser Bedarf ist, wie das Faß der Danaiden, bodenlos, seiner ganzen anatomischen Struktur nach unersättlich.

Man sieht hier deutlich, zu welchen Widersprüchen es führt, wenn die Emissionsbanken nicht zwischen privatwirtschaftlichem Geldhunger und volkswirtschaftlichem Bedarf an Tauschmitteln zu unterscheiden wissen, und es lohnt sich bei der außerordentlichen Bedeutung dieser Widersprüche, das Spiel der Kräfte, die hier in Aktion treten, näher zu betrachten, denn es ist klar, daß eine Wendung in dieser verkehrten Währungspolitik erst dann eintreten wird, wenn ihre Verkehrtheit nicht allein erfahrungsgemäß, sondern auch begrifflich erkannt worden ist.

Aus irgendeinem Grunde, deren es ja im heutigen Geldsystem unzählige gibt, steigen die Preise, und die Preissteigerung erweckt die kaufmännische, spekulative Kauflust. Die Kaufleute suchen Geld, um kaufen zu können, und die Geldverleiher erhöhen der steigenden Nachfrage entsprechend ihre Forderungen. Der Zinsfuß steigt.

Nun erscheinen die Emissionsbanken auf dem Plane und sagen:

Der Zinsfuß steigt; das beweist, daß es an Geld (an Tauschmitteln!) fehlt, und wir haben satzungsgemäß die Aufgabe zu erfüllen, die Schwankungen im Geldbedarf durch Notenausgabe auszugleichen. Wir haben also jetzt einzugreifen, wir müssen diesem wachsenden Bedarf an Geld ein vermehrtes Angebot entgegenwerfen, wir müssen mit unseren Noten den Zinsfuß herunterdrücken. Man würde uns Vorwürfe machen, wenn wir das nicht täten.

Und sie geben allen, die Zins und Sicherheit bieten, nach Bedarf mit vollen Händen. Mit diesen neuen Noten erhöhen aber die Kaufleute die Nachfrage auf den Märkten und Börsen, treiben die Preise hoch, vergrößern die Differenzen a la hausse, nähren damit die Kauflust, erwecken neuen Hunger nach Geld, treiben den Zinsfuß weiter in die Höhe, was die Emissionsbank zu neuen Notenausgaben veranlaßt. (Schraube ohne Ende.)

Jedoch im System der Goldwährung ist die Notenausgabe scharf begrenzt durch die Metalldeckung (zumeist Dritteldeckung). Ist diese Grenze erreicht, so ist es aus mit den Emissionen. Ist es aber aus mit den Emissionen, so ist es auch aus mit der Nachfrage auf den Märkten, aus mit den Differenzen a la hausse, aus mit der Kauflust, aus mit dem privatwirtschaftlichen Geldhunger. Ist es bekannt geworden, daß die Emissionsbank die Dritteldeckung erreicht hat, so weiß man auch, daß die Geldquelle versiegt ist, und alle, die noch gestern nicht wußten, wie sie ihren Hunger nach käuflichen Dingen stillen sollten, sind plötzlich satt, zum Erbrechen satt. Ist der erste und wichtigste Haussier, die Notenbank, einmal ausgeschaltet, so kippt auch sofort die Hausse in Baisse um, und alle, die noch gestern Käufer waren, verwandeln sich in Verkäufer, und wer Geld hat, der sucht es nicht mehr in Waren, sondern in dem Gegenteil – in Geldforderungen – anzulegen. Die kapitalkräftigen Käufer verwandeln sich in Geldverleiher. Aber Geld sucht jetzt niemand mehr, höchstens noch solche, die in der Klemme sind.

Der Zins fällt dann nicht etwa, weil zu viel Geld angeboten wird (die Baisse beweist, daß das nicht sein kann), sondern weil es an Geld fehlt, um den Geldhunger länger zu unterhalten.

Weil die Emissionsbank unfähig ist, ihre tollen Versuche, den Zinsfuß durch Notenausgabe zu drücken, noch länger fortzusetzen – *darum* fällt der Zins.

Warum aber die Preise nicht die mit Hilfe der Noten erstürmte Höhe behaupten können, warum auf die Hausse die Baisse, der Krach, folgen muß, das soll nun gezeigt werden.

Der Rückfluß der Banknoten – Eine Notwendigkeit der Stückelung und der industriellen Brauchbarkeit des Goldes

Es sind in der Regel verschiedene Ursachen, die in- und durcheinander greifend, die Banknoten zur Quelle zurücktreiben. Der größeren Klarheit wegen wollen wir aber diese Ursachen getrennt voneinander behandeln.

Es sei hier zunächst daran erinnert, daß jeder Wechsel, den die Emissionsbank diskontiert, eine Verschlechterung des Deckungsverhältnisses bedeutet, einerlei ob der Wechsel mit Noten oder mit Gold bezahlt wird. Das Deckungsverhältnis ist ein Bruch, dessen Zähler der Goldbestand, dessen Nenner die ausgegebenen Noten sind (Gold: Noten). Der Ankauf eines Wechsels bedeutet bei Bezahlung in Gold eine Verkleinerung des Zählers, bei Bezahlung in Noten eine Vergrößerung des Nenners. In beiden Fällen eine Verkleinerung des Bruches, jedoch mit dem Unterschied, daß eine Bezahlung in Gold stärker ins Gewicht fällt als eine Bezahlung in Noten gleichen Betrages. Der Nenner darf ein Vielfaches, gewöhnlich das Dreifache des Zählers betragen, so daß im äußersten Fall die Bezahlung in Gold dreimal so schwer ins Gewicht fällt wie die Bezahlung in Noten und erst die dreifache mit Noten gekaufte Wechselmenge die gleiche Schwächung der Bank bewirkt wie der mit Gold gekaufte Wechsel. Doch um eine Verschlechterung handelt es sich immer.

Wird nun bei Erreichung der Dritteldeckung (und zu dieser hin wird die Notenbank durch die Hausse immer getrieben) der Notenbank Gold entzogen, so muß sie, um die gesetzliche Dritteldeckung aufrecht zu erhalten, für jede Mark, die man ihr in Noten zur Einlösung vorzeigt, eine Mark in Gold ausgeben und noch zwei Mark

in Banknoten einziehen, was sie durch Verkäufe aus dem Wechselbestand bewirkt.

Der Fall aber, daß der Emissionsbank ein Teil der von ihr im Übermaß (Hausse) ausgegebenen Noten zur Einlösung vorgezeigt wird, muß mit Notwendigkeit über kurz oder lang eintreten, und zwar

1. Der *Stückelung wegen*, weil der Verkehr nicht unbegrenzt viele Banknoten ohne entsprechende Mengen Kleingeld (Zehn- und Zwanzigmarkstücke) aufnehmen kann. Nehmen wir an, daß bei einem Münzumlauf von vier Milliarden zwei Milliarden in Noten von 100 Mark und darüber ausgegeben wären und daß dies das richtige Mischungs- und Stückelungsverhältnis für den Verkehr sei, so würden bei einer Vermehrung des Notenumlaufes auf acht Milliarden und unveränderter Münzmenge zwei Milliarden an Münzen fehlen. (Der Umstand, daß die Hausse die Münzen und auch die Noten verkleinert, bleibe hier unberücksichtigt.)

Nun kann man allerdings annehmen, daß das Stückelungsverhältnis durchaus kein starres ist, und daß die Emissionsbank, wenn sie es wünscht und sie die Unterstützung der sonstigen Banken und der Staatskassen hat, sehr wohl größere Mengen Noten in den Verkehr preßen kann.

Aber schließlich kommt doch der Moment, wo der Verkehr mit Banknoten von 100 Mark, 5 Pfund Sterling, 100 Franken und darüber gesättigt ist, wo darum jede neue Note zur Quelle zurückkehren muß, um gegen Kleingeld umgetauscht zu werden. Diese zur Bank zurückströmenden Noten treffen die Bank dann um so schwerer, je näher sie sich mit diesen Noten der Dritteldeckung gegenüber befindet.

Würden diese nicht zur Stückelung passenden Noten immer gleich und in demselben Verhältnis wie sie ausgegeben werden, zurückfließen, so wüßte die Bank, wie es mit der Aufnahmefähigkeit des Marktes steht und könnte dann danach handeln.

Aber es ist nicht so. Die Haussespekulation arbeitet in der Regel in großen Beträgen, und der Bequemlichkeit wegen verlangt sie das Geld in großen Abschnitten. Diese treiben sich dann im Großverkehr, bei Großkapitalisten, Banken, Grundstücksspekulanten usw., Gelegenheitsgeschäfte abwartend, längere Zeit herum und kommen nur allmählich in den Kleinverkehr, wo erst ihr Umlauf auf Schwierigkeiten stößt und diese den Umtausch gegen Kleingeld veranlassen.

Es vergeht also Zeit zwischen der Ausgabe und dem Rückfluß der Banknote, und dadurch wird die Bank über die Aufnahmefähigkeit des Marktes getäuscht. In dieser Zwischenzeit gibt sie weiter

Noten aus, nähert sich immer mehr der Dritteldeckung, und wenn dann die Noten zur Einlösung vorgezeigt werden, dann verursachen sie der Bank um so mehr Verlegenheit, je mehr Zeit zwischen Ausgabe und Rückfluß verstrichen ist.

Dieser Rückfluß der Noten geschieht aus rein zahlungstechnischen Gründen, nicht etwa weil ein Überfluß an Tauschmitteln vorhanden ist. Es herrscht nur ein Mißverhältnis in der Stückelung, im Verhältnis zu großen Stücken Mangel an Kleingeld; in Ländern, wie in Nordamerika, wo Noten in jedem Betrag bis herab auf einen Dollar ausgegeben werden, findet ein solcher Rückfluß natürlich nicht statt. Von Geldüberfluß kann jetzt, nachdem die Hausse alle Preise ergriffen hat, keine Rede mehr sein, da ja mehr Geld nötig ist, um die gleichen Waren umzusetzen, als vor der Hausse. Und was das Geld an Verschleißkraft eingebüßt, das muß die größere Menge ersetzen. Statt 100 gehören jetzt 120–130–150 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung, um dieselben Warenumsätze zu bewirken. Entsprungen bei Beginn der Hausse die Ansprüche an die Notenbank dem spekulativen Geldhunger, so handelt es sich jetzt bei der vollzogenen Hausse um echten Geldbedarf, denn das Geld wird von der Ware beansprucht. Statt 1000 Mk. braucht der Kaufmann 1500 Mk. für den gleichen Umsatz, der Unternehmer muß 150 000 Mk. statt 100 000 für das gleiche Haus aufwenden, und der Staatsbetrieb verlangt drei statt zwei Milliarden. Fehlt es an Geld, um den Warenaustausch auf der erreichten Preishöhe zu bewirken, so setzt auch gleich die Baisse ein. Und das Geld wird fehlen, wenn die Noten zum Umtausch gegen Kleingeld zur Bank zurückfließen und diese dann für jede Mark in Gold drei Mark in Noten einziehen muß – zumal das Zurückströmen der Noten bei der Bank die irriige Meinung erwecken mag, daß diese Noten einen Überfluß an Geld bedeuten und die Bank dadurch veranlaßt wird, noch weitere Einschränkungen des Notenumlaufes vorzunehmen.

Der Rückfluß der Banknoten zur Ausgabestelle geschieht auch

2. *durch die durch die Hausse verursachten größeren Goldbedarf der Industrie.* Gold ist industriell verwendbar; die Goldwährungstheorie behauptet sogar, daß der Geldstoff überhaupt industriell verwendbar sein müsse. Diese industrielle Verwendbarkeit wächst aber mit der größeren Wohlfeilheit des Goldes, die in der Hausse liegt. Erhält der Bauer für einen Sack Kartoffeln 10 Gramm Feingold, so erhält er durch die Hausse für denselben Sack jetzt 12–15–20 Gramm und für das Tagesprodukt erhält der Arbeiter

sechs statt drei Gramm Gold, da ja jede Mark – einerlei ob Silber oder Nickel – ein Recht auf Feingold gibt.

Diese relative Billigkeit des Rohstoffes kann natürlich nicht ohne Einfluß auf die Nachfrage nach Goldwaren sein. Das Gold sinkt von der ersten Gesellschaftsklasse in den Bereich der zweiten und dritten und würde, falls es sehr billig würde, in der breiten Masse des Proletariats Absatz finden. Der Weber im Eulengebirge kauft einen goldenen statt einen silbernen Ehering, der Bauer ersetzt die silberne Uhrkette durch eine goldene usw. Wo schon Gold in Gebrauch war, da wird Quantität und Qualität erhöht. Das 18-karätige verdrängt das 14- und achtkarätige Gold, und den von der Großmutter geerbten dünnen Armreifen verdrängt das breite, massive Armband. Und auch sonst in der Industrie macht sich das Gold breit. Was man sonst versilberte, das wird jetzt vergoldet, und Tafelaufsätze, Wagengeschirr, Kirchengesäß, Heiligenbilder, Bilderrahmen usw. werden mit einer Goldschicht überzogen; in der Schwefelsäureindustrie ersetzt der goldene Kessel den schlechteren aus Blei oder den teureren aus Platin.

Und all dieses Gold ist Geldstoff, war oder wäre Geld: So geschieht es denn, daß so viel Noten die Emissionsbanken in den Verkehr bringen, so vielen Goldmünzen weisen sie damit den Weg in den Schmelztiegel, und würden die Banken mit der Notenausgabe fortfahren, so würde auch mit der Zeit die letzte Münze eingeschmolzen werden.

Die Goldmünze entgeht ja nur deshalb dem Schmelztiegel, man trägt sie nur darum im Beutel statt als Armband, weil sie zu teuer ist und ihr Preis die industrielle Massenverwendung ausschließt. Die Existenz der Münze verlangt, daß ihr Preis sie industriell *unbrauchbar* mache.

Das alles wäre nun ohne große Bedeutung, wenn das Abströmen des Goldes zur Industrie immer sofort Schlag auf Schlag der Notenausgabe folgte, denn dann würde bald ein Mangel an Münze (10- und 20-Markstücke) sich fühlbar machen, der einerseits der Hausse Nahrung entziehen würde, andererseits einen Rückfluß der Noten zur Bank (Umtausch gegen die fehlende Münze) verursachen, der die Bank zur Vorsicht mahnen würde. Aber zwischen der Ausgabe der Noten und der Abwanderung der Münze in die Industrie vergeht Zeit und während dieser Zeit bleibt die Bank wieder ungewarnt, sie diskontiert sorglos weiter, und wenn dann der unausbleibliche Rückfluß der Banknoten eintritt, so trifft er die Bank wieder gerade dann, wenn sie der Dritteldeckung am nächsten ist und das Gold am

schwersten entbehren kann. Je länger es dauert, ehe die Banknote das Einschmelzen der Münze zu einer Urkette veranlaßt, um so schlimmer die Wirkung. Und es ist unschwer anzunehmen, daß die Banknote zu dieser Metamorphose mehrere Jahre gebrauchen kann.

Wandert nun das Gold in den Schmelztiegel, so fehlt es wieder an der richtigen Stückelung, und nur um das fehlende Kleingeld zu beschaffen, nicht weil die Note überschüssig wäre, wird sie der Bank zur Einlösung vorgezeigt.

Welche Verheerungen unter Umständen der industrielle Verbrauch der Münzen anrichten kann, läßt sich an folgenden Annahmen ermessen: Einer Emissionsbank werde von den afrikanischen Goldfeldern eine Milliarde Mark zugeführt. Die Bank wird hierauf drei Milliarden in Noten ausgeben können und wird auch dazu durch die Hausse, die bei solchem Goldzufluß sofort einsetzt, getrieben werden. Wir lassen hier alle Hemmungsmomente, die durch die Stückelung gegeben sind, beiseite und nehmen an, daß die drei Milliarden nach und nach im Laufe von zwei oder drei Jahren (der Lebensdauer der Hausse) ausgegeben wurden. Während dieser Zeit hat man viel, emsig gearbeitet, und der allgemeine Wohlstand ist mächtig gefördert worden. Die Sparkassen strotzen von Einlagen, die Schuldner (das sind die produzierenden breiten Volksmassen) sind außerdem noch durch die Hausse entlastet worden. Im ersten Jahre der Hausse, den „good times“, wie die Amerikaner sagen, hat man das Haus neu angestrichen, im zweiten Jahre hat man das sehnlichst gewünschte Piano angeschafft, und im dritten Jahre der Hausse, nachdem alles Unentbehrliche angeschafft, denkt man an das Entbehrliche und kauft eine goldene Uhr, ein goldenes Armband, eine goldene Kette. Den Stoff hierzu entnehmen die Juweliere dem Umlauf. Wieviel Gold die Industrie nun brauchen wird, in welchem Verhältnis dieser Verbrauch zu den drei Milliarden Noten stehen mag, ist natürlich nicht zu berechnen, aber eins steht fest – je mehr Noten, je höher die Hausse, um so größer der industrielle Verbrauch der Münze. Stände nun dieser Verbrauch im Verhältnis zur Hausse (wie es sowohl die reine Goldwährungstheorie wie auch die Quantitätstheorie behauptet), so würden drei Milliarden Noten drei Milliarden Münzen in den Schmelztiegel werfen, und dieser Ausfall von fünf Milliarden an Münzen würde drei Milliarden an Noten der Emissionsbank zuführen und zwar gerade *gegen* Ende der Hausse, im Moment, wo die Dritteldeckung erreicht und wo die Bank darum für jede Mark, die ihr in Gold entzogen wird, drei Mark in Noten einziehen muß. Die drei Milliarden Gold, die man

der Bank entzieht, würden also die Bank zwingen, durch Verkäufe aus dem Wechselbestand bis zu sechs Milliarden (sechs Milliarden, wenn, die Bank für ihre Wechsel nur Noten, kein Gold erhält; 3x3 Milliarden weniger 3 zur Einlösung vorgezeigter Milliarden = 6 Milliarden) in Noten dem Verkehr zu entziehen. Die industrielle Anwendbarkeit des Geldstoffes im Verein mit der Banknotenpolitik könnte also dahin führen, daß eine Zufuhr an Geldstoff von einer Milliarde in Gold dem Verkehr schließlich bis zu sechs Milliarden Umlaufsmittel kosten könnte.

Daß es nicht so weit kommen wird, ist ja klar, da in diesem Zyklus viele Hemmungen auftreten. Es soll ja hier auch nur die Richtung gezeigt werden, in der die Banknotenpolitik sich bewegt. Für das, was wir beweisen wollen, genügt es, daß von den ausgegebenen Noten ein Teil mit Notwendigkeit gerade dann zurückkehrt, wenn die Bank der Dritteldeckung am nächsten ist.

In Ländern, wo die Stückelung der Banknoten bis, herab auf einen Dollar, Rubel usw. gestattet ist, würde die Abwanderung der Münze zur Industrie überhaupt als Verkehrshindernis nicht beobachtet werden, da die kleinen Noten ja die Münze für Handelszwecke vollkommen ersetzen. Auch würde, während sich das Einschmelzen der Münzen vollzieht, kein Geldmangel sich fühlbar machen müssen, da ja die während der Hausse sich regelmäßig vermehrenden Wechsel, Schecks und die vergrößerte Umlaufgeschwindigkeit die Lücken ausfüllen können, die das Einschmelzen der Münzen in das Geldangebot reißen mag. Braucht aber dann die Notenbank Gold für die Aufbesserung ihrer Reserven und verkauft sie zu dem Zwecke Wechsel aus ihrem Bestande, so bringt dieser Verkauf nur Noten, kein Gold ein, weil ja der Verkehr von der Goldindustrie drainiert worden ist. Sie muß sich dann an das Ausland wenden (Amerika).

Aber noch aus einem anderen, viel peinlicheren Grunde kann die Notenbank an die Inschrift ihrer Noten erinnert werden, und zwar

3. weil in Zeiten allgemeinen Mißtrauens (welches ja schon die Annäherung an die Mindestdeckung erwecken muß) das Geld dem Verkehr entzogen wird, um vergraben zu werden (they are hoarding the money, wie Roosevelt sagt) und weil man für solche Zwecke lieber Gold als Banknoten verwendet.

Wenn während der Hausse die in Sparsbüchsen, Strümpfen, Matratzen, Geldschränken aufbewahrten Geldmassen zum großen Teil in den Verkehr gelockt werden, so kehren diese Massen bei Erreichung der Dritteldeckung (das Signal des kommenden Konjunkturumschwunges) in ihre Schlupfwinkel zurück, und trifft es sich, daß sich dieser Umschwung mit einer Panik ankündigt, so kann man annehmen, daß viele solcher Schatzbildner auch die Banknote mißtrauisch betrachten und sie für alle Fälle gegen Gold umtauschen.

Wir brauchen hier nicht weiter auf diesen Mißbrauch des Tauschmittels einzugehen, die letzten Ereignisse in Nordamerika haben es ja aller Welt gezeigt, wie die Panik wirkt.

Die Banknote treibt also die Preise hoch, kann sie aber nicht auf der erreichten Höhe halten, weil mit der Hausse das Gold absolut und relativ zusammenschmilzt, das Fundament der Banknote (nicht des Papiergeldes) also untergraben wird. Die Banknote, so wie sie heute verwendet wird, erzeugt also nur Differenzen, während ihr eigentlicher Zweck doch die Glättung der Differenzen sein soll.

Die Erhebung des Zinsfußes zum Maßstab des Geldbedarfes führt also nicht nur mit Notwendigkeit zu einer fortschreitenden Erhöhung des Zinsfußes, sondern treibt auch mit gleicher Notwendigkeit die Emissionsbanken zur Erschöpfung ihrer Mittel (Dritteldeckung). Und diese Erschöpfung ist dann für den Markt der Schreckschuß, das Zeichen der Debacle, der Krach, der die Baisseperiode einleitet.

Wie der Alchimist dasselbe Experiment tausend und abermals wiederholt, immer in der heimlichen Hoffnung, daß durch eine glückliche Konstellation es doch einmal gelingen möge, so suchen nun schon seit ihrem Bestehen die Emissionsbanken den Zinsfuß mit vermehrten Geldmassen zu drücken. Sie haben immer nur das Gegenteil eines Erfolges wahrgenommen, aber das wird sie nicht hindern, morgen dasselbe unsinnige Experiment noch einmal zu versuchen. Und sie versuchen das gerne, denn die technischen Mißerfolge und die theoretische Blamage bringen ihnen Profite ein, die um so größer sind, je vollkommener der Unsinn zutage tritt, je höher der Zins unter dem Drucke der Banknote in die Höhe schnellte. Wän ech nömme de Dubelen (doblonas = Geld) han; an hot (der Theorie) os mirr nüst geläge.

Es ist natürlich gar nicht nötig, daß die Notenbank die gesetzliche Mindestdeckung der Noten erreicht, um die Baisse einzuleiten. Abgesehen davon, daß irgend ein Weltereignis, etwa ein Kriegsgerücht, mit einem Ruck den Glauben an die Hausse in einen Glauben an die Baisse verwandeln kann, ist auch die Tatsache, daß die Bank sich der Dritteldeckung nähert, ein genügender Anlaß, um vorsichtige Leute zur Zurückhaltung zu veranlassen. Solange das Erreichen der Dritteldeckung noch im weiten Felde liegt, treibt alles nach oben. Jeder kauft, der hohe Zinsfuß für das Leihgeld ist für die meisten Geschäfte bei einer ordentlichen Hausse ein geringes Hindernis, denn 6% machen nur $\frac{1}{2}\%$ im Monat aus.

Ist man aber dicht bei der Dritteldeckung, oder wird nur allgemein geglaubt, daß man bald diese Grenze erreichen wird, dann zieht sich jeder Vorsichtige zurück, und dieses Zurückziehen heißt nichts anderes, als die während der Hausse gesuchten und gekauften Waren abzustoßen, d. h. in Geld oder Geldforderungen zu verwandeln. Und davon wird ihn auch der jetzt zurückgehende Zinsfuß nicht abhalten, denn bei einer Baisse spielt der fallende Zinsfuß wieder nur eine geringe Rolle. – Was man am Zinsfuß etwa spart, verliert man ja doppelt und zehnfach am Rückgang der Warenpreise.

Diejenigen, die dem Gebaren der Notenbanken nur wenig Aufmerksamkeit schenken, und das sind in der Regel alle, die weiter ab von der Börse und tiefer in der Industrie stecken, kommen gewöhnlich etwas später zum Glauben an den Umschwung. In der Fabrik arbeitet noch alles mit Hochdruck an der Erfüllung der Lieferungskontrakte. Das sieht nicht nach Krise aus. Aber an der Börse sucht man alles in Geld oder Geldforderungen zu verwandeln. Wer Geld oder erstklassige Wechsel besitzt, kann getrost und mit Vergnügen der Baisse entgegensehen. Vor dem Rückgang der Preise und Kurse ist er geschützt; seine Forderungen lauten auf Geld, und für dieses Geld erhält er morgen mehr als heute und übermorgen noch mehr. Aber die Forderung muß sicher sein, und kann die Baisse nicht viele Schuldner unsicher machen? Muß sie es nicht mit Notwendigkeit? Da erscheint vielen bares Geld ohne Zins besser als mancher Wechsel, den man noch gestern unbedenklich diskontierte. So wird die Baisse regelmäßig von einer Krediteinschränkung begleitet. Das Akzept wird abgelehnt, die Prolongation verweigert; Geld, bares Geld will die Bank sehen.

Nun wird der Produzent, der gestern noch nicht an einen Umschwung glauben wollte, stutzig, aber sollte er nicht wenigstens noch Zeit haben, langsam zu liquidieren? Er bezahlt darum den bei Ausbruch der Krise von der Emissionsbank noch weiter erhöhten Zins (Abwehrzins), um nur nicht seine Waren verschleudern zu müssen. Es handelt sich vielleicht nur um eine vorübergehende, kurze Erscheinung? So hält der hohe Zinsfuß der Hausseperiode noch über den Beginn der Baisse an, aber wenn ihn vorher der Schuldner mit Leichtigkeit aus den Überschüssen, die die Haussedifferenzen lieferten, aufbrachte, wird er jetzt von dem nach Luft schnappenden Unternehmer aus seinem Kapital, von seinem Herzblut gezahlt. Bei der Hausse waren es freiwillige *neue* Unternehmungen, für die er Zins zahlte; er bezahlte also den Zins auch freiwillig, aber die

Liquidation oder Weiterführung des neuen Unternehmens ist keine freiwillige Handlung mehr. Der Unternehmer steckt jetzt in einer Zwangslage – er muß den verlangten Zins zahlen. Und je länger er für den Verkauf seiner Waren Zeit zu gewinnen sucht und den Wucherzins zahlt – um so schlimmer für ihn. Den letzten beißen die Hunde – die letzten, die vielen letzten.

Im Sommer 1907 bot die Lage der Reichsbank keinen Anlaß mehr zu rasender Haussefreude; es war nicht mehr viel Haussefutter aus ihr herauszuholen. Und in den anderen Goldwährungsländern waren die Inflationen auch nicht mehr weit von ihrem währungstechnischen Maximum, aber mancher, der a la Hausse lag, glaubte doch noch Zeit zu haben, und mancher hielt es sogar noch für nützlich, sich auf Vorrat mit Waren zu versehen. Da kamen die interessanten Geldmanipulationen der Könige von und in Amerika, und die Goldentnahmen aus der Deutschen Reichsbank für Amerika brachten das deutsche Institut gleich einen ordentlichen Ruck näher an die Minimaldeckung; so traten auch die Erscheinungen, die den Übergang von Hausse zu Baisse begleiten, mit einem Ruck und in besonderer Deutlichkeit auf, so daß der Zinsfuß den Reichsbankdiskont einen Rekord erleben lassen konnte. Um so schneller haben sich auch die Erscheinungen der vollendeten Baisse eingestellt, deren charakteristischste, die Apathie des Geldes, der sinkende Zinsfuß ist. Ein großer Teil der Geldsurrogate ist verschwunden (Wechsel), die Banknotenmenge ist erheblich eingeschränkt, und trotzdem häuft sich das Bargeld in den Banken. Niemand kann etwas damit anfangen; selbst zinsfrei kann, solange die Baisse andauert, niemand das Geld zu neuen Unternehmungen verwenden.

Doch die Reichsbank ist stolz darauf, daß es ihr mit dem hohen Diskont gelungen ist, die Goldwährung verteidigt zu haben. Ein eitler Stolz, wie das folgende Kapitel zeigen wird.

Der Goldbestand der Emissionsbanken – kein Maß der Notenausgabe

Für die Betrachtung der Währungserscheinungen ist es nötig, zu unterscheiden zwischen den Notenumissionen, die gleichzeitig in allen Goldwährungsländern und solchen, die nur in einzelnen von diesen Ländern betrieben werden.

Erstere sind eine stetige Begleiterscheinung jeder allgemeinen internationalen Vermehrung der Gold- und Geldproduktion, da ja, wie wir gesehen haben, der Geldhunger mit der Geldvermehrung zusammen wachsen muß und die Notenbanken es bisher als ihre Aufgabe betrachtet zu haben scheinen, diesen Geldhunger durch Vermehrung der Emissionen zu stillen.

Solche Notenemissionen haben auf die Zahlungsbilanz der einzelnen Länder keinen unmittelbaren Einfluß, denn da die der Goldvermehrung entsprechende Preissteigerung international ist, so bleibt das Verhältnis der Einfuhr zur Ausfuhr jedes einzelnen Landes unverändert. Nur bei den stark im Auslande verschuldeten Staaten ändert sich dieses Verhältnis insofern, als sie bei erhöhten Preisen weniger Ware für den Schuldzins an das Ausland abzuliefern haben und den Überschuß dann für vergrößerte Importe oder auch wohl in bar für währungs-technische Zwecke verwenden (Argentinien z. B.).

Jede örtliche, d. h. einseitig nationale [Im Sinne der Goldwährung bedeutet hier Nation das Gebiet der Banknote. Nicht immer decken sich die Grenzen dieses Gebietes mit den politischen Grenzen des Landes.] Notenvermehrung führt dagegen zu einseitig national erhöhten Preisen; daher zu erleichtertem Import und erschwertem Export von Waren und schließlich zu einer Verschiebung in der Zahlungsbilanz zugunsten eines Exportes von Gold. Das Material für diesen Export holt man sich mit den Banknoten von den Emissionsbanken.

So strömen dann die Banknoten zur Quelle zurück, und die Emissionsbank sieht nun ihren Goldschatz mit Sorgen zusammenschrumpfen. Diesen Goldschatz sucht sie zu verteidigen.

Nun gibt die Emissionsbank die noch gestern verteidigte Ansicht auf, daß sie im Sinne der einer Emissionsbank gestellten Hauptaufgabe wirke, wenn sie all denen, die Zins und Sicherheit bieten, Geld nach Bedarf gibt. Den Geldhunger der Kaufleute als Maß für die Notenausgabe erachtet sie jetzt für gefährlich und ohne Rücksicht darauf, daß ihre Kundschaft auf den Bankkredit rechnete, um auf alle Fälle die einmal mit dem Bankkredit in Angriff genommenen Geschäfte wenigstens mit demselben Kredit liquidieren zu können, stellt die Emissionsbank den Diskont auf eine Höhe, die bei der Baisse weder dem Gewinn aus Differenzgeschäften noch dem Realkapitalzins entspricht. Und andere Quellen gibt es doch nicht. Nur Leute, die sich in Not befinden, bezahlen z. B. den bei dem Ausbruch der amerikanischen Krise von der Reichsbank auf 7,5 und 8,5%

erhöhten Zins. Nach dem Ausbruch jeder Krise handelt es sich ja nur mehr um Liquidation eingegangener Verpflichtungen, nicht um neue Geschäfte. Diese Liquidation erschwert die Notenbank im vermeintlichen Interesse ihres Barschatzes durch den Abwehrrzins von 7,5%, der aber, wenn ihn jemand bezahlt, nur ein Notstandszins, also eigentlich Wucherzins sein kann.

Der Zinsfuß von 7,5% kann bei einer Hausse in der Regel leicht aufgebracht werden, da die Differenzen reichlich Deckung schaffen. Bei Liquidationen (Baisse) ist solcher Zins sicher Wucherzins, denn Liquidationen bringen Verluste, keinen Zins ein.

Wucherer ist nicht der Mann, der so viel nimmt wie er kann, sondern jener, der andere durch Darlehen zu Geschäften animiert, mit dem Hintergedanken, später den für die Fortführung der Geschäfte nötigen Kredit zu entziehen, um die Verlegenheiten dann auszubeuten.

Just diese Rolle, wenn auch unbewußt, haben bisher die Emissionsbanken gespielt. Sie haben mit ihren Emissionen animiert, dann haben sie gebremst und denen, die in Verlegenheit gerieten, den Zinsfuß erhöht (wenngleich nicht aus Profitsucht).

Dabei liegen gewichtige Gründe vor für die Annahme, daß die zum Schutze des Goldschatzes eingeführte gewalttätige Erhöhung des Zinsfußes (7,5 und 8,5%) unnötig ist, daß auch unter Beibehaltung, ja sogar unter Herabsetzung des Zinsfußes, die Gesuche um Wechseldiskont bald nach Eintritt der Goldausfuhr und noch bevor der Schatz der Emissionsbank erschöpft worden, zusammenschmelzen würde, weil eben mit der Geldausfuhrerscheinung die Unmöglichkeit einer weiteren Hausse der gesamten Geschäftswelt offenbar wird, was ja an sich mehr als ausreicht, um die Kauflust zu dämpfen, den Geldhunger zu stillen und in das Gegenteil umschlagen zu lassen.

Die Zinsfußhöhe und -erhöhung selber ist es gewöhnlich gar nicht, die Eindruck auf die Geschäftswelt macht, sondern vielmehr der dazugegebene Kommentar. Wenn die Bank von England, die Deutsche Reichsbank, die den Zinsfuß oft wechseln, den Diskont von 5 auf 6 erhöhen, so kann das eindrucklos bleiben, erhöht dagegen die Bank von Frankreich, die nur sehr selten den Diskontosatz ändert, den Zinsfuß von 3 auf 3,5, so kann das als ein gewichtiges Symptom dafür angesehen werden, daß die Bank ihren Geldbestand für bedroht hält, und das macht dann Eindruck, nicht das halbe Prozentchen.

Es braucht auch gar nicht zur Goldausfuhr zu kommen, die Erreichung der Drittelrechnungen hat genau dieselbe Wirkung. Weiß die Geschäftswelt, daß die Emissionsbank die Dritteldeckung erreicht hat, so weiß sie auch, daß die Hochkonjunktur ein Ende nimmt. Denn das Ende der Hochkonjunktur ist zugleich der Anfang der Baisse und bedeutet für den gesamten Handel einfach Stillstand. Welcher

Händler wird kaufmännisch Teer, Kalk, Petroleum usw. kaufen, wenn die erwartete Baisse den Verkaufspreis unter den Einstand zu drücken droht; welcher Unternehmer wird heute Eisen, Holz, Maschinen kaufen, wenn er hofft, daß er diese Dinge morgen billiger als heute, übermorgen aber noch billiger erhält, wenn er fürchten muß, daß die Konkurrenten, die *morgen* kaufen, einen Vorsprung haben werden gegenüber ihm, der *heute* kauft? Eine Sache kaufmännisch erwerben mit der Aussicht, sie ohne Gewinn, wahrscheinlich mit Verlust veräußern zu müssen (und das ist der Sinn der Baisse), das tut doch niemand; für solche Geschäfte gibt man kein Geld her und noch weniger borgt man sich welches. In solchen Zeiten läßt der Kaufmann das Geld unberührt, auch das der Emissionsbank.

Und tatsächlich sieht denn auch die Emissionsbank, bald nachdem der Goldexport eingesetzt hat oder der Schatz auf die Dritteldeckung gefallen ist, daß das Geld vom Markte zur Bank zurückströmt, als Depotgelder, als Gelder, die der Kaufmann, der Unternehmer nicht verwenden kann. Natürlich bringt die Emissionsbank die Erscheinung in Beziehung zu ihrem hohen Diskontosatz, was ihren Glauben an die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit ihrer Diskontopolitik mächtig stärkt.

Es wäre aber auch ohne die Diskontoerhöhung so gekommen, und dabei hätte sie dem Handel einen besseren Dienst erwiesen. Nach Eintritt der Goldausfuhr oder nach Erreichung der Dritteldeckung und der damit einsetzenden Baisse handelt es sich bei den Gesuchen um Wechseldiskont gewiß nicht mehr um neue Geschäfte, sondern nur um die Mittel zur Abwicklung noch nicht zu Ende geführter Geschäfte, um notleidende Geschäfte. Und diese Abwicklung dürfte die Emissionsbank nicht durch Erhöhung des Zinsfußes erschweren, sondern im Gegenteil durch mäßigen Zins erleichtern. Sie, die Emissionsbank, hat mit ihren Noten die Hausse ermöglicht, sie hat den Kaufmann zu neuen Unternehmen animiert, sie, die Emissionsbank hätte darum auch für eine möglichst verlustfreie Abwicklungsmöglichkeit dieser Geschäfte zu sorgen. Die Emissionsbank weiß auch, daß bei jeder Alarmierung des Handels, wie es jedesmal der Fall ist, wenn die Hochkonjunktur umschlägt, der Kredit eingeschränkt wird, und daß das Bargeld an die Stelle der Wechsel, der Stundung tritt, und daß infolgedessen größere Bargeldmassen nötig werden. Und es wäre doch eine schöne Aufgabe der Emissionsbank, durch Banknoten die Geldsurrogate (Wechsel, Scheck, Stundung usw.) zu ersetzen, denen der Alarm die Kursfähigkeit genommen.

Entschuldigt werden die Emissionsbanken für ihre brutale Zinserhöhung im Moment der Krise durch den Umstand, daß sie als ihre erste und wichtigste Pflicht die Aufrechterhaltung der Goldwährung, d. h. des Pariumlaufs von Kupfer, Nickel, Silber, Papier und Gold betrachten, und daß sie für die Zwecke der Auslandszahlungsbilanz in den umlaufenden Metallgeldmassen so gut wie keine Unterstützung finden. Das gesamte für den Export nötige Gold wird regelmäßig von den Privatbankiers nicht dem Umlauf, sondern dem Goldschatz der Emissionsbanken entnommen.

Und dieser Goldschatz, so groß er auch sein mag, wird für das Verantwortlichkeitsgefühl der Emissionsbankdirektoren immer winzig klein erscheinen. Ist es doch immer nur das unbedingte Vertrauen in die Einlösbarkeit der Banknote, das ihre Inhaber davon abhält, die Noten zur Einlösung vorzuzeigen. An dem Tage, wo die Einlösbarkeit zweifelhaft erscheint, werden sämtliche Noten der Emissionsbank zur Einlösung vorgezeigt. Und das wäre der Bankrott der Notenbank und zugleich auch die Unterbrechung aller Geschäfte, die bis dahin von den Banknoten vermittelt wurden.

Das Vorgehen der Notenbanken ist also verständlich. Aber was hat das alles, was hat der Goldschatz, die Einlösbarkeit, der Diskontosatz eigentlich mit dem Zwecke des Geldes, dem Warenaustausch zu tun?

Die Schwierigkeiten, auf die die Emissionsbanken stoßen, rühren daher, daß sie den Charakter des Geldes als Tauschmittel der Waren verkennen, daß sie sich nicht um die Warenpreise kümmern, daß es ihnen einerlei ist, ob die Preise steigen oder fallen. Würden sie bei den Emissionen sich nach den Warenpreisen statt nach dem privatwirtschaftlichen Geldhunger und ihrem Goldschatz richten, würden sie bei steigenden Preisen (Hochkonjunktur) den Diskont glatt verweigern, so würden auch keine Verschiebungen in dem bestehenden Verhältnis zum Warenimport vorkommen, und die Schwankungen in der Zahlungsbilanz würden vermieden werden.

Die Warenpreise, nicht der Goldschatz, sollen das Maß des Geldbedarfes sein. Es genügt, daß dieser Grundsatz in allen Ländern anerkannt wird, um die Schwankungen im Goldbestand der Emissionsbanken auf ein Minimum zu beschränken.

Das Geld ist Tauschmittel der Waren, und wo in der Verwaltung des Geldes die Direktiven anderswo als bei den Waren gesucht werden, da kann man auch sicher sein, daß irgend etwas in Unordnung geraten wird. Der Goldschatz ist im System der Gold-

währung ein Mittel zur Regulierung der Emissionen, aber als Maß des Geldbedarfes kann er niemals gelten. Wenn der Goldexport (resp. Import) jeder nationalen Vermehrung oder Verminderung der Notenemission sofort auf dem Fuße folgte, so könnte der Goldschatz wenigstens als Maß des internationalen Geldbedarfes im System der Goldwährung gelten. Aber das ist nicht der Fall. Genau wie die durch die Banknote erzeugte Hausse Zeit braucht, um das Gold der Industrie zuzuführen, so braucht auch bei einer einseitig nationalen Hausse die Banknote Zeit, um die Zahlungsbilanz zu beeinflussen und um das Gold über die Grenze zu werfen. Während dieser Zeit richtet sich die Volkswirtschaft auf die erhöhten Preise ein, und wenn dann in der Notenbank die Gefahr erkannt wird, so kann sie nicht bremsen, ohne eine Krise auszulösen. Denn Bremsen heißt in diesem Falle auf die Baisse hinarbeiten, und Baisse heißt Krise. Und ist die Krise nicht der Beweis des Bankrottes der Währung? Was könnte durch den Bankrott der Währung (einerlei wie man sich diesen denkt) der Volkswirtschaft denn noch Schlimmeres erwachsen als Krise mit ihrem Gefolge, der Arbeitslosigkeit, dem Hunger, der Revolte. Die Notenbank schützt den Goldbestand, sie sichert die Einlösbarkeit der Noten, aber mit welchen Opfern muß die Volkswirtschaft diese Leistung bezahlen? Wie viele Milliarden gehen dem Volke durch die Geschäftsstockung verloren, wie viele Kaufleute werden entehrt, wie viele Arbeiter werden zu Bettlern, wie viele Millionen Ausfälle erleiden die Staatseinnahmen durch die Baisse, die die Notenbank erzwingen muß – um ihren Goldschatz zu schützen? Diesen winzigen, elenden Goldschatz! Allein die Börsenverluste, die die Baisse erzeugt, betragen ein Hundertfaches des Goldschatzes der Notenbank.

Die Krise, die die Arbeitsteilung tötet, ist überhaupt das Schlimmste, was der Volkswirtschaft geschehen kann, und welche Folgen auch der Bankrott der Notenbank nach sich ziehen mag – schlimmer als der Bankrott der Arbeitsteilung können sie nicht sein, da ja die Notenbank nur der Arbeitsteilung dienen soll.

Der Bankrott der Notenbank, die Uneinlösbarkeitserklärung, hat als Folge die Einführung eines Goldagios. Dieses Agio wirkt hemmend auf die Wareneinfuhr und fördernd auf die Warenausfuhr (man denke an die Konkurrenz des indischen Weizens, als das Gold und Silber auseinandergerissen wurden) – beides Dinge, die im allgemeinen in Deutschland nicht ungern gesehen werden, hat man doch die Zölle eingeführt, um dasselbe Ziel zu erreichen. Ein Agio hätte

z. B. die Agrarier wirksamer geschützt als die aufreizenden Kornzölle. Die Einführung eines Agios hätte die Krise unnötig gemacht, man hätte unentwegt weiter gearbeitet, und wo man arbeitet, entwickelt sich Wohlstand.

Die Volkswirtschaft würde mit dem Agio nicht zu leiden brauchen, besonders wenn die Notenbank es versteht, die Agiotage durch zielbewußte Maßnahmen zu verhindern. Denn es ist erwiesen, daß Agio und Agiotap nicht notwendigerweise verbunden zu sein brauchen (s. Argentinien).

Aber wenn auch die Volkswirtschaft das Agio nicht zu fürchten braucht, ja sogar Vorteile daraus ziehen kann, so ist das Agio privatwirtschaftlich doch von schweren Folgen begleitet, denn alle, die beim Aufkommen des Agios Verpflichtungen in Gold haben (Einfuhrhändler) und nur Forderungen in dem dem Agio unterworfenen Geld haben, müssen den Unterschied aus ihrer Tasche bezahlen, und mancher mag dabei ins Gras beißen. Immerhin aber sind diese einmaligen privatwirtschaftlichen Verluste nicht zu vergleichen mit denen, die die Baisse der Volkswirtschaft und der Privatwirtschaft, dem Staate und den Bürgern bereitet. Ist das Agio eine *Krankheit*, so ist die Baisse der *Tod* der Volkswirtschaft, und wenn die Emissionsbank zur Baisse greift, um ein Agio abzuwehren, so kann man sagen, daß sie den Kranken erwürgt, um ihn von seiner Krankheit zu befreien.

Die Waffe mag als Garantie für den Frieden gut sein und der Goldschatz als Garantie der Währung. Aber besser als die Waffe gewährleistet uns den Frieden die einfache Beseitigung des Zankapfels; besser als der Goldschatz schützt die Währung die Berücksichtigung der Warenpreise als Maßstab für die Notenausgabe.

In Deutschland denkt man gewöhnlich mit Schaudern an die Möglichkeit eines Bankrottes der Notenbank, an die Einführung eines Agios. Weil man diese Krankheit nicht kennt, überschätzt man wohl ihre Bedeutung. Doch bietet die Geschichte der verschiedenen Völker keinerlei Grund, derart vor solcher Möglichkeit zu erschrecken. Nordamerika, England, Frankreich hatten wiederholt ein Goldagio, dazu noch die (leicht zu vermeidende) Agiotage, trotzdem erholte sich in jedem Falle die Volkswirtschaft schnell von den Schäden, die sie unter der reinen Goldwährung aus vielerlei Gründen erlitten hatte.

In Argentinien nannte der Präsident Juarez Celman das Agio – eine Fortschrittskrise – una crisis progresista. Und nicht mit Unrecht. Ihr beklagt Euch, sagte Juarez, über das hohe Goldagio! Aber seht doch, wie gearbeitet wird, wie man baut, wie die Industrie sich entwickelt, wie die Einwanderer hereinströmen. Das sind doch keine Symptome der Krise. In Europa heißt Krise soviel wie Arbeitslosigkeit, Hunger, Defizit. Hier sind trotz dem Agio die Arbeiter satt, gesund und glücklich!

Ich (S. Gesell) entsinne mich gut, daß an dem Tage, wo die Revolution 1889 ausbrach und während noch aus dem Innern der Stadt verirrte Kugeln in meine Wohnung einschlugen, mein Nachbar ein gegenüberliegendes Grundstück abschritt und mit dem Maurermeister den Bau eines neuen Hauses verabredete.

Was soll ich denn tun, sagte er. Ich habe Geld, Banknoten, und das will ich vor der Möglichkeit schützen, daß die Revolution es durch neue Massenauflagen noch mehr verwässert, als es schon ist. Gold kann ich nicht kaufen, denn ich habe keine Verwendung dafür, außerdem ist es jetzt natürlich ganz besonders hoch im Preise. So suche ich mich also zu schützen, indem ich das Papiergeld gegen Ziegelsteine verkaufe. - Los ladrillos valen mas que el papel. Und so wurde der Grundstein dieses Hauses unter dem Donner scharf geladener Geschütze gelegt.

Dieses Haus und andere waren direkt ein Produkt, ein Geschenk der Agiofurcht. Hätte man hier Gold als Geld gehabt, so wäre mein Nachbar sicher nicht durch den Kanonendonner auf den Gedanken gebracht worden, ein neues Haus zu bauen. Er hätte das Gold vergraben, und die Maurer, die Zimmerleute usw. hätten gefeiert.

Die Revolution endete infolge allgemeiner Teilnahmslosigkeit, nicht zum mindesten deswegen, weil alle – um ihr Vermögen vor der Revolution zu schützen – anfangen zu bauen, zu säen, zu arbeiten.

Privat- und volkswirtschaftliche Bedeutung der Preisschwankungen

Die Emissionsbanken kennen keine Warenpreise: Es ist ihnen völlig gleich, ob die Preise steigen oder fallen. Keine Emissionsbank führt eine Warenpreisstatistik, keine von ihnen tritt zu den Waren in nähere Beziehung. Meterstock, Litermaß und Waage sind in den Emissionsbanken unbekannte Dinge. Keiner der fünf Sinne wird hier gebraucht. Warenkenntnisse verlangt man von den Beamten dieser Banken nicht. Mit solch plebejischen Dingen befassen sich die Institute nicht, die berufen sind, den Bedarf des Landes an Tauschmitteln mit ihren privilegierten Noten zu decken. Zu dem Streit, ob die Preise gefallen oder gestiegen sind, haben die Emissionsbanken nie Stellung genommen.

Und doch ist die Ware Grundlage und Voraussetzung des Geldes, ähnlich wie der Verkehr Grundlage der Eisenbahn ist. Ohne Ware gäbe es kein Geld. Der Austausch der Waren, das ist der einzige Zweck, der einzige Daseinsgrund des Geldes. Das Geld soll den Warenaustausch vermitteln, verbilligen, beschleunigen, erleichtern, es

soll die dem Tauschhandel anhaftenden Übelstände umgehen. Dazu ist es da.

Und wenn das Geld für die Ware da ist, muß es sich nicht der Ware anpassen? Und wie kann man das Geld den Bedürfnissen der Ware anschmiegen, wie kann man das Geld zielbewußt verwalten, wenn man sich sogar hochmütig den Waren gegenüber verhält, wie es die Emissionsbanken tun?

Das Geld soll die Schwierigkeiten umgehen, auf die Hinz und Kunz stoßen, wenn sie ihre Produkte gegenseitig austauschen wollen. Mehr nicht. Alle anderen Verwendungen des Geldes sind Anhängsel, Mißbräuche, Schmarotzer, dem Zwecke des Geldes entgegengesetzt und müßten eigentlich unterdrückt, zum mindesten keine Berücksichtigung oder gar Unterstützung finden. Eine Emissionsbank hat sich mit nichts anderem als mit den Waren zu befassen.

Die Verwendung des Geldes, also des Tauschmittels der Waren als Sparmittel dürfte nur geduldet werden, falls der Nachweis erbracht würde, daß der Warenaustausch nicht darunter zu leiden braucht. Würde es sich zeigen, daß der Warenaustausch eine solche Doppelverwendung seines Tauschmittels nicht ohne Nachteil verträgt, so müßte man ganz rücksichtslos eine materielle Trennung von Tausch- und Sparmitteln herbeiführen.

Die glatte, ungestörte Abwicklung des Tausches verlangt von der Geldverwaltung, daß das Geldangebot regelmäßig, zu allen Zeiten und unter allen Umständen so bemessen sei, daß Hausse- und Baisseperioden vermieden werden. Das Geld soll wahren, d. h. für eine Mark soll jeder über Ort und Zeit hinweg an Waren so viel erhalten, wie er selbst an Waren dafür gegeben hat. Weder mehr noch weniger. Denn das ist der Sinn des Wortes „Währung“. [Mira in quibusdam rebus verborum proprietas est, et consuetudo sermonis antiqui quaedam efficacissimis notis signat. Seneca epist. 81.] Die Preise der Waren sollen, wenn nicht untereinander, so doch im Durchschnitt dem Gelde gegenüber fest bleiben. Nur so kann sich der Handel gesund entwickeln, nur so können Absatzstörungen und Arbeitslosigkeit vermieden werden. Nur bei festen Preisen kann der Handel alle diejenigen Einrichtungen treffen, ausbilden und zur Reife bringen, die auf eine Einschränkung der heutigen fabelhaften Handelsspesen gerichtet sind.

Der einzelne Händler braucht das nicht freiwillig oder gar gern zu tun, aber wie bei der Herstellung der Waren, so ist auch beim Handel das Gesetz der Konkurrenz darauf gerichtet, die Kosten des Handels gegen die unmittelbaren Interessen der Klasse (Kaufleute) herabzusetzen. Ein Gesetz, dem sich niemand entziehen kann.

Nur bei festen Preisen kann sich der Handel normal im sozialpolitischen Sinne entwickeln, nur bei festen Preisen kann das Geldwesen das Höchstmaß volkswirtschaftlichen Nutzens abgeben, das man begründeterweise von dieser weit-aus wichtigsten aller öffentlichen Verkehrseinrichtungen erwarten kann.

Aber es genügt nicht, daß dies so einfach behauptet werde, wir müssen uns durch Beweise davon überzeugen, denn sonst werden wir nie die Energie entwickeln, die nötig ist, um all die durchgreifenden Maßregeln zu nehmen, die absolut notwendig sind, um die Wiederholung der Hochkonjunktoren und Krisen zu vermeiden.

Wir müssen uns all den Schaden betrachten, den die Emissionsbanken mit der bisherigen theorielosen und unbedachten Ausgabe ihrer Noten verursachen; wir müssen die Wirkungen auf Volks- und Privatwirtschaft kennen, die die Emissionsbanken auslösen, wenn sie Banknoten einziehen und ausgeben, ohne sich dabei nach den Warenpreisen zu richten, wenn sie Banknoten in den Verkehr bringen, obwohl die Hausse schon ein Übermaß an Tauschmitteln anzeigt, und wenn sie Tauschmittel verbrennt, obwohl die Baisse einen Mangel an Tauschmitteln beweist, wodurch das Aktivum der Kaufleute und Unternehmer in Differenzen aufgelöst, das Haben in Soll verwandelt und Millionen von ehrbaren Männern in Elend und Unehre gestürzt werden. Wir müssen den Zusammenhang zwischen dem Bankemissionswesen und der Arbeitslosigkeit der Volksmassen erkennen, wenn wir nach jahrzehntelangem Hosannarufen die Politik der Emissionsbanken nun ans Kreuz schlagen wollen. [Die Politik der Emissionsbanken in allen Ländern ist zwar oft vom privatwirtschaftlichen Standpunkt (Agrarier in Deutschland) angegriffen worden. Niemals aber vom Standpunkt des Tauschmittels der Ware, der Arbeitsteilung, der Volkswirtschaft.]

Wenn die Preise steigen

Wenn die Preise steigen, so freut sich zunächst der Schuldner, und es trauert der Gläubiger. Jener bezahlt bei hohen Preisen Zinsen und Amortisationen mit einem Teil der sonst diesem Zwecke zu opfernden Produkte, dieser muß sich mit einem Teil der sonst für Zins erhaltenen Produkte begnügen. Wie ist man aber dazu gekommen, die Emissionsbanken, die vielfach, wie in Deutschland, mit Privatkapital gegründet wurden, zu ermächtigen, Freud und Leid willkürlich zu verteilen? Mit ihren Noten greift die Emissionsbank in die Taschen der Gläubiger und gibt, was sie findet, den Schuldnern.

Hat z. B. der Bauer für den Hypothekenzins oder die Pacht 1000 Mk. oder Dollar zu zahlen, die er mit 100 Sack Kartoffeln zu erlangen pflegt, so spart er von diesen 100 Sack ein viertel, ein Drittel oder gar die Hälfte, wenn die Emissionsbanken mit ihren Noten die Preise hochtreiben. Zu 10 Mk. sind 100 Sack = 1000 Mk., zu 1215 Mk. sind 80 Sack schon 1000 Mk. Ist nun der Preis gestiegen, weil die Emissionsbanken das Tauschverhältnis zwischen Geld und Waren verschoben haben, so ist es klar, daß die Emissionsbank dem Schuldner 20 Sack Kartoffeln geschenkt, dem Gläubiger aber 20 Sack genommen hat.

Solche Rolle mag sich ja beim Schutzpatron der Schuster sehr schön ausmachen, aber von den Emissionsbanken verlangen wir keine christliche Gleichmacherei, sondern eine rein kaufmännische Erledigung ihrer Hauptaufgabe, die darin besteht, den Bedarf an Tauschmitteln so zu decken resp. zu regeln, daß die Warenpreise allgemein weder nach oben noch nach unten sich verschieben, so daß der Gläubiger mit dem Gelde, das ihm der Schuldner zahlt, dasselbe Quantum Waren erhält, welches der Schuldner s. Z. mit dem geborgten Gelde erstand. Nicht mehr, nicht weniger.

Eine Preiserhöhung der Waren von 10% ist für alle Gläubiger genau gleichbedeutend mit einem Abstrich von ihrem Kapital um 10%. Eine Preiserhöhung der Waren von 20% entspricht für die Gläubiger einem Kapitalverlust von 20%: nicht nominell, aber materiell. Und man behauptet, daß in den Jahren 1905–1907 die Preise der Waren im Durchschnitt reichlich um 20% gestiegen sind! Ein Abstrich von 20% (materiell, nicht nominell) der Buchschulden, der Staats- und Gemeindesteuern, der kontraktlich auf Jahre festgelegten Pacht- und Mietegelder, der Hypothekenschulden, der Post-, Telegraf- und Eisenbahntarife usw. genügt aber, um die hohen Dividenden zu erklären, die in jenen Jahren verteilt wurden. Das Geld zu diesen Dividenden stammt aus den Taschen der Gläubiger.

Übrigens sind diese Dividenden vielfach nur nominell so außergewöhnlich hoch. Hat der Aktionär an Dividenden 20–25% mehr Einnahmen, so muß er der allgemeinen Preissteigerung wegen 20–25% mehr für seinen Lebensunterhalt bezahlen wie vor der Hochkonjunktur bei niedrigen Dividenden. Bleibt aber ein Unterschied zu seinen Gunsten, so erklärt er sich damit, daß während jeder Hochkonjunktur des flotten Geschäftsganges wegen die Produktionsmittel voll, d. h. rationell ausgebeutet werden können. Diesen Vorteil muß er aber bei der Hochkonjunktur notwendigerweise folgenden Baisse wieder bezahlen, denn bei der Baisse wird unrationell gearbeitet.

Die Arbeiter, deren Löhne schwerfälliger als die Warenpreise sich den Schwankungen des Geldangebots anpassen, erleiden durch die von der Emissionsbank gestattete oder veranlaßte Teuerung einen dieser Teuerung ziemlich entsprechenden Verlust, und bis das Gleichgewicht durch Lohnkämpfe wieder hergestellt werden kann, vergehen Monate. Bei den Beamten ist die Sache noch schlimmer, indem hier noch das schwerfälligere geschriebene Gesetz durch Teuerungszulage die Streiche der Emissionsbanken ausgleichen muß. Und bis das Gesetz eingreift, vergehen oft Jahre. Aber was ficht das die Emissionsbanken an? Sie kennen ja keine Warenpreise. Auch verlangen die Aktionäre dort, wo die Emissionsbanken Privatkapitalisten gehören, alle Jahre ihren Zins. Und es wäre doch zu viel von einem Privatkapital verlangt, wenn man von ihm forderte, daß es, um der Hausse entgegenzuarbeiten, auf Zins verzichtend das Bankkapital vom Markte zurückziehen und auch auf das Emissionsrecht verzichten solle! Hat man denn den Emissionsbanken vorgeschrieben, wann sie das Emissionsrecht ausbeuten, wann sie ihr Kapital in Umlauf setzen oder vom Markte zurückziehen sollen?

Die Milliarden, die die Gläubiger (Rentner, Pensionäre, Invaliden) verlieren, gewinnen die Schuldner (Unternehmer, Kaufleute, Staat und Gemeinde). Das Haben der Schuldner steigt dem Soll gegenüber um 10–20–30 Prozent. Wer eine Million Mark an Hypotheken aufgenommen hat, um ein Haus, eine Fabrik zu bauen, gewinnt darauf entsprechend der allgemeinen Hausse 100–200–300 000 Mark. Wer von der Sparkasse 10 000 Mark geborgt hat, um Waren zu kaufen, gewinnt 1000–2000–3000 Mark. Das alles ohne die geringste Mühe. Denn diese Summen fließen den Schuldnern ganz unabhängig vom Unternehmer- und Handelsgewinn zu. Es ist ein Geschenk, das ihnen die berufene Hüterin der Währung, die Emissionsbank, aus den Taschen der Gläubiger mit Hilfe des Notenprivilegs, des Gesetzes macht.

—

Bis hierher betrachtet ist dieser erste Erfolg der Banknotenüberschwemmung rein privatwirtschaftlicher, juristischer Natur. Es ist eine einfache Machtfrage, eine Frage der Abstimmung, ob die Emissionsbank die soziale Gleichmacherei als ihre Aufgabe zu betrachten hat. Wird das gewünscht, so braucht man die Emissionsbank nur von den Fesseln der Goldwährung zu lösen, und in kürzester Zeit wird sie das gesamte Haben der Gläubiger in einem Meere von Banknoten ersäufen, ohne daß man sie eines Verstoßes

gegen ihre Satzungen wird bezichtigen können. Nach der Assignatenflut gab es in Frankreich keine Gläubiger und Schuldner mehr.

Die Nachfrage nach ihren Noten und der Zinsfuß werden steigen, je mehr die Emissionsbank emittiert, und je mehr die Preise steigen, desto verwässert wird das Guthaben der Gläubiger, und desto sicherer wird der Schuldner der Bank.

Es ist eine noch ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, daß die Goldwährung gegen solche Puschereien und Prellereien einen Schutz bildet. Tatsächlich liegt dieser Schutz bei den Gesetzgebern, nicht im Gold. Wünschen es die Gesetzgeber, so werden sämtliche Münzen durch Banknoten verdrängt. In allen Ländern, wo man solche Puschereien betrieben hat, war zuvor Metallgeld im Umlauf, in keinem Falle hat die Metallwährung der Notenüberschwemmung Widerstand leisten können.

Wenn man aber die Gläubiger nicht plündern will, so bestimme man doch die Taktik der Notenausgabe, schreibe man der Notenbank vor, wann sie Noten ausgeben, wann sie solche einziehen soll, wann sie ihr eigenes, bares Betriebskapital dem Verkehr zu übergeben hat und wann sie es vergraben soll. Die Sicherheit der Goldwährung, die Erhaltung des Goldschatzes auf der gesetzlich bemessenen Höhe ist keine genügende Limitation der Notenausgabe. Das hat die ununterbrochene Kette von Hochkonjunkturen und Krisen doch genügend bewiesen.

Aber nicht nur rechtliche, auch schwerwiegende volkswirtschaftliche Folgen hat diese Plünderung einer Bürgerklasse zu Gunsten der anderen durch die Banknoten. Die gesamte Industrie erleidet durch diese Klassenplünderung und Klassenbegünstigung eine gewaltige Absatzverschiebung. Der Verkauf der sehr feinen Waren, wie sie die Rentner zumeist suchen, läßt nach, zugleich auch der Verkauf der sehr groben Waren, die die Schuldner in der Regel kaufen. Die durch die Noten der Emissionsbank versuchte und begonnene Gleichmacherei hat die Extreme in der Grobheit und Feinheit des Warenbedarfes abgestoßen, und dieser Nachfrage muß sich die Industrie und der Handel anpassen. Eine Menge Industriezweige werden notleidend, und in vielen Läden häufen sich die Lagerhüter. Eine Menge Arbeiter sieht sich genötigt, um der Arbeitslosigkeit zu entgehen, den Beruf und in der Regel damit auch den Wohnort zu wechseln. [Vom privatwirtschaftlichen kleinbürgerlichen Standpunkt aus betrachtet sind das sehr wichtige Dinge.]

Daß die Hausse, die die gesetzlich privilegierten Noten erzeugt, alle Kataloge, Preislisten, Kurszettel, Tarife usw. in Makulatur ver-

wandelt, ist auch klar. Alle Preise müssen neu berechnet werden, und zwar täglich, mit jedem Punkt, den die Preise ersteigen. Die Emissionsbank zwingt die zehn Millionen Kaufleute, Handwerker, Unternehmer, alle Preise zu revidieren, und wieviel Fehler mögen bei diesen Neuberechnungen unterlaufen! Und wenn die Preise wenigstens auf der ganzen Linie gleichmäßig anziehen wollten, so könnte man durch einen gleichmäßigen Teuerungszuschlag (Agio) die Sache erledigen. Aber aus den oben angeführten und vielen anderen Gründen ist das nicht der Fall. Bei einzelnen Waren (den sehr feinen und sehr groben) gehen die Nachfrage und der Preis zurück, und um so stärker wächst die Nachfrage der anderen. Schließlich werden alle Preise durcheinandergeworfen, und der Begriff der Mark d. R.W., der bei allen immer nur aus einer Reihe bekannter Warenpreise besteht (anders kann auch die sogenannte Wertinheit nicht aufgefaßt werden), verwildert und geht völlig verloren. Niemand weiß mehr, was eine Mark noch gilt. Alle Beziehungen des Geldes zu den Waren werden getrübt, und im trüben läßt sich gut fischen. Die öffentliche Kontrolle der Preise durch das Publikum geht völlig verloren, die Kaufleute nehmen diese Unwissenheit wahr und plündern, übervorteilen das Publikum. Das zeitraubende Handeln in den Läden wird allgemeine Sitte, und die Kosten dieser Sitte werden auf die Warenpreise geschlagen. Die Bruttoprofitrate der Kaufleute geht in die Höhe. Dabei gewinnt die Nettoprofitrate wenig, denn wenn auch durch den Verlust der öffentlichen Kontrolle die Preise infolge der durch die Banknoten bewirkten Markt- und Preisanarchie die Profitrate erheblich steigen, so löst diese Steigerung eine größere, schärfere Konkurrenz aus, die zur einzigen Folge hat, daß der Absatz der einzelnen Kaufleute vermindert wird. Der Profit an den verkauften Waren steigt mit der Unstetigkeit der Preise zum Nachteil des Publikums und zu niemandes Vorteil, da sich dieser Profit auf eine größere Anzahl Kaufleute verteilt, die eine größere Masse Arbeit zu verrichten haben (Feilschen des Publikums, Preisausrechnen usw., Lagerhüter.)

Dem aufmerksamen Beobachter entgeht es nicht, daß der Sinn für den Wucher, den Schacher, das Glücksspiel, das arbeitslose Einkommen im deutschen Volke mächtig im Zunehmen begriffen ist. Wäre dieser Schachergeist ein spezifischer Charakterzug der Juden (was er nach unserer Beobachtung durchaus nicht ist), so könnte man die Behauptung der Antisemiten, daß das deutsche Volk verjüdet sei, gelten lassen. Aber die „Verjüdelung“ haben weniger die Juden als die Reichsbank (im Grunde genommen die Metallwährung) verursacht. Jedes Volk paßt sich den Verhältnissen an, und

wenn die Reichsbank mit ihrer auf Hausse und Baisse, auf immerwährende Differenzen gerichteten Politik den Schacher großzieht, so darf man sich nicht wundern, daß zuletzt selbst der schönste Arier schäbig wird.

Schmoller sagt: „In einer Zeit, in der die Vermittlungstätigkeit (Handel) in der Gesellschaft von 3 und 5 auf 11 und 13% ja teilweise auf 31%, der Selbsttätigen gestiegen ist, in der diese Vermittlung einen steigenden Teil der Preise ausmacht...“ Artikel: Der Handel im 19. Jahrhundert (D. Woche, S. 167.)

Das mag ganz richtig sein und stimmt mit den Beobachtungen überein, die jeder für seine Rechnung heute machen kann. Aber Schmoller hat für diese Erscheinung keine Erklärung; sie ist ihm rätselhaft, wie allen, die wie er das Studium des Geldwesens vernachlässigen. Das Geld ist die Grundlage des Tausches und darum der Schlüssel aller Rätsel.

Fände eine scharfe, tägliche Anpassung des Geldangebots an das Warenangebot statt, so daß die Preisschwankungen der Waren untereinander auf das von den natürlichen Umständen bedingte Maß (Voll-, Mittel- und Fehlernten, Erfindungen, Modewechsel usw.) beschränkt bliebe, träten zu diesen natürlichen Preisschwankungen nicht noch die künstlichen, viel häufigeren und schwereren Preisschwankungen, die von einem veränderten Verhältnis zwischen Geld- und Warenangebot herrühren, so würden sich mit der Zeit die Warenpreise genügend fest dem Volke einprägen, daß der Handel einer Kontrolle unterworfen wäre und jedermann wüßte, was er eigentlich für einen Dollar, eine Mark, einen Rubel zu fordern hat. Unter der Goldwährung und der Mitwirkung der Emissionsbanken sind die Begriffe Dollar, Schilling, Mark vollkommen verwildert; die sogenannte Werteinheit [Das wäre die Menge konkreter Dinge, die man für eine Mark zu erstehen hofft.] ist durch die tolle Anarchie, die die Emissionsbanken mit ihrer sinn- und ziellosen Politik hervorgerufen haben, zu einer Gallerte geworden. Es ist niemand da, der imstande wäre, die Preise von nur zehn verschiedenen Waren genau zu nennen.

Ohne Kenntnis einer Reihe von Preisen konkreter Dinge, namentlich von solchen, die man zur eigenen Lebensführung braucht, ist aber die Bedeutung irgend einer Geldsumme schlechterdings unbegreiflich. Nur wer die Geldsumme kennt, die er verausgabte und seinen Brei mit Bewußtsein ißt, hat ein Urteil über den „lytrischen Wert der Güter“. [Georg Friedrich Knapp sagt: „Lange hat es mir im Innersten widerstanden, anzuerkennen, daß die nominale Werteinheit vollständig ausreicht für Urteile über den lytrischen Wert der Güter. Es war mein Irrtum, was

Wohl hat der Bürger für jede Mark, jeden Dollar und Schilling ein haarscharf auf der Präzisionswaage abgewogenes Gewicht Gold zu fordern, aber das Quantum Tabak, Bier und Wurst, das er für die Mark auf dem Markte erwerben kann, das mißt ihm die Emissionsbank nicht einmal auf der Viehwaage zu. Und es ist doch der Tabak-, das Bier, die Wurst, es ist das Tauschverhältnis des Geldes zu den Waren, das den Bürger interessiert. Das Gold! Was geht den Bürger das Metall an? Es sind doch nicht alle Goldschmiede, nicht alle haben vor, den Erlös ihrer Produkte in Form einer Goldkette nach Hause zu bringen. Warum hat sich der Bürger für die Goldwährung entschieden? Doch nur, weil er mit der Goldwährung 15 mal weniger Metall zu schleppen brauchte als mit der Silberwährung. Möglichst wenig Metallballast und sonst genau so viel Ware, wie man selbst für das Geld gegeben hat – das fordert der Bürger.

der Irrtum fast aller ist; ich glaubte, Werturteile kämen nur zustande, wenn Güter mit Gütern verglichen werden. Wie einfach und anschaulich würde dadurch der ganze Vorgang! Wenn aber einmal diese Art der Beurteilung eingebürgert ist, dann ist es unnötig, Gut mit Gut zu vergleichen; dann können Werturteile über ein Gut abgegeben werden unter Benutzung der nominalen nur historisch definierten Werteinheit. Wer da bezweifelt, ob das wahr ist, den verweise ich auf die geschichtliche Entwicklung des lytrischen Verkehrs; solche Erscheinungen wie das echte Papiergeld sind wirklich; sie sind aber nur unter der Annahme nomineller Werteinheit möglich; also ist die Nominalität der Werteinheit ebenso erfahrungsmäßig gefestigt wie die Tatsachen der lytrischen Rechtsgeschichte“. Staatliche Theorie des Geldes, S. 14 (Verlag Duncker & Humblot, Leipzig 1905). Ich glaube, Knapp ist über den Widerstand in seinem Innersten voreilig hinweggeschritten, denn er, der keine Preise, keine Waren kennt, der es fertigbringt, eine staatliche Theorie des Geldes zu bringen, ohne, wie es scheint, überhaupt an Waren, Preise, Tauschmittel, Arbeitsteilung zu denken, der in dem Geld, einschließlich dem echten Papiergeld, kein Gut, keine Ware erblickt, kann unmöglich ein Urteil haben über den lytrischen Wert der Güter (falls darunter Tauschverhältnis der Waren gemeint ist, etwas anderes kann es aber nicht sein; denn es gibt kein anderes Verhältnis der Waren untereinander).

Nur wer das Tauschverhältnis des Geldes zu den Waren, also Preise, kennt, hat ein Urteil über den lytrischen Wert der Güter. Die Erscheinung des echten Papiergeldes widerspricht nicht der Behauptung, daß Waren nur mit Waren verglichen werden können, sondern bekräftigt diesen Satz, denn das echte, an kein Metall noch besondere Ware gebundene Papiergeld vereinigt in sich alle Merkmale der Ware trotz seinem Papierstoff. (S. Gesell: Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsvertrag, Artikel: Warum man aus Papier Geld machen kann...]

Solange die Banken Noten nach dem privatwirtschaftlichen Bedarf der Hausse-Interessenten ausgeben, steigen die Preise aller freien Waren. Doch nicht alle Waren sind frei, nicht alle Preise paßen sich den Marktverhältnissen an.

Die Briefmarken z. B. machen die Hausse nicht mit, weil ihr Preis (d.h. das Porto) durch Gesetze geregelt ist. Seit 80 Jahren bezahlt man 10 Pfg. für einen Brief, und wie viele Hochkonjunktoren haben wir seit 30 Jahren gehabt? Überhaupt fast alles, was der Staat verschleißt – Telegramme, Frachten, Justiz, Religion, Sicherheit, Unterricht usw. – muß den Emissionsbanken den Tanz versagen. Tarife, Steuern, Zölle sind durch Gesetz und Verträge festgenagelt.

Wie behilft sich nun der Staat, wenn die Emissionsbanken die Warenpreise hochtreiben?

Der Staat erhält das gleiche Quantum Geld für seine Leistungen, während alles, was er kauft, mit Ausnahme der Beamtenarbeit, im Preise steigt. Der Proviant für das Heer, die Kohlen für Marine, Eisenbahnen, die Steine für öffentliche Bauten usw. muß der Staat 10–20–30% teurer bezahlen. Die Einnahmen bleiben unverändert (mit Ausnahme der Einkommen- und Konsumsteuern und der Bruttoeinnahmen aus dem bei jeder Hochkonjunktur wachsenden Eisenbahnverkehr), die Ausgaben wachsen. Resultat: ein Defizit, eine Anleihe, während doch gerade der Staat als Produzent und Schuldner großen Gewinn aus der Hochkonjunktur ziehen sollte.

—

Mit dem Bankrott der Währung (nichts anderes bedeuten die Preisaufschläge und Teuerungszulagen) geht ausnahmslos eine bedeutende Anspannung sämtlicher Produktionskräfte Hand in Hand. Sowie es heißt, daß die Preise anziehen, daß eine neue Hochkonjunktur im Anzuge sei, suchen alle Kaufleute und Unternehmer sich durch Lieferungsverträge auf Monate und Jahre hinaus mit Waren zu decken. Denn sie fürchten, dem Wettbewerb beim Verkauf der Waren zu unterliegen, wenn sie zu den erwarteten künftigen hohen Preisen kaufen müßten. Außerdem wären sie nicht sicher, überhaupt Ware zu erhalten, denn alle Kaufleute samt und sonders treibt die Selbsterhaltungspflicht, sich zu decken, d. h. mehr als gewöhnlich zu kaufen. Und wo soll dieses Mehr herkommen?

Während der letzten Hochkonjunktur waren die meisten Fabriken auf Monate, in manchen Zweigen, z. B. der Textilindustrie, auf Jahre hinaus verschlossen, d. h. sie nahmen keine Aufträge mehr an.

Beim Fabrikanten häufen sich infolge dieser Deckungskäufe die Bestellungen, und in der Meinung, er habe es mit einer dauernden Erscheinung zu tun, sucht er seine Fabrikanlagen zu erweitern, d. h. der wachsenden Nachfrage anzupassen. Es wird mit Überstunden gearbeitet, die gesamte Arbeiterreserve wird herangezogen, um den Stoff zu der immer wachsenden Nachfrage zu liefern.

Es kommt hinzu, daß man sich vor der der Hausse entsprechenden Verbilligung (Entwertung) des Geldes (weniger Ware für dasselbe Geld) nur dadurch schützen kann, daß man sich des Geldes entledigt, und zwar nicht durch Verleihen, durch Ankauf von festverzinslichen Papieren, von Pfandbriefen, sondern durch Ankauf von Dingen, die an sich kein Geld sind und auch nicht auf Geld lauten, also Waren, Grundstücke, Industrieaktien (keine Bankaktien), Häuser, Land usw. Wer das nicht tut, sondern sein Geld zur Sparkasse, zur Bank bringt, wer Pfandbriefe, Obligationen, Staatsanleihen, Wechsel usw. kauft, verliert einen der Hausse entsprechenden Teil seines Vermögens. Gewiß, er erhält sein Geld auf Heller und Pfennig zurück, für die nicht fest verzinslichen Papiere sogar erhöhten Zinsfuß, und die Sicherheit der Anlage wächst auch. Nominell verliert er keinen Heller, aber materiell, an der sogenannten Kaufkraft des Geldes. In diese Kaufkraft haben sich die Banknoten (und die mit diesen stets zusammen sich vermehrenden Privattauschmittel) geteilt und ihr 10–20–30% geraubt.

Das führt dann notwendigerweise dahin, daß alle, die sonst ihr Geld verliehen, sei es durch Ankauf von Pfandbriefen, von Wechseln oder Staatspapieren, sei es in Form eines Sparkassen- oder Scheckbuches, jetzt lieber selber Dinge kaufen, die die Hausse direkt mitmachen. Eine Menge dem Handel völlig fremder Personen werde so der Börse oder dem Markte zugeführt, die alles kaufe, was man ihr anbietet. Dies bedeutet eine Ausschaltung von Zwischenhändlern, eine beschleunigte Geldzirkulation, eine vermehrte Nachfrage und steigende Preise. Dauert die Hausse an, so beweist dann schon die Erfahrung, daß jeder, der heute kauft, einen Vorsprung über den hat, der sich die Sache noch mal überlegt und erst morgen kauft. An Stelle der schwerfälligen Bedächtigkeit, die sonst eine Eigentümlichkeit des Geldbesitzers ist, tritt die Hast. Eilfertig wird dem Makler Auftrag gegeben, das Sparkassenbuch, die Wechsel, die festverzinslichen Papiere zu veräußern und dafür Dinge zu kaufen, die auf der anderen Schale der Waage liegen und die hoch gehen, wenn die Geldschale fällt (Ware, Häuser, Industrieaktien). Die Umlaufs-

geschwindigkeit des Geldes wächst im Verhältnis zu dieser Eilfertigkeit (oder verminderten Bedächtigkeit), und da das Angebot des Geldes und somit das Tauschverhältnis zwischen Waren und Geld sehr wesentlich durch die Schnelligkeit des Geldumlaufs beeinflusst wird, so steigen jetzt die Preise weit über die durch die Noten der Emissionsbanken erweiterten Grenzen.

Den Anstoß zur Hausse mag die vermehrte Goldproduktion geben. Die anziehenden Preise erwecken spekulative Kauflust, eine privatwirtschaftliche Nachfrage nach Geld. Dieser Nachfrage kommen die Emissionsbanken durch vermehrte Notenausgabe entgegen. Die Privattauschmittel (Wechsel) gewinnen an Kredit, weil die Hausse die Schuldner allgemein begünstigt. Sie vermehren sich parallel zur Hausse und zur Ausgabe von Banknoten. Die nun ganz ausgesprochene Hausse verkürzt die Umlaufzeit des Geldes.

Und ist diese Preissteigerung für alle, die an die deutsche Reichswährung glauben, für alle, die mit dem festen inneren Werte der Mark d. R.W. aufgezogen

wurden, nicht ein einwandsfreier, schlagender Beweis, daß das Angebot von Waren zu gering ist, daß die Produktion vermehrt werden, daß man mit Überstunden arbeiten, daß man den Betrieb erweitern soll? Man spricht von Überspekulation, aber woran soll sich denn der Unternehmer für die Abschätzung des Bedarfes an seinen Waren halten, wenn nicht an die Preise? Wem kommt es denn in den Sinn, anzunehmen, daß die Preissteigerung nur das äußere Zeichen des inneren Bankrotts der Emissionsbankpolitik und der Währung ist? Hans Biedermeier würde solchen Verdacht einfach für eine Sünde, ein Verbrechen halten. Wer darf es annehmen, daß die Preistreiberei keinem wachsenden Konsum, sondern einer Währungspuscherei zuzuschreiben ist, und daß infolgedessen gar kein Anlaß vorliegt, sich für eine Fortdauer der großen Nachfrage, durch Erweiterung der Fabrikanlagen einzurichten? [Man bezeichnet es als einen Geniestreich des Direktors der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft Berlin, daß er zur Zeit der großen Hausse 1899/1900 die Anlagen nicht, wie es seine Konkurrenten taten, durch Neubauten erweiterte, sondern durch Einführung der dreifachen Schicht (3x8 Stunden) die stürmisch wachsende Nachfrage zu befriedigen wußte. Der Direktor wußte, daß es sich nur um eine Eintagsfliege, um eine gewöhnliche Währungspuscherei handelte.]

Nur wenige sind es, die solchen Verdacht hegen, nur wenige sind es, die die große Nachfrage auf die verschwenderische Notenausgabe zurückführen, nur wenige sind es, die sich vor der Katastrophe zu retten wissen, die bald genug hereinbricht.

Wenn die Preise sinken

Das Geld ist kein lebloser Gegenstand wie etwa die goldene Kette, die den Leib des Metzgermeisters schmückt. Das Geld ist auch nicht das passive Ding, das die Währungsliteratur aus ihm machen möchte (s. Knapp). Das Geld hat Kräfte, ungeheure, merkamotorische Kräfte (Verschleißkräfte), die, je nachdem sie gefesselt oder nutzbar gemacht werden, ein Land, eine Welt, ein Zeitalter zu ungeahnter Blüte oder in den Abgrund treiben können. Von der Verfassung des Geldes hängt es ab, ob die Mutter aller Kultur, die Arbeitsteilung, lebt oder stirbt.

Der Arbeiter singt zwar sein billiges Liedchen:
Alle Räder stehen still,
wenn mein starker Arm es will.

Aber vorläufig ist das noch Zukunftsmusik. Diese Macht, die Räder zum Stillstand zu zwingen, hat heute nur einer im Lande, und das ist die Emissionsbank.

Nachdem die Emissionsbank die allgemeine Preistreiberei mit ihren Noten genährt und damit die Produktionskräfte aufs äußerste angespannt hat, nachdem sie beobachten konnte, daß alle Unternehmer, auf die Dauer der Verhältnisse rechnend und die Hausse als einen Beweis des Warenmangels ansehend, ihre Betriebe erweiterten und Unsummen für neue, größere Maschinen verausgabten, erinnert sie sich plötzlich wieder ihrer Pflichten als Hüterin der Goldwährung.

Sie sieht, wie die Münzen zur Goldschmiede wandern, oder falls es sich um eine nationale Hausse handelt, wie die Banknoten zur Quelle zurückwandern und das Gold die Grenzen überschreitet. Sie sieht jetzt an den Folgen der Hausse, daß sie zu weit gegangen war mit der Notenausgabe. *Nicht an der Wirkung (der Hausse), sondern erst spät, zu spät, an der Rückwirkung (dem Goldexport) erkennt sie ihren Fehltritt.* Die Emissionsbank kümmert sich nicht um die Warenpreise, darum nimmt sie auch die direkte Wirkung ihrer Streiche gar nicht gewahr. Sie erkennt die Gefahr der Notenüberschwemmung immer erst dann, wenn die Dämme durchbrochen sind. Dann erst wird sie sich bewußt, daß sie zu weit mit der Notenausgabe gegangen ist. Dann aber greift sie um so größer zu und mit dem größten Gleichmut, als ob weiter gar nichts daran läge, wie jemand, der die Folgen seiner Missetaten nicht am eigenen Leibe zu spüren braucht, wie ein unverantwort-

liches Kind, entzieht sie nun wieder ihre Noten dem Verkehr, gerade in dem Moment, wo die Banknoten einen vernünftigen Zweck hätten (Erleichterung der Hochkonjunktur-Liquidation).

Aber das Geld hat den Charakter des Wolfes, es hat nur Mut, wenn es massenhaft, im Rudel auftreten kann. Sieht es die eigenen Reihen aus irgend einem Grunde sich lichten, so weicht es auch bald auf der ganzen Linie, die Furcht vor der Baisse lähmt seine merkamotorische Kraft, und feig' zieht es sich vom Markte zurück.

Unseres Wissens ist es der Bimetallist Emil de Laveleye gewesen, der zuerst auf die höchst eigentümliche, für alle in dem Wertglauben Befangenen völlig unerklärliche Erscheinung aufmerksam machte, daß, wenn man das Geldangebot auf irgend eine Weise, etwa durch den Übergang von der Bimetallie zur Monometallie, verkleinert, der Rest des Geldes dann kaufmännisch unbrauchbar wird und sich in den Banken konzentriert.

Dieses Gesetz, welches wir das Laveleye'sche oder Bimetallistische Gesetz nennen möchten, ist für die Währungstechnik von größter Bedeutung. Es läßt keine Ausnahme zu und wirkt überall gleichmäßig, ob es sich um Goldwährung, Doppelwährung oder Papierwährung handelt. Am sinnfälligsten war das Wirken dieses Laveleye'schen Gesetzes vor einigen Jahren in Argentinien zu beobachten. Hier hatte man beschlossen, einen Teil der Staatseinnahmen dazu zu benutzen, jährlich einen größeren Betrag des umlaufenden Papiergeldes einzuziehen und zu verbrennen mit der ausgesprochenen Absicht, auf diese Weise die Preise zu drücken, damit alles recht billig werden sollte! Das Resultat war, daß im Jahre 1899 zwei volle Drittel der gesamten Emission von 300 Millionen (also 200 Millionen) in den Banken brachlagen und zu einem nie gesehenen niedrigen Zinsfuß zu haben waren. Niemand konnte das Geld kaufmännisch anwenden, wer es wagte, hatte regelmäßig Verluste. Mit Ausnahme der wenigen, die das Laveleye'sche Gesetz kannten, wußte niemand die Erscheinung zu deuten. Als man im Jahre 1900 mit dem Verbrennen des Papiergeldes aufhörte, verschwanden auch sofort die Millionen aus den Banken und ergossen sich auf den Markt. Und den Beweis, daß jene 200 Millionen nicht etwa überschüssig waren, liefert der Umstand, daß man seitdem, also in acht Jahren, den alten Bestand an Papiergeld fast verdoppelt hat, ohne daß von einem Überschuß die Rede sein kann.

Die Erklärung, warum das Geld bei eintretender Baisse sich zurückzieht, haben wir mit der nötigen Ausführlichkeit im ersten Teil dieser Schrift gegeben. Jetzt wollen wir die Folgen dieser neuen Wendung der Emissionspolitik der Reichsbank uns näher ansehen.

Wenn die Preise fallen, so weint der Schuldner, und es lacht der Gläubiger. Der Schuldner muß bei fallenden Preisen eine größere Masse Güter von seinem Aktivum opfern, um den Zins seiner Schulden (Passivum) aufzubringen. Und diese größere Masse fließt in die Taschen der Gläubiger. Die Waren werden billig,

jauchzt der Gläubiger. Die Schuld wird drückend, flucht sein Schuldner. So gleichen sich die Interessen wieder aus, die durch die vorhergehende Hausse verschoben wurden, beschwichtigt die Emissionsbank.

Dieser Ausgleich findet allerdings oft statt, aber er bildet doch nicht derart die Regel, daß man vom Standpunkt der Gerechtigkeit gleichgültig dem Auf- und Abwogen der Preise zusehen könnte. Viele, sehr viele Gläubiger werden durch die Hausse ruiniert und zu Schuldnern degradiert. Für diese bedeutet die nachfolgende Baisse keine Rehabilitation, sondern im Gegenteil einen neuen Keulenschlag auf den Kopf.

Und umgekehrt: Mancher Schuldner wird durch die Hausse in den Rentnerstand gehoben, der dann als solcher von der Baisse neue Vorteile gewinnt.

Die Kaufleute merken, daß sie bei einem weiteren Preisrückgang dem Bankrott entgegentreiben und zweifeln an ihrer Zahlungsfähigkeit. Um diese festzustellen, machen sie eine Inventur:

Bestand	Einstands- preis	Kosten	jetziger Preis	Inventurwert
1000 Kilo Garn	10	10000	8	8000
100 Tonnen Tau	500	50000	400	40000
50 Faß Heringe	60	3000	45	2250
500 Sack Mehl	20	10000	25 ¹⁾	12500
20000 Kilo Speck	1	20000	1,10 ¹⁾	21000
100 Fuhren Holz	20	2000	22 ¹⁾	2200
2000 Tonnen Eisen	30	60000	23	46000
200 Ballen Tuch	200	40000	150	30000
50 Kisten Schuhe	150	7500	120	6000
60 Tonnen Nägel	50	3000	40	2600
Einstandspreis:		205500		170550
Inventarpreis		170550		
Verlust	Mk.	34950	= 20% des Kapitals	

[Es ist durchaus nicht nötig, daß alle Preise fallen, um von einer allgemeinen Baisse sprechen zu können. Im obigen Beispiel sind die drei mit ¹⁾ versehenen Artikel gestiegen, doch im Durchschnitt fielen die Preise um 34 000 Mk.]

Verteilt sich die Baisse, die in unserem Beispiel 20% des Warenlagers beträgt, auf eine längere Zeitspanne, so fällt der Verlust auf alle während der Baisse ein- und ausgehenden Waren, nicht auf die Waren allein, die bei der Inventur gerade auf Lager waren. Statt 20% auf einmal zu verlieren, verliert er vielleicht zehnmal nacheinander 2%. Das Resultat ist dasselbe.

Ein Verlust von 20% des Aktivums bedeutet aber bei der heutigen ausgedehnten Kreditwirtschaft in sehr vielen Fällen einfach den Verlust des Eigenkapitals, d. h. den Bankrott.

Vor der Baisse			
Aktivum, Waren		100 000	
Kreditverkauf		<u>50 000</u>	
		150 000	
Passivum		<u>120 000</u>	
Kapital		30 000	
Nach der Baisse			
Abschreibung 20% der Waren		20 000	
20% Delcredere auf 50 000 Außen-			
stände		<u>10 000</u>	<u>30 000</u>
Kapital			000

Es ist nämlich zu beachten, daß die Sicherheit der Außenstände (Kreditverkäufe) bei einer Baisse gleich zweifelhaft wird und daß jeder gewissenhafte Kaufmann beim Umkippen der Hausse in Baisse einen der Baisse proportionalen Abstrich von seinen Forderungen machen wird, so oben 10 000 von 50 000.

Gehen nun die Preise noch weiter herunter, so muß in unserem Beispiel der Kaufmann seine Zahlungsunfähigkeit anmelden.

Und es ist durchaus nicht unmöglich, daß, wenn die Preise um 20% gefallen sind, sie nicht noch weiter zurückgehen können. Denn die Emissionsbanken verstehen es heute, ordentliche Differenzen zu erzeugen. (Der Abstand zwischen Hoch- und Tiefstand der Preise scheint immer größer zu werden, je mehr das Bankwesen ausgebildet wird.) Wenn die Preise steigen, so werfen die Emissionsbanken (wie alle anderen Geldinstitute) ihr ganzes Kapital auf den Markt und beuten das Emissionsrecht voll aus. Und wenn die Preise dann fallen, dann haben sie nichts in Händen, um der Baisse entgegenzuarbeiten, vielfach geschieht es auch, daß sie bei der Krise, auf ihre eigene Sicherheit bedacht, ihre Mittel dem Verkehr entziehen.

—

Nicht alle Preise machen die Baisse mit, sonst würden nur die Gläubiger und Schuldner lachen und weinen, und auch nur in dem Maße, wie sie Gläubiger und Schuldner sind. Die Preise, die die Hausse nicht mitmachten, rühren sich auch nicht bei der Baisse. Die Tarife der Staatsleistungen kümmern sich so wenig wie die Emissionsbank um die Marktpreise. Ob der Weizen, der Spiritus, die Kohle

100 oder 200 kostet, ist dem Staate einerlei, er berechnet immer denselben Frachtsatz. Und so kommt es, daß die Fracht, die bei der Hausse etwa nur 5001, des Preises ausmachte, jetzt bei der Baisse 60–70% beträgt. Auch die Löhne gehen nicht sofort herunter. Die Arbeiter streiken eher lieber, als daß sie sich einen Lohnabzug gefallen lassen. Zwar geht ja der Lohn mit der Zeit auch herunter, aber in der Zwischenzeit muß der Unternehmer einen Lohn bewilligen, der nicht dem erzielbaren Verkaufspreis des Produktes entspricht – oder aber den Betrieb einstellen.

Dieses Benehmen der Arbeiter ist ein Produkt der heute vorherrschenden Lohntheorie, laut welcher die Lohnhöhe weniger ein Produkt der Marktverhältnisse als ein solches der sog. Lohnkämpfe sein soll. Darum sucht der Arbeiter zu kämpfen, d. h. zu streiken und zu hungern. Doch endet in der Regel dieser sonderbare Kampf (Hungerkunst) mit ganz prosaischem Handeln und Feilschen. Im Grunde ist dieser sogenannten Lohnkampf nichts mehr als ganz gewöhnlicher Kuhhandel, und das Resultat des selbstmörderischen Kampfes hängt viel mehr von den Marktverhältnissen resp. den Emissionsbanken ab, als von der Fähigkeit der Arbeiter, dem Hunger zu widerstehen.

Auch die Steuern, sowohl die Staats- wie die Gemeindesteuern, bleiben unverändert, der Steuerbeamte kümmert sich nicht um die Preise der Produkte.

Die Pacht oder Miete für das Grundstück und Gebäude wird von jedem vorsichtigen Unternehmer regelmäßig auf längere Zeit kontraktlich abgeschlossen. Gehen nun die Preise herunter, so müßten auch Pacht und Miete heruntergehen, damit das Gleichgewicht zwischen Erlös und Kosten erhalten wird. Aber was kümmert den Besitzer die Sorge seines Pächters. Er besteht auf seinem Schein und tröstet höchstens den Pächter mit der Aussicht, die ja die Erfahrung wahrscheinlich macht, daß, wenn sich die Baisse ausgetobt, die Zeit für eine neue Hausse kommen wird.

—

Es ist die Regel, daß fast alle Unternehmer, ähnlich wie die Kaufleute, mit fremdem Geld arbeiten. Sie stecken fast alle bis tief an den Hals in Wechselschulden, Obligationenschulden, Kommanditschulden, Hypothekenschulden usw. – und alle diese Schulden sind Geldschulden. Hat der Unternehmer für Zins und Tilgung jährlich 10 000 Mk. zu zahlen, so bleibt die Summe gleich, wenn durch Rückgang der Preise der Erlös der Produkte von 100 000 etwa auf 80 000 zurückgeht. Die Gläubiger kümmern sich da nicht um die Warenpreise, sie verlangen ihr Geld zurück auf Heller und Pfennig, den vollen nominellen Betrag. Und wer wird ihnen solches übel-

nehmen, nachdem sie unter der vorangegangenen Hausse schwer gelitten hatten?

Das Produkt des Unternehmens sei

1000 Ballen Zeug zu 100 gleich 100 000

Produktionskosten:

Pacht oder Miete 5 000

Frachten 5 000

Steuern 1 000

Zinsen 9 000

von den Konjunkturen unberührte Produktionskosten 20 000 20 000

bleiben dem Unternehmer 80 000

um die Arbeiter und das Rohmaterial zu bezahlen und für den eigenen Lohn (Unternehmergewinn)

Geht nun der Erlös der 1 000 Ballen durch einen Preisfall von etwa 25% von 100 000 auf 75 000 zurück, so bleiben für Rohstoffe, Löhne und Gewinn nur 55 000 zurück (nämlich 75 000 - 20 000), da ja die oben genannten Unkosten von den Konjunkturen unberührt bleiben. Rechnen wir, daß Löhne und Rohstoff gleichfalls 25% im Preise zurückgehen (was aber nicht für die Löhne sofort zutrifft), so hätte der Unternehmer hierfür $80\ 000 \times 0,75 = 60\ 000$ zu zahlen.

So stellt sich dann die Bilanz wie folgt:

Von den Konjunkturen unberührte Produktionskosten 20 000

Rohstoff und Löhne nach 25% Konkurrenterrabatt 60 000

Kosten 80 000

1000 Ballen zu 100 mit gleichem Konkurrenterrabatt (25%) 75 000

Verlust 5 000

Dieser Verlust rührt direkt von den Produktionskosten her; er hat nichts zu tun mit dem Inventurverlust, den derselbe Unternehmer dadurch erleidet, daß er wie der Kaufmann von seinem Lager an Rohstoffen, Halb- und Fertigprodukten einen der Baisse entsprechenden Abstrich machen muß.

Bei der Inventur hat der Unternehmer nach gesetzlicher Vorschrift nicht den Kostenpreis (den Preis, den er bezahlt hat) anzurechnen, sondern den Marktpreis, d. h. den Preis, den er am Tage der Inventur anlegen müßte, um sich in den Besitz der Inventurstücke zu setzen.

Eigentlich müßte dieser Abstrich sogar auf das sonstige Kapital (Häuser, Maschinen, Schiffe) ausgedehnt werden, was man nur darum nicht tut, weil man weiß, daß die Baisse ja doch wieder von einer Hausse abgelöst wird.

Aber alle diese Verluste der Schuldner zugunsten der Gläubiger, die viele Milliarden für ein Gebiet, wie etwa das der Reichsbanknote, betragen, erscheinen unbedeutend gegenüber den Verlusten, die das Volk als Ganzes, Gläubiger und Schuldner einbegriffen, dadurch erleidet, daß die Baisse den Handel, die kaufmännische Umlage des Geldes unmöglich macht und damit die Entwicklung der Industrie lähmt. Die Verluste, die die Schuldner durch die Baisse erleiden, existieren für das Ganze nicht, denn das Geld der Schuldner fließt in die Taschen ihrer Gläubiger. Wird der Schuldner mager, so wird dafür der Gläubiger um so fetter; das Gesamtgewicht der Bürger bleibt unverändert. Wenn sich aber der Kapitalist auf dem Markte umsieht nach einer Neuanlage der bei ihm eingegangenen Gelder (Dividenden, bezahlte Wechsel, verkaufte Waren, zurückgezahlte Hypotheken usw., usw.) und ihm dann in Gestalt der Baisse überall nur Verluste entgegenstarren, wenn der Kapitalist sich sagt, daß er bei der andauernden Baisse gescheitert handelt, wenn er den beabsichtigten Neubau, die Gründung der Fabrik, die Erweiterung der Maschinenanlage usw., usw. auf morgen verschiebt, weil er doch morgen billiger als heute kaufen, bauen, gründen kann, so entstehen nicht einfache Verschiebungen im Soll und Haben der Bürger, sondern reale Verluste für das Volksganze. Denn die Arbeiter, die das Geld des Kapitalisten sonst beschäftigt hätte, sie feiern, und das Nationalvermögen verliert die Produkte dieser Arbeiter.

Es ist keine Nachfrage da für die Arbeiter, heißt es dann im Rate der Stadtverordneten. Augenblicklich (November 1908) liegen in den Berliner Banken große Geldmassen unbeschäftigt, während sich die Stadtverordneten mit der Frage der Arbeitslosigkeit befassen. Es wurde in der Hochkonjunktur zu viel gearbeitet. Es war eine Überspekulation, die von der Profitsucht der Unternehmer, von der Geldgier der Arbeiter herrührte!

Warum arbeiteten die Proletarier mit Überstunden. Sie mußten doch wissen, daß die Arbeit nachher fehlen würde. Wie vom Weizen, so gibt es auch von der Arbeit einen Vorrat. Ist der Vorrat aufgezehrt, so ist keine Arbeit mehr da. Mit solchem Unsinn erklärt man die Arbeitslosigkeit.

Die Nachfrage nach Arbeit und Ware ist nichts anderes als ein kaufmännisches Rechenexempel. Steht der erwartete Gelderlös des Produktes über dem Einstandspreis, so fehlt es nie an Nachfrage – mögen die Preise noch so hoch stehen, möge die Produktion noch so großen Umfang haben. Solange die Preise fest sind oder steigen, ist die Nachfrage nach Ware und Arbeit nicht zu sättigen, denn immer wird in solchen Fällen der Handel einen Überschuß abwerfen, und dieser Überschuß ist immer die *einzig* Voraussetzung der Nachfrage, des kaufmännischen Geldangebots.

Gehen dagegen die Preise abwärts und fällt dadurch der Erlös regelmäßig unter den Kostenpreis (Einstandspreis der Kaufleute, Produktionskosten der Unternehmer), so wird die Nachfrage nach Arbeitern weggefegt, und mögen die Arbeiter hungern, es wird sie niemand beschäftigen können. Wer es versucht, der macht Bankrott.

Die Bedürfnisse der Arbeiter nach Arbeit und Brot sind eine natürliche Lebensäußerung, die Nachfrage dagegen ein kaltblütiges kaufmännisches Rechenexempel.

Bei einer allgemeinen Baisse ist es materiell unmöglich, Geld gewinnbringend anzulegen. Wo der Kaufmann oder der Unternehmer den Fuß hinstellt, sinkt er ein. Spottbillig werden die Waren angeboten; die Arbeiter gehen mit ihren Forderungen herunter, doch niemand kann sie beschäftigen. Für den Kaufmann existiert billig und teuer ja gar nicht; er hat es auf die Differenz, den Unterschied zwischen Einstand und Erlös abgesehen. Dieser Unterschied allein interessiert ihn. Darum übt ein Herabgehen der Preise, ein Nachlassen in den Lohnforderungen der Arbeiter gar keinen verlockenden Einfluß auf ihn. Im Gegenteil, die bescheidene Haltung der Arbeiter macht ihn stutzig, das Zurückgehen der Preise schreckt ihn ab. Weiß er doch, daß, wenn er billig kauft, seine Konkurrenten auch billig kaufen und daß darum das Billigerwerden kein Vorteil (vom Standpunkt seines Warenlagers im Gegenteil ein Nachteil) für ihn ist. Was ihn interessiert, ist das Verhältnis des Verkaufspreises zum Einstandspreis, und er berechnet, daß bei der bestehenden Arbeitslosigkeit die Masse des Volkes nicht das Geld haben wird, um den Bedarf an Waren in Kauf resp. Nachfrage zu verwandeln und daß dann die Verkaufspreise wegen ungenügenden Absatzes noch weiter heruntergehen werden.

Was nützt also das Billigerwerden der Waren! So ist also die Kette geschlossen; ein vollkommener *circulus vitiosus*. Die Notenbanken kommen bei der Baisse dem Markte nicht zu Hilfe, ziehen sogar oft noch Kapital und Noten ein und setzen so die Preise weiter herunter.

In Nordamerika geschieht die Notenausgabe so: Die Banken deponieren Titel der Staatsschulden im Schatzamt und können nun bis zu 90% des Betrages dieser Titel Noten ausgeben. Die Zinsen der Titel gehören dem Schatzamt. Bei einer Krise und nachdem sich die Panik gelegt, finden die Kaufleute und Unternehmer keine Gelegenheit, das Geld nutzbringend anzulegen und bringen es zur Bank zurück. Diese löst damit die deponierten Titel ein, um wenigstens den Zins dieser Titel zu genießen. So geschieht es, daß gerade bei einer Krise, wenn der Geldumlauf so nötig wäre, der Markt von allem Geld entblößt wird. Bei einer Hausse, wenn die Differenzen wachsen und der Zinsfuß steigt, die Sicherheit wächst, dann haben die

Banken ein Interesse, den Geldumlauf zu vermehren, um den Unterschied zwischen dem Zinsfuß und dem Zins der zu deponierenden Titel als Gewinn einzustreichen.

Dieses System, wie gemacht, um Krise und Boom sich regelmäßig abwechseln zu lassen, ist wohl das Wahnsinnigste, was man erfinden konnte.

Der Kapitalist findet keine Gelegenheit zu differenzbringenden Geschäften. Der Arbeiter feiert. Der Kaufmann folgert von der verminderten Arbeitsgelegenheit einen verminderten Warenkonsum und sinkende Verkaufspreise. Er bestellt nichts beim Unternehmer, wodurch neue Arbeiterentlassungen notwendig werden usw.

Der verminderte Absatz bedeutet aber wieder Betriebsverluste für den Kaufmann und Unternehmer, und diese Betriebsverluste zusammen mit den schon beschriebenen Inventarverlusten führen schließlich dahin, daß viele Kaufleute Ausverkäufe veranstalten, nur um sich das Geld für fällige Zahlungen zu verschaffen. Das verschärft dann auch wieder die Baisse. Schließlich stellt sich die Zahlungsunfähigkeit ein mit gerichtlichen Zwangsverkäufen.

Aber auch hier, unter dem Stuhle des Auktionators, gelangt der Stein noch nicht zur Ruhe, den die Emissionsbank mit ihrer sinnlosen Emissionspolitik ins Rollen gebracht hat.

Die häufiger werdenden Zahlungseinstellungen haben zur unausbleiblichen Folge, daß der Kredit eingeschränkt wird und daß ein großer Teil der Waren, die bis dahin mit Privattauschmitteln (Wechsel, Stundung usw.) ausgetauscht wurden, jetzt nur noch gegen Bargeld angeboten werden – gerade zu einer Zeit, wo die Emissionsbanken das Geld in den Ofen werfen und die Kapitalisten aus Furcht vor Verlusten das Geld in Kellern verbergen.

Diese neue und große Verschiebung in dem Verhältnis zwischen Geld und Ware hat wieder eine neue Baisse zur Folge.

Und wir sind nicht am Ende der Leidensgeschichte. Auch die Staatskassen sollen an den Wunden mitleiden, die die Politik der Emissionsbank dem Handel schlägt, demselben Handel, den sie zu fördern berufen ist.

Geht mit dem Eintritt der Baisse die Möglichkeit verloren, das Geld sicher im Handel und in der Industrie anzulegen, werden von den Kaufleuten die Waren abbestellt, werden die Arbeiter entlassen usw. Wie können da noch den Staatskassen die Millionen zufließen, die ihm sonst die Verkehrs- und Konsumsteuern einbringen?

Wie können die Post, der Telegraph, die Eisenbahnen dieselben Überschüsse abwerfen, wenn die Emissionsbank den Verkehr lahmgelegt hat?

Mit dem Eintritt der Baisse fallen alle Konsumsteuern entsprechend der verminderten Arbeitsgelegenheit und der dadurch herabgesetzten Konsumkraft, fallen alle Einnahmen aus den Getreidezöllen, denn der arbeitslose Proletarier ernährt seine Familie mit Kartoffeln, für Brot hat er kein Geld; fallen die Einnahmen aus den Wechselsteuern, weil die Baisse den Kredit einschränkt und der Wechsel unbrauchbar wird, fallen die Einnahmen aus der Fahrkartensteuer, weil das ganze Volk eine Stufe nach der vierten Klasse herabsinkt; fallen die Einnahmen aus den Eisenbahn-, Postbetriebsüberschüssen, weil bei der Baisse der Warentransport stockt, fallen die Einnahmen aus der Einkommensteuer, weil die Baisse allgemeine Bettelei, keinen Reichtum erzeugt, fallen die Einnahmen aus der Erbschaftssteuer, weil das Nationalvermögen, in Mark ausgedrückt, entsprechend zur Baisse gefallen ist und weil dieses Nationalvermögen durch die Arbeitslosigkeit reale Verluste erfährt.

Und Hand in Hand mit den verminderten Einnahmen wachsen bei der Baisse eine Reihe von Staatsausgaben. Wenn die Preise fallen, so steigt die Zahl der Verbrechen, und aus leicht erklärlichen Gründen, denn auch der rechtlich denkende Mann, der keine Arbeit findet und dessen Kinder nach Brot schreien, geht auf die Landstraße und überfällt den ersten besten, der ihm begegnet. Für ihn muß dann der Staat die Strafanstalt erweitern. Dann geht auch das Weib des Zuchthäuslers an Entbehungen zugrunde, wird in Spitälern auf Staatskosten gepflegt und wird auf Staatskosten begraben. (Die Spitäler bevölkern sich im gleichen Maße, wie die Preise fallen.) Und für die Kinder werden die Waisenhäuser erweitert.

So kann man in der letzten schroffsten Folgerung sagen, daß die Emissionsbank mit ihrer Politik die Kirchhöfe, die Kranken-, Waisen- und Zuchthäuser bevölkert.

Wir wollen hier das Sündenregister der Emissionsbanken schließen. Es sind genug der Sünden aufgezählt, um sich ein Urteil erlauben zu können.

Die Emissionsbanken haben sich bei der Notenausgabe niemals um die Warenpreise gekümmert, obschon sie die Aufgabe übernommen haben, mit ihrem Kapital und mit Hilfe des Notenprivilegs die Schwankungen des Marktes im Bedarf an Tauschmitteln auszugleichen. Sie haben Geld (Tauschmittel) ausgegeben, wenn die steigenden Preise einen Überschuß an Geld anzeigten, und haben Geld eingezogen, wenn die Preise fielen. Sie haben regelmäßig wie jedes andere Privatkapital Dividenden verteilt (die Reichsbankaktien stehen

beträchtlich über Pari), was für eine Emissionsbank, die ihre Aufgabe erfüllt, einfach unmöglich wäre. So hätte z. B. die Reichsbank etwa vom Jahre 1904/5 bis 1907 auf das Notenprivileg vollkommen verzichten, alle Noten verbrennen und noch ihr eigenes Kapital zurückziehen müssen, wenn sie der damals einsetzenden Hausse einen Damm hätte entgegenstellen wollen. Aber sie dachte nicht daran, nur eine einzige Note den Waren und ihren Preisen zu opfern.

Und weil sie bei der Hausse nicht auf das Privileg der Notenausgabe und auf Dividenden verzichtete, darum konnte sie auch bei einsetzender Baisse dem Handel nicht zu Hilfe eilen.

Ihre regulierende Wirkung ist schlechter als Null, denn regulieren, ausgleichen, heißt für eine Notenbank, dem Markte den Überschuß an Geld entziehen und auf Zins verzichtend vergraben, um es dann dem Markte zuzuführen, wenn es dort fehlt. Die Notenbanken haben ungefähr die Rolle zu spielen, die den Zweck der Getreidespeicher ausmachten, welche Joseph in Ägypten bauen ließ. Diese Speicher nahmen die Überschüsse auf, um in Notjahren das Fehlende hergeben zu können. Wann aber ist es den Emissionsbanken eingefallen, den Geldüberschuß, der sich in der Hausse offenbart, dem Verkehr zu entziehen?

Die Folge war, daß die Warenpreise auf und ab gegangen sind – genau so, vielfach noch schlimmer als in den Ländern mit der verpönten Papiergeldwirtschaft.

1. Weil die Preise stiegen, wurden die Gläubiger um Milliarden geschädigt, betrogen.
2. Wurden die Unternehmer, die feste Lieferungskontrakte hatten, in den Bankrott getrieben.
3. Wurde den Arbeitern und Beamten der Lebensunterhalt verteuert, während die Lohnbesserungen nur zögernd folgten, bei den Beamten Jahre auf sich warten ließen.
4. Wurde die Spielwut, die Spekulation großgezogen.
5. Wurden alle Preise durcheinandergeworfen, alle Kataloge und Preislisten zu Makulatur, mußten sämtliche Preise täglich neu berechnet werden.
6. Wurde die Bruttoprofitrate auf Kosten der Konsumenten und zu nieman des Vorteil erheblich erhöht.
7. Mußten viele Rentner ihre Ausgaben einschränken, wodurch eine Menge Industriezweige notleidend wurden und Tausende von Bürgern Beruf, Wohnort, Lebensgewohnheiten wechseln mußten.
8. Wurden Millionen von Waren zu Lagerhütern.

9. Mußte der Staat Hunderte von Millionen mehr für Heeresproviand ausgeben.
10. Wurde das Steuerbewilligungsrecht der Volksvertretung zur Illusion (s. unten S. 71).
11. Wurden die Unternehmer veranlaßt, ihre Betriebe zu erweitern; nur um zu spät zu erfahren, daß die gestiegene Nachfrage nur eine Eintagserscheinung, nur ein Schwindelprodukt der Banknoten war.

Die Geschäftswelt hat aber noch nicht Zeit gehabt, sich in all diese neuen Verhältnisse einzuleben, so muß auch schon die Notenbank die Noten einziehen, um die Goldwährung zu schützen. Die allgemeine Baisse, die diesen Einzug begleitet, hat dann zur Folge, daß

1. das Aktivum der Schuldner (Unternehmer, Landwirte, Kaufleute usw.) sich zum Passivum im Verhältnis zum Fortschreiten der Baisse verschiebt, was allein schon eine Menge Zahlungseinstellungen verursacht und Vermögensverschiebungen von vielen Milliarden verursacht,
2. der Geldumlauf unterbrochen, der Handel rechnerisch unmöglich wird, jedes Geschäft Verlust, jedes neue Unternehmen Bankrott verspricht,
3. der Warenabsatz gehemmt, die Arbeiter entlassen, der Konsum vermindert wird, die Löhne sinken,
4. der Kredit eingeschränkt, die Wechsel und sonstigen Geldsurrogate aus dem Handel ausgeschaltet werden, weshalb der ganze Warenaustausch auf das Bargeld fällt, wodurch die Preise noch weiter sinken und neue Zahlungseinstellungen hervorrufen,
5. die Einnahmequellen des Staates spärlicher fließen und das Staatsbudget mit Defizit abschließt,
6. Zuchthäuser, Spitäler, Waisenhäuser und Friedhöfe erweitert werden müssen,
7. Revolten ausbrechen, Attentate verübt werden [Die meisten anarchistischen Attentate, auch Hödels und Nobelings Anschläge, fanden in Baisse-Zeiten statt. Für diese Taten sind die Notenbanken vielleicht eher verantwortlich zumachen als die anarchistische Literatur.], das ganze Volk zur Bettelerei verdammt, in der Kultur die mühsam erklommenen Stufen wieder hinabgestoßen wird.

Währungstechnische Vorschläge für die Sicherung der nationalen und internationalen Währung

Nationale Währungspolitik

Das Geld ist ein Werkzeug des Warenaustausches, in letzter Linie der Arbeitsteilung. Die sachlichen Bedürfnisse dieses Warenaustausches (Handel), nicht die persönlichen Interessen, Wünsche und Begierden der Kaufleute, sollen bestimmen, wie das Geld verwaltet werden muß. Von der höheren Warte der unpersönlichen Volkswirtschaft, nicht aus dem engen Gesichtskreis der Dividende, des Profites, der Differenz heraus soll die öffentliche Verwaltung des Geldes ihre Direktiven nehmen. Der Kaufmann sucht Differenzen, die Volksinteressen verlangen die Beseitigung der Differenzen.

Das Geld wirkt ausschließlich durch den Preis, den es auf dem Markte erzielt. Sieht man von diesem Preis ab, so bleibt nichts übrig. Auf den Preis, den das Geld erzielt, also auf das Tauschverhältnis zwischen Waren und Geld muß sich daher die Aufmerksamkeit der Geldverwaltung konzentrieren.

Das Tauschverhältnis zwischen Waren und Geld (der Preis) wird ausnahmslos durch Nachfrage und Angebot bestimmt. Wird viel Geld angeboten (Nachfrage), so steigt der Preis, d. h., das Tauschverhältnis ändert sich in dem Sinne, daß man mehr Geld für das gleiche Quantum Ware geben muß. Wird wenig Geld angeboten, so fällt der Preis. Wird viel Ware angeboten, so fällt der Preis, wird wenig Ware angeboten, so steigt der Preis. Wenig und viel sind also hier wie überall nur die groben Ausdrücke eines Verhältnisses. Mehr sagt der Preis nicht.

Damit der Handel seine sozialen Aufgaben erfüllen kann, muß der Preis fest bleiben, d. h. das Verhältnis im Angebot zwischen Waren und Geld muß über Ort und Zeit hinweg unverändert bleiben, so daß jeder ideell für eine Mark nach Jahr und Tag so viel an Waren erhält, wie er selber für die Mark an Waren gegeben hat. Weder mehr noch weniger.

Da das Angebot der im Umlauf sich befindenden Geldmassen großen Schwankungen unterworfen ist (s. die Panik in New York), so müssen Vorkehrungen getroffen werden, um diese Schwankungen durch Einzug oder Ausgabe von entsprechenden Geldmengen von Staats wegen auszugleichen, d. h., das bisherige Zuviel und Zuwenig in dem Verhältnis zwischen Geld- und Warenangebot wird beseitigt, indem der Staat das Zuviel im Geldangebot einzieht und das fehlende Zuwenig ersetzt.

Entleert das Publikum die Geldreserven auf den Markt, leeren sich die Bankdepots, die Strohmattentzen, die Strümpfe, die Sparsbüchsen, wird durch eine optimistische Stimmung der Geldumlauf beschleunigt, erzeugt dieselbe Stimmung eine Masse Geldsurrogate, so muß der Staat eine entsprechende Masse an Bargeld dem Verkehr *entziehen*.

Umgekehrt, wenn Pessimismus die rosige Geschäftsstimmung ablöst und das ganze Volk sich auf das Bargeld stürzt wie auf den einzigen Anker, der Grund faßt, um dieses Geld dem Markt und seiner Bestimmung (dem Warenaustausch) zu entziehen und bis auf bessere Zeiten zu verbergen, wenn infolge derselben Stimmung der Kredit und der Gebrauch der Geldsurrogate eingeschränkt wird – dann muß der Staat mit entsprechenden Geldmassen zu Hilfe eilen.

Der Staat muß also die Schwankungen ausgleichen, denen das durch die Stimmung (Nervosität, Spekulation, Hoffnung, Angst und Panik) unterworfen ist.

Das ist die erste und wichtigste Aufgabe des Staates in seinem Verhältnis zum Gelde, und diese Aufgabe überragt so weit alle anderen Maßnahmen, daß sich diese samt und sonders der ersten unterzuordnen haben.

Man könnte einwenden, daß, wenn das Angebot von Geld Schwankungen unterliegt, die Warenproduktion sich diesen Schwankungen anzuschmiegen hat. Wird wenig Geld angeboten, so brauchen die Arbeiter „nur“ wenig Waren zu erzeugen, dann stellt sich das Gleichgewicht von selber her, ohne daß es nötig wird, mehr Geld in den Verkehr zu bringen. Man schließt einfach die Fabriken, entläßt einfach die Arbeiter, unterläßt einfach den beabsichtigten Neubau, läßt einfach die Felder brach liegen usw., und weil dann die Produktion von Waren und dementsprechend auch das Angebot nachläßt, so paßt sich das Angebot von Waren dem verminderten Angebot von Geld an, und die Preise ändern sich dann nicht mehr.

Für die Emissionsbanken hat diese zweite Methode vor allem den Vorzug der Bequemlichkeit. Sie brauchen sich dann um gar nichts zu kümmern. Einerlei, wieviel Geld sie in den Verkehr werfen – das Warenangebot paßt sich dem Geldangebot an. Für die Notenbank ist es viel bequemer, zu sagen: Paßt euch den Geldmassen an, die ich dem Verkehr übergebe, und laßt mich in Ruh', als wenn sie umgekehrt den Bedarf an Geld ermittelt und die Emission diesem Bedarf anpaßt.

Und tatsächlich haben sich ja auch die Emissionsbanken, dem Trägheitsgesetz folgend, regelmäßig für diese bequeme Methode ent-

schlossen. Sie haben immer mit Seelenruhe und verschränkten Armen zuge- schaut, wenn das Volk verzweifelte Anstrengungen machte, um nicht „zu viel“ zu produzieren, wenn die Warenpreise durch Arbeiterentlassungen vor weiteren Einbußen geschätzt wurden. Die gute, die brave Reichsbank nannte diese Arbeiterentlassungen eine Folge der *Überproduktion*, und die hungernden, frierenden Arbeiter, die biederer Jünger *Marx*, die sich um so viel Nebensächliches kümmern, zu dieser währungstechnischen Blasphemie haben sie nichts zu bemerken.

Es ist auch in der Hauptsache dieser Methode zuzuschreiben, warum in Ländern mit Papiergeld die Schwankungen der Preise in der Regel sehr groß sind.

Der Staat wirft hier ein Quantum Papiergeld auf den Markt, und mit diesem ehernen Bestand, dessen Angebot von tausend Umständen beeinflusst wird, muß sich der Handel behelfen. So war z. B. in Argentinien die Emission im Jahre 1894 auf 300 Millionen bemessen, und mit diesen 300 Millionen mußte sich der Handel sechs volle Jahre bis 1900 behelfen. Auf das Wachstum der Bevölkerung, auf die damit steigende Produktion, auf die sich ausdehnende Arbeitsteilung usw. nahm die Regierung keinerlei Rücksicht. Sie machte es genau wie die Reichsbank: Behelft euch mit meinen Emissionen, schränkt die Produktion ein, entläßt die Arbeiter, wenn die Preise sinken. Und sie erzielte damit auch das gleiche Resultat. Die Preise stiegen und fielen, und diesen Schwankungen suchte sich die Produktion anzupassen, indem sie heute die Arbeiter zur Produktion heranzog, um sie morgen wieder zu entlassen. Die Produktion machte genau die gleichen Kapriolen wie in Deutschland. Es war zwar Papiergeld (soft money), kein hartes, sondern potentiell weiches, plastisches Geld, aber die Emissionspolitik war hart und hatte demgemäß auch dieselben Resultate.

In einer 1898 erschienenen Broschüre [Silvio Gesell: La Cuestion monetaria argentina] zeigte ich, daß die Agiotage durchaus keine notwendige Begleiterscheinung der Papierwährung, sondern nur eine Folge der starren, geistlosen Emissionspolitik sei. Als man zwei Jahre später (1900) meinen Vorschlägen entsprechend die Emission dem mit dem Goldkurs gemessenen Geldbedarf anpaßte, verschwand alsbald die Agiotage.

Überproduktion! Es war zu viel produziert worden. Aber das „Zuviel“ deutet auf ein Verhältnis hin und wurde durch den Preisrückgang der Waren offenbart. Es waren also zu viel Waren erzeugt worden im *Verhältnis* zum Angebot des Geldes. Wäre mehr Geld angeboten worden, hätte die Überproduktion auch die Geldfabrikation erfaßt, hätte sich das Geldangebot dem Warenangebot angeschmiegt, so wäre trotz der vermehrten Produktion kein Preisrückgang eingetreten, und wie hätte man in diesem Falle von Über-

produktion reden können? *Gibt es denn für die Überproduktion ein anderes Maß als den Preisrückgang?* Man hat in den letzten Jahren alle Arbeiterreserven herangezogen, mit Überstunden, mit Tag- und Nachtschicht, mit vermehrten und verbesserten Maschinen gearbeitet, doch niemand sprach von Überproduktion. Trotz der lebhaftesten Arbeit stiegen die Preise. Das Wort Überproduktion hörte man dann erst wieder, als das Verhältnis zwischen Waren und Geld sich verschob, als, nachdem Massen von Münzen in die Schmelztiegel und über die Grenze gewandert, die Reichsbank auch noch ihre Noten in den Ofen warf. Überproduktion besteht also immer nur im Verhältnis zum Geldangebot und kann infolgedessen mit gleichem Recht als ein *Unterangebot von Geld* bezeichnet werden.

Die Frage, die zu beantworten ist, ist also die: Soll die Produktion sich dem Gelde oder das Geld sich der Produktion anpassen?

Wer sich fürs erste entscheidet, entscheidet sich für Krise, Bankrott, Defizit, Arbeitslosigkeit, Hunger, Revolte und Attentate. Wer aber den Mut hat, dem millionenstimmigen Beifall, der speziell der Reichsbank von jeher von Groß und Klein gezollt worden ist, zum Trotze für die andere Lösung zu stimmen, der betritt den Weg des Handels, der Arbeit, des Fortschritts und Wohlstands.

Das Geld ist, das kann gar nicht oft genug wiederholt werden, ein Werkzeug des Handels, nichts als ein Werkzeug, und den sachlichen Bedürfnissen des Handels soll es angepaßt werden. Es ist nichts als ein Tauschmittel, und als Tauschmittel soll es verwaltet werden. Es soll zu jeder Zeit genau so viel Geld zum Angebot gegen Waren gebracht werden, daß der Durchschnitt der Preise nicht fallen, nicht steigen kann. Das Angebot von Geld soll den Bedürfnissen des Handels täglich angepaßt, *auf den Leib zugeschnitten werden*.

Zu diesem Zwecke ist es vor allen Dingen nötig, daß der Einzug etwaiger Geldüberschüsse und die Ausgabe etwa fehlender Geldmassen vollkommen getrennt werde von dem Gebote des Gewinnes, des Zinses, der Dividende.

Das Geld soll eingezogen und (auf allen Zins verzichtend) verbrannt werden, solange die Warenpreise steigen, und es soll wieder gedruckt und in den Verkehr gebracht werden, solange die Preise fallen. Dieses alles ganz unabhängig von der Bedingung eines Zinses oder Gewinnes oder fiskalischer Bedürfnisse.

Eine solche Aufgabe kann man keinem Privatkapital, nicht den Aktionären der Reichsbank zumuten. Eine solche Aufgabe kann

man schlechterdings nur allein dem Staate zumuten. Wie überhaupt die Hut allgemeiner Volksinteressen nicht Aufgabe Privater sein kann. Übrigens wollen wir von den Reichsbankaktionären nichts geschenkt haben, wie auch diese kaum ihr Kapital für solch unprofitable Geschäfte noch hergeben würden. Wird der Sinn des Wortes „Geldbedarf“ in den Reichsbanksatzungen gesetzlich so ausgelegt, daß die Reichsbank Noten und Kapital einzuziehen und zu vergraben hat, so oft die Warenpreise (und in der Regel auch der Zinsfuß) steigen, so werden die Aktionäre die sofortige Rückzahlung ihrer Einlagen fordern, denn für eine so kostspielige Hut allgemeiner Volksinteressen findet man kein Privatkapital.

Darum lautet auch die Forderung:

1. Der Reichsbank wird das Notenprivileg entzogen.
2. Das Notenprivileg wird einem neu zu gründenden Reichsgeldamt übertragen.

Das Reichsgeldamt

Das Reichsgeldamt soll Geld einziehen, wenn die Preise steigen, es soll Geld ausgeben, wenn die Preise sinken.

Um Geld auszugeben und Geld einzuziehen, kann das Reichsgeldamt auf sehr verschiedene Weisen verfahren.

1. Das Geldamt kauft bei beobachteter Baisse Wechsel und bezahlt die Wechsel mit neuen Banknoten. So kommt mehr Geld in den Verkehr, und die Preise werden damit hochgehalten resp. vor Rückgang geschützt. Steigen die Preise über den normalen Stand, so verfährt das Geldamt umgekehrt; indem es keine Wechsel mehr verkauft; die vorher gekauften bei Verfall einkassiert und das so eingehende Geld verbrennt. So wird der Haussebewegung die Nahrung entzogen, und die Preise bleiben fest.

Um Geld auszugeben, bedarf das Geldamt des Emissionsrechtes, und zwar des allein durch die Bedürfnisse der Währung, d. h. der Aufrechterhaltung fester Preise beschränkten Emissionsrechtes. Keine feste Summe, sondern feste Preise bilden die Grenze der Notenausgabe für dieses Reichsgeldamt.

Um Geld einzuziehen, bedarf das Reichsgeldamt eines Kapitals. Dies Kapital bildet sich wie folgt: Die liquidierende Reichsbank zieht ihre Noten ein. Es entsteht ein Geldmangel, den das Reichsgeldamt durch Ankauf von Wechseln mit Hilfe neuer Banknoten deckt. Diese gekauften Wechsel bilden das Betriebskapital des Reichs-

geldamtes, womit etwaiger Geldüberschuß durch Verkauf der Wechsel dem Markte entzogen werden kann.

Die Mittel zur Übernahme seiner Pflichten findet das Reichsgeldamt also schon fix und fertig in seiner Wiege, das ist das staatliche Emissionsrecht. Die Heranziehung des Privatkapitals, wie es bei Gründung der Reichsbank geschah, ist für das Reichsgeldamt und für die Rolle, die es zu spielen hat, überflüssig.

Kauft das Geldamt auch fremde Wechsel oder Titel fremder Staatsschulden (englischer, französischer Konsols), so kann es gleichzeitig auf den Wechselkurs regulierend wirken. (Hierauf kommen wir noch zurück.)

Dieses System wird sich in ruhigen Zeiten bewähren. Es kann aber vorkommen, daß nicht genügend Wechsel zum Diskont angeboten werden, z. B. bei Kriegsgerüchten. In unruhigen Zeiten riskieren zahlungsfähige Bürger nicht gerne Kapital; sie ziehen sich möglichst vom Markte zurück und brauchen dann keine Wechsel zu diskontieren.

In solchen Fällen, die regelmäßig von einem scharfen Rückgang der Preise begleitet sind, würde es dem Geldamt unmöglich werden, die Wechsel in der nötigen Menge aufzutreiben, um den Preiserückgang aufzuhalten. Das Geldamt könnte in solchen Fällen den Diskont für drei Monatswechsel auf 0,5 oder 0% setzen, sie würde das Geld bei zahlungsfähigen Leuten nicht unterbringen können. (So steht z. B. heute der Privatdiskont in Paris auf 1%.)

Der Wechseldiskont als Mittel für die Regulierung der Währung im aktiven Sinne würde also für alle Fälle nicht genügen. Das Geldamt muß aber so bewaffnet sein, daß es unter allen Umständen, in allen nur erdenklichen Fällen Siegerin bleibt. Darüber darf im Handel kein Zweifel herrschen, denn der Zweifel, ob das Geldamt in allen Fällen befähigt sei, den Markt vor einer Baisse zu schützen, genügt an sich schon, um den gesamten Geldumlauf zu unterbrechen und so die Baisse zu erzeugen. Wir erinnern hier an den bekannten Fall in der englischen Bankgeschichte. Der Bank ist die Emission auf einen bestimmten Betrag limitiert, und es war bekannt geworden, daß die Bank diese Grenze erreicht hatte. Eine allgemeine Unsicherheit und Nervosität bemächtigte sich darauf des Handels. Die Depotbanken und Sparkassen wurden gestürmt, ein kolossaler Krach stand bevor. Da erhielt die Bank in letzter Stunde die Erlaubnis zu einer neuen Emission, und das genügte, um das Vertrauen wieder herzustellen. *Fünf Minuten* nach Erteilung der Emissionserlaubnis waren Spannung und Panik verschwunden. Das Geld, das vom Publikum aus Furcht vor Geldknappheit zurückgehalten

wurde (die Furcht vor Geldknappheit erzeugt Geldknappheit), floß zur Bank zurück, und die Bank hatte es überhaupt nicht nötig, von der ihr erteilten Erlaubnis Gebrauch zu machen.

Solchen Geschichten muß vorgebeugt werden. Der Handel muß vor einer Baisse sicherer geschützt werden als vor dem Einsturz des Himmels. Der Handel muß unbedingtes Vertrauen in die Währung haben. Darum lautet die zweite währungstechnische Forderung:

2. Das Reichsgeldamt wird befugt, für währungstechnische Zwecke Titel der Reichsanleihen in der Summe nach unbeschränkter und nur durch den Zweck beschränkter Menge auszugeben, und umgekehrt Titel der Reichsanleihen zu kaufen.

Durch den Verkauf von Titeln und Einzug des Erlöses (Geld) nimmt der Geldumlauf ab, und der Hausse wird vorgebeugt. Durch den Ankauf derselben Titel wird Geld in den Verkehr gebracht, und die Baisse wird verhindert.

Der Vorzug dieser Methode liegt in ihrer Einfachheit. Die materielle Arbeit, die damit verbunden ist, kann durch einen billigen Schreiber besorgt werden. Die Kontrolle ist überaus einfach – soviel Noten sind ausgegeben, soviel Titel der Staatsschulden liegen in der Kasse. Keine Wechsel, keine Geschäfte mit Privatleuten, kein Risiko, ein ideales Amt für einen hagestolzen Bürokraten.

Diese Methode hat auch noch den vom Standpunkt der Währungstechnik wohl bedeutungslosen, für den Laien aber immer beachtenswerten Vorzug, daß die Geschäfte des An- und Verkaufes der Titel regelmäßig einen Profit für das Geldamt einbringen würden, denn der *Verkauf der Titel* (Geldeinzug) würde bei jeder Hausse vorgenommen werden müssen, und bei jeder Hausse gehen die Kurse der festverzinslichen Papiere naturgemäß herunter (warum, ist schon gesagt), und der *Ankauf der Titel* (Geldausgabe) würde bei jeder Baisse vorgenommen werden, und bei der Baisse gehen die Kurse der festverzinslichen Papiere aufwärts.

Das Geldamt würde also gewöhnlich gerade dann Titel kaufen müssen, wenn die Kurse sinken und dadurch billig kaufen, und die Titel verkaufen, wenn die Kurse steigen; also teuer verkaufen. In der Regel müßte also ein Gewinn zum Vorschein kommen. Diese Regulierung würde somit nicht nur dem Staate nichts kosten, sondern der Regel nach sogar etwas einbringen. [Vielleicht würden die An- und Verkäufe die Kursschwankungen dieser Papiere ganz oder zum großen Teil beseitigen, was für die Volkswirtschaft noch günstiger wäre.]

Das sind die Vorzüge dieser einfachen Methode der Geldmarktregulierung.

Doch im Geldwesen ist die Einfachheit, die Bequemlichkeit der Beamten nicht immer das Beste für den Warenaustausch. Und auf die Sicherheit des Warenaustausches kommt es an. Die Bequemlichkeit kann erst dann berücksichtigt werden, wenn alle Waren unter Dach gebracht sind. Im Reichsgeldamt soll man nicht schlafen, sondern wachen und arbeiten.

Das Geld, das das Reichsgeldamt durch Ankauf von Titeln der Staatsschulden auf den Markt zu bringen sucht, soll dort gegen Waren angeboten werden, denn um die Nachfrage und die Preise zu heben – darum allein, ganz allein kauft ja das Reichsgeldamt die Titel.

Welche Gewähr hat nun der Warenaustausch, daß der Mann, der die Titel dem Geldamt gegen Geld verkauft, auch dieses Geld gegen Waren anbietet? Kommt es nicht oft vor, ist es nicht noch vor sechs Monaten in Nordamerika vorgekommen, daß bei einer Krise die furchtsam gewordenen Bürger alles, auch die Staatspapiere zu verkaufen suchen, um das Geld zu *verscharren*?

Was würde es in solchen Fällen nützen, wenn das Reichsgeldamt durch Titelankauf Noten ausgibt, wenn die Titelverkäufer nichts Eiligeres zu tun haben, als den Erlös (Noten) gegen Goldmünzen einzulösen und dieses Gold zu verbergen? Würde die Erleichterung solcher *Liquidation* (!) die Schwierigkeiten, die die Krise dem Geldamt sowieso schon bereitet, nicht noch ganz außerordentlich vermehren?

Dieses Verscharrtwerden des Geldes (hoarding the money) beim Ausbruch der Krise, gerade also zu einer Zeit, wo das Geld am nötigsten wäre, ist ja die Hauptschwierigkeit einer vernünftigen Geldverwaltung, und diesen offenbaren Mißbrauch des Tauschmittels darf das Geldamt nicht erleichtern, sondern muß es mit allen Mitteln erschweren. Der gedachte Ankauf von Titeln der Staatsschulden bei einer Krise würde aber diesen Mißbrauch des Geldes ganz offenbar und erheblich erleichtern. Ohne Bedenken ist also diese Methode nicht.

Sie hat außerdem noch den Nachteil, daß wenn der Verkäufer der Titel auch nicht die Absicht hat, den Erlös (Geld) zu verscharren, er der Regel nach doch nicht Waren kaufen wird, sondern andere Rententitel [Die Besitzer solcher Rentenpapiere gehören ja der Regel nach dem Rentnerstande an.], so daß das Geld erst auf Umwegen, vielleicht

spät, den Waren unmittelbar entgegentreten wird. Ehe das Geld des Reichsgeldamtes seine Wirkung auf diesem Wege ausüben kann, wird Zeit vergehen, und Zeit heißt in solchen Fällen Differenzen, die ja gerade verhütet werden sollen. Das Geld des Reichsgeldamtes soll unmittelbar wirken – also unmittelbar vom Publikum gegen Waren umgesetzt werden, damit die Preise fest bleiben. Das ist es, wonach wir streben, und solange keine absolute Gewähr gegen Preisschwankungen geboten wird, müssen wir nach Verbesserung der Waffen trachten, womit das Reichsgeldamt ausgerüstet werden soll. Darum lautet auch die dritte Forderung:

3. Das Reichsgeldamt ist berechtigt, durch Steuerzuschläge und Steuererlaß die für die Aufrechterhaltung der Währung nötigen Geldmassen einzuziehen oder auszugeben.

Das Geldamt schreibt bei eintretender Baisse, um den Geldumlauf zu vermehren, einen Steuererlaß aus von 10–30–50 oder mehr Prozent auf alle Reichssteuern (incl. Matrikularbeiträgen), und diesen Ausfall bei den Steuerkassen deckt das Reichsgeldamt durch Ausgabe neuer Noten. Beträgt dann der Mindereingang bei den Reichskassen bei x Prozent Steuererlaß 100 Millionen, so liefert das Geldamt diese 100 Millionen in neugedruckten Banknoten, die der Staat zu den Einnahmen schlägt. Das Volk aber kann mit den an den Steuern gesparten 100 Millionen entsprechend mehr kaufen. Es hebt die Nachfrage und die Preise. Es sind 100 Millionen (oder 200, 500, 1000 Millionen) mehr in Umlauf. (Die indirekten Steuern und Zölle dürfen von diesem Währungssteuererlaß nicht berührt werden, da die Preise der versteuerten Waren sonst sinken würden.)

Dieses System hat manches für sich. Sein Hauptvorteil ist, daß es unmittelbar wirksam ist, indem es keiner Verteilung des dem Verkehr zu übergebenden Geldes unter die Käufer bedarf. Das in den Verkehr zu pressende Geld ist schon verteilt in den Taschen der Steuerzahler. Statt zur Steuerkasse zu wandern, wandert es zurück zum Markte. Mit dem Betrag des Steuererlasses von 5, 100, 1000 Mark kauft der eine einen Kanarienvogel, auf den er der Steuern wegen verzichten mußte, der andere eine Nähmaschine, der dritte ein Reitpferd. Entsprechend der so gehobenen Nachfrage bleiben die Preise auf der gewünschten Höhe.

Aber das Geldamt muß nicht nur gegen die Baisse gewappnet sein, sondern auch gegen die Hausse. Es muß gegen alle Schwankungen der Währung bis an die Zähne bewaffnet sein.

Und wenn das Geldamt befugt ist, von den Steuern einen Ab-

strich zugunsten der Steuerzahler zu machen, so ist als Korrelat zu fordern, daß es auch befugt sein soll, durch Steuerzuschläge etwaigen Geldüberschuß dem Verkehr zu entziehen. Der währungstechnische Mechanismus des Steuerzuschlages ist derselbe wie beim Steuerablaß, nur umgekehrt. Die Steuerämter werden angewiesen auf alle Reichssteuern einen Währungszuschlag von 10–20 oder mehr Prozent zu erheben und das Produkt dieses Zuschlages dem Geldamt auszuliefern. Das Geldamt verbrennt dieses Geld. Die Steuerzahler müssen entsprechend dem Steuerzuschlag ihre Einkäufe einschränken. Der Kanarienvogel, die Nähmaschine, das Reitpferd werden nicht gekauft, die Nachfrage geht zurück und die Preissteigerung wird vermieden.

Es sei hier bemerkt, daß bei einer Baisse die Geschäfte stocken und ein Steuererlaß den meisten besonders willkommen sein wird, während bei einer Hausse die Geschäfte regelmäßig gut gehen und der Steuerzuschlag leicht erhoben werden kann.

Diese Methode hat neben dem schon genannten Vorzug der unmittelbaren Wirksamkeit auch noch den, daß sie das Interesse für die Währung im Volke lebendig erhalten wird. Denn die große Masse denkt nur, solange sie gereizt wird, und ein Steuerzuschlag ist ein Reiz, der von jeher mächtig die Geister in Aufregung versetzt hat. Dä erfierliche Bieschlag, dat os es, wat den Bur bascht. Diese Aufregung wird dem Studium der Währung und das öffentliche Studium der Währung der Konsolidierung der Währung zugute kommen, insofern als die währungspolitische Schulung der Volksmasse die beste, wenn nicht die einzige Gewähr bietet gegen die bislang geübte Pfuscherei und Quacksalberei.

Man verbreitet bis in die neueste Zeit volkstümlich geschriebene Währungsschriften (Verein zum Schutze der deutschen Goldwährung), in denen die Behauptung verfochten wird, daß das Geldmaterial (das Gold) die beste Gewähr gegen Mißbrauch der Staatsgewalt im Geldwesen sei! Obwohl doch die Währungsgeschichte aller Länder sattsam beweist, daß die Allmacht des Staates in Geldsachen absolut ist.

Der wahre Schutz der Währung gegen den staatlichen Mißbrauch liegt nicht im Metall, im Geldstoff, sondern in der währungspolitischen Schulung der ausschlaggebenden Majorität des Volkes. Was diese Majorität will, das geschieht. Ist diese Majorität in Währungsangelegenheiten auf Leithammel angewiesen (sie ist es leider überall), so geschieht, was die Leithammel wollen.

Nach den beiden zuerst erwähnten Methoden der Geldverwaltung geschieht alles ohne Sang und Klang im Büro des Geldamtes. Das Volk würde nur den Erfolg, nicht das „Wie“ bemerken. Und das Interesse für die ganze Sache würde bald einschlafen. Und es wäre

doch so nötig, daß das Volk en masse wenigstens eine Generation lang sich gründlich mit den Währungsangelegenheiten befaßte, damit alle die aus dem Altertum auf uns überkommenen Vorurteile endlich mal abgeworfen werden und die nationalökonomische Sprache (ein wahrer Augiasstall) die für eine schnelle und sichere Verständigung nötige Reinigung erführe. [Keiner der volkstümlichen Ausdrücke, die in der Währungssprache gebraucht werden, kann als eindeutig angesehen werden.]

Gegen die hier vorgeschlagene Währungssteuer wird man vielleicht den Vorwurf erheben, daß sie das Budgetrecht der Volksvertretung einschränkt. Dieser Vorwurf ist jedoch ungerechtfertigt. Mit viel mehr Recht könnte man ihn heute gegen die Emissionsbankpolitik erheben, indem es von dieser Politik abhängt, welchen materiellen Inhalt (Waren) die von der Volksvertretung ausgeschriebenen Steuern erhalten sollen. Die Volksvertretung schreibt 100 oder 1000 Millionen an Steuern aus, aber was das Volk an Waren hergeben muß (die Preise), um sich das Geld zu diesen Steuern zu verschaffen – das bestimmt die Emissionsbank. Die vom Geldamt ausgeschriebene Währungssteuer (oder Steuererlaß) wird dagegen den ausgesprochenen Zweck verfolgen, das Budgetrecht gegen solche Eingriffe zu schützen, indem sie dem nominellen Betrag der Steuern den materiellen Inhalt (Waren) gibt, den sie nach Absicht der Volksvertretung auch haben sollen.

Wird das Geldamt befugt, durch Steuerablässe und Steuerzuschläge für währungstechnische Zwecke Geld auszugeben und Geld einzuziehen, so wird das allein genügen, das Vertrauen des Handels in die Währung zu befestigen – und dieses Vertrauen ist wiederum die Hauptstütze der Währung. Hat der Handel keine absolute Sicherheit gegen eine Baisse, liegt eine Baisse überhaupt noch innerhalb der Grenzen der Möglichkeiten, so genügt diese Möglichkeit an und für sich (dies kann nicht oft genug wiederholt werden), um den Umlauf des Geldes zum Stocken zu bringen. Und ein verlangsamter Geldumlauf bedeutet an sich schon eine Baisse. Die *Möglichkeit* einer Baisse erzeugt die Baisse. Ist dagegen das Geldamt so schwer bewaffnet, daß es unter allen Umständen das Heft in der Hand behält, so wird die Sicherheit vor der Baisse regelmäßigen Geldumlauf zur Folge haben, und solange der Geldumlauf regelmäßig ist, kann kein plötzlicher Preissturz eintreten. Krisen und Panik werden vermieden, und darum wird auch das Geldamt kaum jemals in die Lage

kommen, von seiner Waffe (der Währungssteuer) Gebrauch zu machen. Dem bewaffneten Volk bietet sich am seltensten Gelegenheit, Gebrauch von der Waffe zu machen; die bloße Existenz der Waffe bürgt für den Frieden.

Am besten wird es sein, daß dem Reichsgeldamt die Wahl unter diesen drei verschiedenen Methoden freigestellt werde. Hauptsache ist: Der Handel darf keinen Zweifel haben, daß das Reichsgeldamt den Markt *unter allen Umständen* vor Hausse und Baisse schützen kann, daß jedermann die Bewaffnung des Geldamtes für ausreichend hält, um den Kampf mit den sogenannten Konjunkturen mit Siegesicherheit aufnehmen zu können. Je größer das Vertrauen des Handels in die Währung ist, um so regelmäßiger ist der Geldumlauf, und je regelmäßiger der Geldumlauf, um so weniger braucht das Geldamt einzugreifen und von seinen Waffen Gebrauch machen.

Das Reichsgeldamt wird somit mit der Aufgabe betraut, den Geldumlauf den Warenpreisen in der Weise anzupassen, daß es Geld ausgibt, solange die Preise fallen, und umgekehrt Geld einzieht, solange die Preise steigen, um auf diese Weise feste Preise, d. h. Währung zu erzielen. Zu dem Zwecke wird das Reichsgeldamt befugt:

1. Geld in jeder *nur durch den Zweck begrenzten*, sonst unbeschränkten Menge durch Wechseldiskont in den Verkehr zu bringen und umgekehrt den Diskont nach Bedarf zu verweigern und durch Inkasso der fällig werdenden Wechsel Geld in unbeschränkter Menge einzuziehen und zu vernichten.
2. Geld durch Steuererlaß in unbeschränkter Menge in den Verkehr zu bringen und umgekehrt durch Steuerzuschläge Geld in unbeschränkter Menge dem Verkehr zu entziehen.
3. Geld durch Ankauf von Reichsschuldentiteln in unbeschränkter Menge auszugeben und umgekehrt durch Verkauf von Reichsschuldentiteln (wozu ihm das Emissionsrecht für solche Titel erteilt wird) Geld in unbeschränkter Menge einzuziehen und zu vernichten.

—

Von dem Augenblick an, wo wir das Reichsgeldamt mit der Aufgabe betrauen, den Geldumlauf mit Hilfe solcher diskretionären Vollmachten dem Stand der Warenpreise anzupassen, gewinnt die Frage, wie das Geldamt die Warenpreisschwankungen ermitteln soll, ganz außerordentliche Bedeutung, und es wird nötig, um das Geldamt vor dem Vorwurf der Parteilichkeit zu schützen, die Methode, wonach die Preisschwankungen ermittelt werden sollen, haarscharf vorzuzeichnen. Je größer die Gewalt des Geldamtes in bezug auf

die Mittel sein soll, womit sie den Geldeinzug und die Geldausgabe bewirkt, um so weniger Wahl darf man ihm lassen in bezug auf die Methode, nach welcher die Warenpreisschwankungen zu ermitteln sind. Hier muß jede Willkür ausgeschaltet, alles muß klar, durchsichtig und genau sein. Man bedenke, daß jeder Unterschied im Preise des Geldes einen gleich großen Unterschied im Soll und Haben der Gläubiger und Schuldner erzeugt, daß eine Preisdifferenz von wenigen Prozenten Vermögensverschiebungen von vielen Milliarden bedeutet, zu Gunsten der Gläubiger, wenn die Preise fallen, zu Gunsten der Schuldner, wenn die Preise steigen. Man bedenke, daß die Gläubiger immer im Glauben sein werden, daß die Preise zu hoch sind, daß die Schuldner umgekehrt behaupten werden, daß die Preise zu niedrig sind – falls man beiden nicht beweisen kann, daß sie sich irren.

Die Methode der sogenannten index numbers, die der „Economist“ in London veröffentlicht und die darauf beruht, daß die Preise einer größeren Anzahl Stapelartikel (Ernte und Bergbauprodukte und sonstige Rohstoffe) nach den Börsennotierungen aufgezeichnet und nach ihrer Bedeutung klassifiziert werden, ist bekannt und hat vieles für sich, besonders die Einfachheit.

Aber wo es sich um Geld handelt, um die Beziehungen der Gläubiger zu ihren Schuldnern, da kommt es nicht auf die Einfachheit, sondern auf die Genauigkeit an. Haarscharf, auf den Pfennig genau muß den Gläubigern und Schuldnern der Nachweis erbracht werden, daß man im Deutschen Reich für 1000 Mark am 1. Juli genau ebenso viel Ware kaufen kann wie am 1. Januar, daß man im Jahre 1959 für die im Jahre 1909 kontrahierte Hypothekenschuld genau so viel Ware (nicht zu verwechseln mit Arbeit) zu ihrer Tilgung wird hergeben müssen, wie man selbst mit dem Geld im Jahre 1909 erstanden hat. Wir müssen den Beweis der Währung unseres Geldes so klar zu führen wissen, daß wir alle die, die noch behaupten werden, sie wären durch die Nichtwährung des Geldes benachteiligt, bestohlen worden, wegen Versuch der Verächtlichmachung staatlicher Einrichtungen anklagen und verurteilen oder besser auslachen können. Die Währung soll über allen Zweifel erhaben, der Kritik enthoben sein.

Um dieses zu erreichen, bedarf es einer genaueren Methode, als der index numbers des „Economist“.

Die Methode, die ich hier empfehle (zuerst im Jahre 1902 veröffentlicht in der Zeitschrift „Die Geldreform“), gründet auf folgenden Tatsachen:

Der Regel nach gewinnt der Kaufmann durch Preisverschiebungen bei einzelnen Waren, während er bei anderen verliert. Zieht er solchen Gewinn vom Verlust ab, so sagt ihm der Rest, wie viel er im Durchschnitt infolge solcher Preisänderungen gewonnen oder verloren hat. Bringt er diesen Rest in Vergleich mit seinem Warenkapital, so weiß er in Prozenten, um wie viel im *Durchschnitt* die Preise seiner Waren gestiegen oder gefallen sind.

Er wird von einer privatwirtschaftlichen Hausse oder Baisse sprechen.

Aber diese privatwirtschaftliche Hausse oder Baisse nimmt volkswirtschaftlichen Charakter an, wenn wir diese privatwirtschaftlichen Ergebnisse sammeln, wenn durch Gesetz alle Gewerbetreibenden gehalten werden, solche Berechnungen vorzunehmen und das Resultat einer Zentralstelle zu melden, wenn wir die aus Preisdifferenzen entstandenen Gewinne und Verluste sämtlicher Gewerbetreibender zusammenzählen, diese Gesamtgewinne von den Gesamtverlusten abziehen und den Rest mit dem Gesamtkapital vergleichen. Wenn das Ergebnis dann etwa einen Gesamtgewinn von 5 oder 10% des in Waren angelegten Kapitals meldet, so werden wir mit vollem Recht von einer volkswirtschaftlichen, nicht mehr von einer privatwirtschaftlichen Hausse von 5 oder 10% sprechen.

Heben sich dagegen sämtliche privatwirtschaftlichen Inventurgewinne und –verluste (nicht mit Betriebsgewinnen zu verwechseln) ohne Rest auf, so wäre der wissenschaftliche, einwandfreie Beweis der Währung erbracht, nämlich der Beweis, daß im Durchschnitt sämtlicher Privatwirtschaften die Warenpreise weder gestiegen noch gefallen, daß also, volkswirtschaftlich betrachtet, die Warenpreise fest geblieben sind.

Hier folgen nun einige Muster solcher privatwirtschaftlicher Währungsberechnungen:

1. Kaufmann Müller

Lagerbestand	Markt- oder Inventurpreis	Betrag	Einstands- oder bezahlter Preis	Betrag
1000 Strümpfe	2.20	2200	2.10	2100
300 Hemden	12.50	3750	13.00	3900
500 Hosen	9.30	4650	9.60	4800
700 Kragen	4.10	2870	3.40	2380
2000 Hüte	7.60	<u>15200</u>	7.20	<u>14400</u>
		28670		27580
	Marktpreis	28670		
	Einstandspreis	<u>27580</u>		
	Gewinn	1090	= 3,91% des Kapitals	

Nach dieser Aufstellung sind die Waren, die Kaufmann Müller auf Lager hat, zum Teil im Preise gestiegen und zum Teil gefallen, im Durchschnitt aber stehen sie um 3,9% höher. Müßte er diese Waren am Tage der Inventur kaufen, so müßte er 28 670 auslegen, während er sie für 27 580 erstanden hat.

Von seinem privatwirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet wird Müller von einer Hausse sprechen.

2. Landwirt Schulze

Ernte	erzielter Preis	Erlös	vorjähriger Preis	vorjähriger Erlös
100 Ztr. Roggen	16	1600	18	1800
1000 Kartoffeln	3	3000	2,50	2500
50 Wolle	100	5000	110	5500
5000 Liter Milch	0,10	500	0,09	450
50 Ztr. Mastochsen	80	<u>4000</u>	90	<u>4500</u>
		14100		14750
Ernteerlös		14100		
zu vorjährigen Preisen berechnet		<u>14750</u>		
	Verlust	650	= 4,7% seiner Produktion	

Vom Standpunkt seiner Privatwirtschaft wird Schulze von einer Baisse sprechen.

3. Grubenbesitzer Schmidt

Förderung	erzielter Preis	Erlös	vorjähriger Preis	Betrag
10000 t Kohlen	20	200 000	18	180 000
	Erlös		200 000	
	zu vorjährigen Preisen		<u>180 000</u>	
	Gewinn		<u>20 000</u>	= 10%

Nota. Hier wie in der vorhergehenden Rechnung wird angenommen, daß nur jährlich einmal die Preise ermittelt werden sollen. Sollte das als ungenügend befunden werden und eine halb- oder vierteljährliche Ermittlung nötig sein, so müßten obige Rechnungen entsprechend geändert werden und statt der Jahresförderung nur der Lagerbestand aufgenommen werden, wodurch dann auch Wiederholungen wie in folgender Rechnung (Kohle) vermieden werden.

4. Gießereibesitzer Schuster

Auf Lager	Tagespreis	Betrag	Einstandspreis	Betrag
200 t Kohlen	20	4000	18	8600
450 t Eisen	60	27000	70	81500
1 t Messing	2000	2000	3000	3000
20 t Blei	250	<u>5000</u>	400	<u>8000</u>
		38000		46100
Bezahlt			46100	
Am Tage der Inventur käuflich für			<u>38800</u>	
Verlust			8100 = 17%	

Von seiner Privatwirtschaft betrachtet, wird Schuster von einer schweren, ruinösen Baisse sprechen.

Suchen wir nun aus der Summe dieser privatwirtschaftlichen, sich vielfach widersprechenden Ermittlungen das Währungselement, das volkswirtschaftliche Fazit herauszuschälen:

Zusammenstellung

Stadt Aachen	auf Mk.	Gewinn	Verlust
1. Kaufmann Müller	28 670	1 090	–
2. Landwirt Schulze	14 100	–	650
3. Grubenbesitzer Schmidt	200 000	20 000	–
4. Gießereibesitzer Schuster	88 000	–	8100
5. Tischlermeister A	25 000	550	–
6. Nadelfabrikant B	140 000	12 000	–
7. Tuchfabrikant C	240 000	–	16 700
8. Drogenhändler D	150 000	7 000	–
9. Kaffeehändler E	300 000	–	25 000
10. Gerbereibesitzer F	<u>170 000</u>	<u>–</u>	<u>15 000</u>
usw.	1 305 770	40 640	65 450
Gesamtgewinne	Mk.	40 640	
Gesamtverluste	Mk.	65 450	
Durchschnitts-Verlust	Mk	24 810	oder 2%

Nach dieser Rechnung standen die Preise im Durchschnitt um 2% zu niedrig. Das Angebot des Geldes war im Verhältnis zum Angebot der Waren zu gering, darum fielen die Preise im Durchschnitt um 2%. Will man nun die Preise um 2% heben, so muß mehr Geld in Umlauf gebracht werden. Wie viel dazu nötig ist, kann nur die Erfahrung zeigen. Man vermehrt den Geldumlauf und

hört auf, wenn eine neue Messung zeigt, daß die Preise die gewünschte Höhe erreicht haben. Und umgekehrt natürlich, falls die Preise gestiegen wären.

Nota. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß es sich hier nur um Inventurgewinn und –verluste, nicht um Betriebsverluste, nicht um die Dividenden der Aktiengesellschaften handelt. Diese Dividenden geben keinerlei Anhaltspunkt für die Währung. Ebenso wenig wie die Erträge der Produktionsmittel, Häuser, Land, Eisenbahnen usw., denn hier handelt es sich überall um Zins oder Rente, nicht um Preise.

Da in der Regel die Gewerbetreibenden nur jährlich einmal Inventur machen, so könnte mit dieser Methode der Preis des Geldes auch nur einmal im Jahre ermittelt werden. Für heutige Verhältnisse wäre das ungenügend, da bei der Unregelmäßigkeit im Geldangebot die Preise innerhalb eines Jahres sehr großen Schwankungen unterworfen sind. Ein Jahr ist für heutige Verhältnisse eine lange Frist. Man denke an den Preissturz nach Ausbruch der Krise in Nordamerika.

Mit den Reformen, die hier befürwortet werden, soll aber der Geldumlauf reguliert werden, wodurch Krisen, Panik, Krach, Boom und Konjunkturwechsel vermieden werden. Dadurch fallen die großen plötzlichen Preisschwankungen fort.

Sollte trotzdem eine häufigere Preisermittlung wünschenswert erscheinen, so könnte immerhin die schon erwähnte Methode der index numbers des „Economist“ zur Aushilfe herangezogen werden. Man könnte die Handelskammern beauftragen, den Preis der Stapelartikel etwa monatlich zu ermitteln, und so könnte man sich vom Gang der Preise ein ungefähres Bild machen und vorbeugende Maßregeln gegen Hausse und Baisse ergreifen. Als wirkliches Maß, sozusagen als das Pariser Präzisions- und Normalmaß, würde dann die große jährliche Preisermittlung dienen.

Internationale Währung

Der nationale Austausch der Güter stellt an das Geld nur eine einzige wesentliche Forderung, das ist: Schutz vor der Echternacher Prozeßion, Schutz vor dem Vor- und Rückwärts der Preise, vor dem Aprilwetter, vor dem ewigen Wechsel der Konjunktoren. Ein über Ort und Zeit hinweg festes Verhältnis zwischen Waren und Geld, das ist das Bedürfnis des Handels, der der Volkswirtschaft dient. Das Bedürfnis des Händlers, der auf Differenzen spekuliert, ist privatwirtschaftlicher Art und interessiert uns hier nicht.

Auch der Auslandhandel lechzt nach solcher Warenpreisstetigkeit, daneben aber bedarf er zu seiner gedeihlichen Entwicklung eines festen Verhältnisses zwischen dem in- und ausländischen Geld, damit man ohne Gefahr Zahlungsverpflichtungen in fremdem Geld auch dann noch eingehen kann, wenn man zu ihrer Erfüllung nur über inländische Geldquellen verfügt.

Also nach zwei Seiten wird Stabilität verlangt, und wenn es möglich ist, die Währung so zu gestalten, daß das nationale Geld auf dem nationalen Markt zu den Waren in einem festen Tauschverhältnis steht (wie im vorigen Kapitel gezeigt ist), wenn es andererseits praktisch erwiesen ist, daß das nationale Geld zu einer ausländischen Währung (der Goldwährung) in ein festes Verhältnis gebracht werden kann, wie es der glänzende Erfolg des mit den einfachsten Mitteln operierenden argentinischen Landgeldamtes (Caja de conversion) und das mit gleicher mathematischer Präzision funktionierende indische Geldamt zeigen – wenn dieses beides jedes für sich möglich ist, so fragt es sich nun, wie die beiden Forderungen sich vereinigen lassen?

Nehmen wir an, um diesen wichtigen Sachverhalt klarzulegen, daß man in Deutschland die Währung auf die Erhaltung fester Preise richtete und dabei ganz einseitig national, ohne Verständigung mit den anderen Goldwährungsländern vorginge und Geld ausgabe, wenn die Preise sinken und einzöge, so oft und so lange die Preise steigen. Nehmen wir ferner an, die Goldwährungsländer ständen wie so oft wieder einmal im Zeichen einer Hausse, und daß, während nun in allen anderen Ländern nach alter Weise die Hausse mit vermehrter Notenausgabe geheizt würde, man in Deutschland umgekehrt durch Einziehung von Noten der Hausse Nahrung entziehen würde, um das Zuviel bei den Goldprägungen durch verminderten Notenumlauf auszugleichen und so die Warenpreise festzunageln. Wie lange würde es dauern, bis das Gold vom Auslande einströmen würde, um das Gleichgewicht der Warenpreise in Deutschland mit denen des Auslandes herzustellen? Hohe, steigende Warenpreise im Auslande, feste, d. h. im Verhältnis zu den im Auslande gestiegenen, niedrige Preise im Inland fördern die Warenausfuhr, erschweren die Wareneinfuhr und verschieben die Zahlungsbilanz zu Gunsten der Goldeinfuhr.

Was soll nun mit diesem einströmenden und vom Standpunkt der Warenpreise überschüssigen Gold geschehen?

Das einströmende Gold rückt, gestützt auf das freie Prägerecht,

an die Stelle der eingezogenen Banknoten. Das Reichsgeldamt muß also immer weiter Noten einziehen, um dem einwandernden Gold Platz zu machen, indem es schließlich gar keine Wechsel kauft, während die täglich verfallenden Wechsel ihm Banknoten zuführen, die es verbrennt. Würden die Wechsel statt mit Noten mit Gold eingelöst, so wäre das natürlich gleichgültig; es kommt ja nur darauf an, daß Geld, Heizmaterial, Haussstoff, einerlei ob Gold oder Noten, eingezogen wird.

Hält die internationale, ausländische Hausse genügend lange an, dann muß der Augenblick kommen, wo nur noch Gold und zu 100% mit Gold gedeckte Noten umlaufen, wo das Reichsgeldamt durch das Notenprivileg keinen Einfluß auf die Währung mehr ausüben kann, wo es durch bares, gemünztes Geld einfach ausgeschaltet, an die Luft gesetzt worden ist.

Von diesem Augenblick an müßten nun andere Maßnahmen ergriffen werden, um die deutsche Währung gegen die Goldüberschwemmung zu schützen, um zu verhindern, daß der deutsche Markt mit in den Haussetrubel gerissen wird.

Es steht einem ja frei, sich vorzustellen, daß die Warenhausse in den Goldwährungsländern besonders hartnäckig ist, etwa durch große Goldfunde oder, was noch leichter vorstellbar ist, daß die Hausse durch ausländische Währungspuschereien bewirkt worden ist, die zur Hausse und schließlich zur Auswanderung des Goldes führen. In Deutschland z. B. ersetzte man die Silbermünzen seinerzeit durch Gold und verursachte dadurch eine Silberüberschwemmung in allen Ländern, die dem Silber die Münze nicht gesperrt hatten; in Nordamerika verdrängte man das Gold durch Banknoten und trieb dieses Gold nach Europa, wo es mit Freude aufgenommen wurde und wohin es die nordamerikanische Hausse übertrug. Die deutschen Währungsgesetze boten keinen Schutz gegen diesen Schwindel.

Also nehmen wir an, der Einzug aller umlaufenden Noten hätte nicht genügt, und Deutschland hätte weiter zur Festhaltung seiner Preise gegen das einströmende Gold anzukämpfen, so bliebe dem Reiche nichts übrig, als das Gold direkt aufzuspeichern, indem es entweder durch Steuerzuschläge (s. S. 69) es von den Bürgern aufbringen ließe oder direkt aufkaufte, und zwar dürfte es dieses Gold nicht mit Banknoten aufkaufen, sondern durch Ausgabe von Zins tragenden Bonds, die kein Geld sind. Es würde der Währung Opfer bringen, Zins bezahlen müssen, denn das Produkt der gemachten Schulden wäre vergrabenes Gold trotz seinem sogenannten

„inneren Wert“ und obwohl es „Kapital an sich“ genannt wird, ein kostspieliger Besitz. Aber schließlich ist dieser Zinsverlust, auch wenn es sich um Hunderte von Millionen handelte, für die Volkswirtschaft ein Pfifferling, wenn es damit gelingen sollte, die deutsche Volkswirtschaft vor dem Einfall solch goldener Horden zu schützen.

Aber es ist wohl zu merken, indem Deutschland unter Beibehaltung der Goldwährung, des freien Prägerechtes, die Preise der Waren im Inland festhält, dafür Opfer bringt, dadurch daß es das auf dem Weltmarkt überschüssige Gold bei sich aufhäuft, so bringt es diese Opfer eben für alle Goldwährungsländer, denn solange Deutschland Gold aufstapelt und dem Markte entzieht, saugt es der Hausse im Ausland die Nahrung ab. So würde Deutschland zum Regulator der Goldwährung – ein glanzvolles Amt, würdig der Kraft und Herrlichkeit der deutschen Volkswirtschaft, würdig auch vor allem der durch keine Zweifel angekränkelten Hochschätzung, die die Goldwährung in den deutschen Landen genießt. Nirgends wird die Goldwährung so hoch eingeschätzt wie in Deutschland, nirgends hat sie so begeisterte Verehrer. Die Goldwährung ist für Deutschland mehr als ein Handelsprinzip, sie hat historische Bedeutung. Wie das Deutsche Reich mit dem Blute erschlagener Feinde getauft wurde, so haftet der Goldwährung der Nimbus der Kriegsbeute, der Milliarden an. Die Goldwährung ist für Deutschland eine Art Ruhmeshalle – sie ist eine Kriegstrophäe. Und was tut man nicht alles, um Kriegstrophäen vor dem Moder der Vergessenheit zu schützen, was wird Deutschland nicht alles tun, um die Goldwährung vor dem Zusammenbruch zu bewahren?

Aber die Erfahrung zeigt, daß die Hausse in der Regel nicht lange dauert und daß ihr die Baisse auf dem Fuße folgt. Wenn dieser Umschwung dann im Ausland eintritt und als Folge davon der deutsche Warenexport zurückgeht, die Wareneinfuhr aber wächst (weil ja Deutschland feste, d. h. zur jetzigen Baisse im Ausland hohe Preise hat), so kippt auch die vorherige Goldeinfuhr bald in Goldausfuhr um, und dann wirft Deutschland (durch Rückkauf der verzinslichen Goldbonds) den während der Hausse aufgespeicherten Goldschatz wieder auf den Weltmarkt – wodurch wieder der Baisse entgegengearbeitet wird.

Dauert dann die Baisse im Auslande bis zur Erschöpfung der deutschen Goldbestände, dann bliebe nichts anderes übrig, als entweder mit einem Goldagio den Bankrott der Goldwährung oder durch Mitmachen mit der ausländischen Baisse das Prinzip fester

Preise fahren zu lassen, den Bankrott der Landeswährung zu erklären.

Die Konsolidierung der deutschen Währung, d. h. die auf die Festigkeit der Preise, auf die Beseitigung von Hausse und Baisse, von Betrug und Schwindel gerichtete aktive Währungspolitik kann also unter Umständen zum Bruch der Goldwährung führen. Das soll hier nicht verheimlicht werden.

Aber dieser Fall könnte nur eintreten, wenn es sich um langandauernde Baisseperioden handelt, die nicht durch Störungen des Geldumlaufs, sondern durch direkten Mangel an Geldmasse verursacht werden. Solche langandauernde durch Geldmangel erzeugte Baisseperioden (man erinnere sich hier des *Laveleyeschen* Gesetzes: genug oder nichts) kennt man ja mehrere. Das ganze Mittelalter, das tausendjahriges, stumpfsinniges Mittelalter, war eine solche durch stetig sich verschärfenden Geldmangel nur hier und dort, dann und wann, durch Verschlechterung des Munzfußes unterbrochene Baisseperiode, während welcher die Arbeitsteilung unmöglich war und die erst mit der Entdeckung Amerikas, mit den Raubzügen Pizarros ein Ende nahm. Nicht Amerika, das Land, sondern das im Amerika gefundene Gold hat den Aufschwung auf allen Gebieten bedingt, *der seit Columbus so deutlich wahrnehmbar ist* [Wenn Italien schon im Quattrocento allen übrigen Ländern Europas voraus war, so dürften diese Leistungen auf Rechnung seiner Stellung als Weltbankier und der von überall her nach Italien abfließenden und dort reichlich umlaufenden Abblaßgelder zu setzen sein. (Reformation Abwehrmaregel gegen Goldabfluß?)], und es war auch wieder nicht das Gold, sondern das mit dem Gold hergestellte Geld, das der Baisse ein Ende bereitete und das die Arbeitsteilung freigab.

Auch die Zeit des Übergangs zur Goldwährung (1873–1890) war eine solche durch Geldmangel erzeugte Baisseperiode.

In solchen Fällen würde die hier vorgeschlagene nationale, aktive Währungspolitik unfehlbar zum Bruch der Goldwährung führen.

Das Ideal der Volkswirtschaft – feste Preise im Inland unter Aufrechterhaltung eines festen Verhältnisses des nationalen Geldes zum Gelde des Auslandes – läßt sich also ohne international wirksame Maßnahmen, ohne Verständigung mit den übrigen Goldwährungsländern nicht mit Sicherheit erreichen. Könnte man es aber erzielen, daß in allen Ländern die Währung einer gleichmäßigen Behandlung unterworfen würde, daß unsere hier entwickelten Grundsätze international

anerkannt würden, so wären alle Schwierigkeiten beseitigt. Denn wird bei einer Hausse in allen Ländern gleichzeitig der Geldumlauf durch Einzug von Banknoten verringert (resp. bei einer Baisse vermehrt), so bleibt das ohne jeden Einfluß auf Ein- und Ausfuhr, und auf die Zahlungsbilanz der einzelnen Länder und die Goldverschiebungen, die wir bei einer einseitig deutschen Währungspolitik vorhersahen, fallen fort. (Das Gesetz der kommunizierenden Röhren.)

Und wird bei einer Baisse in allen Ländern gleichzeitig und nach denselben Grundsätzen der Notenumlauf vermehrt, so hebt sich überall das allgemeine Preisniveau, ohne daß auch da wieder Verschiebungen in der Zahlungsbilanz entstehen. Ein- und Ausfuhr von Waren wird dadurch nicht berührt, denn nicht die absolute Höhe der Preise führt zu Verschiebungen in der Zahlungsbilanz, sondern die relativ zum Ausland hohen oder niedrigen Preise. (Die Ausnahme bei im Ausland verschuldeten Staaten haben wir bei einer anderen Gelegenheit schon erwähnt.)

So bleibt denn nur mehr zu erörtern, ob es wohl möglich sein wird, andere Goldwährungsländer, wie Nordamerika, England, Frankreich, Österreich, Rußland, Italien, Skandinavien, Argentinien, Holland und die Schweiz zu veranlassen, im Verein mit Deutschland eine auf die Beseitigung der sogenannten Konjunkturschwankungen, auf die Konsolidierung der Währung gerichtete aktive Währungspolitik zu betreiben, und dieser Frage wollen wir ein besonderes Kapitel widmen.

Internationale Währungsverständigung

Die Vorteile des internationalen und interkontinentalen Produktaustausches überwinden die künstlichen Hindernisse, die kurzzeitige Geister seiner Entwicklung in Form von Zollschranken entgegenstellen, und lassen allem zum Trotz den Welthandel sich zu einer Lebensfrage aller Völker auswachsen. Der Weltgeist, den der Welthandel zeugt, ist über das Ideal mancher Patrioten brutal und siegreich hinweggeschritten, niemand spricht mehr vom geschlossenen Handelsstaat. Wie Alexander der Große die Welt für seinen Ehrgeiz brauchte, so sehnt sich jeder Unternehmer nach dem schrankenlosen Besitz der Welt für den Absatz seiner Produkte, und wenn es auch nur Stiefelwichse wäre.

Die Bedeutung des Welthandels wird überall immer mehr gewürdigt, und alle Völker zeigen, daß sie zur Pflege dieses Handels schwere Opfer zu bringen bereit sind. Manchen von diesen Opfern fehlt es an Zielbewußtsein, manche entspringen auch noch dem heidnischen Gedanken, den Welthandel durch Eroberung sich anzueignen – doch sind es immer Opfer, die auf dem Altar des Welthandels gebracht werden – einerlei ob sie aus Blut und Pulver, Geld und Vorurteilen oder einfach aus der dem Studium der Sache geopfertem lieben Ruhe bestehen.

Um den Welthandel zu fördern, gibt die Kaiserin von China den Zopf auf, legt Bresche in die Grenzmauern ihres Reiches. Um den Welthandel zu erweitern und zu schützen, baut man kostspielige Kriegsflotten, überbrückt oder durchsticht die natürlichen Grenzen, die Gebirge und Ströme den einzelnen Nationen ziehen; aus Staatsmitteln unterstützt man unrentable Weltschiffahrt, ein kostspieliges, diplomatisches Corps wird überall unterhalten, man gibt sogar beträchtliche Teile der nationalen Selbständigkeit auf, indem man durch Verträge (Handelsvertrag, Postvertrag usw.) die staatliche Bewegungsfreiheit unterbindet. Auch die Goldwährung hat man nur darum eingeführt, weil man Vorteile von ihr für den Welthandel erwartete, und was hat man der Goldwährung nicht alles geopfert? Um die Goldwährung einzuführen, ist es nötig gewesen, dem Staat die kostspielige Liquidation der Silbermünzen aufzuhalsen; in Italien, Rußland, Österreich u. a. wurden besondere auswärtige Anleihen zu dem Zwecke gemacht, in Nordamerika wurden ganze Berge von Silber mit verzinlichen Titeln der Staatsschulden aufgekauft – um das Silber zu vergraben. Überall wurden die Schuldner zu Gunsten ihrer Gläubiger geprellt, bestohlen (Not der Agrarier), man beugte das Recht und verwandelte die in Silber abgemachte Schuld in eine ganz andere Sache, man verdoppelte die Lasten aller Privat-, Staats- und Gemeindeschulden. Und nicht genug damit – man ließ die Vernunft auch noch Kapriolen schlagen, indem man „zum Schutze der Goldwährung“ Zölle einführte. Zölle, die den Welthandel drosseln! Den Welthandel öffnete man der Goldwährung, den Zweck dem Mittel! Das alles, um den Welthandel zu pflegen, zu fördern.

Es ist Tatsache, daß dem Siegeszug der Goldwährung durch die Welt der Siegeszug der Schutzzolltheorie auf dem Fuße folgte. Um die Goldwährung einzuführen oder um sie zu sichern, hat man danach getrachtet, durch Zölle eine aktive Zahlungsbilanz herbeizuführen und vergaß dabei ganz, daß die Goldwährungs-idee ein Kind der Freihandels-idee ist.

Sind das nicht Zeichen genug, daß die Völker allesamt bereit sind, etwas für die internationale Währung zu tun, daß sie gewillt sind, sich mit den Nachbarn in dieser Lebensfrage zu verständigen? Gewiß, es werden hier noch viele Vorurteile zu überwinden sein, aber wer, wie in Deutschland und Nordamerika, sogar die Vernunft der internationalen Währung opferte, der wird wohl auch ihr zu Liebe einige Vorurteile fahren lassen.

Man berufe darum eine internationale Währungskonferenz ein und unterbreite ihr folgende Vorschläge:

1. Die Ausgabe von Banknoten ist in allen Staaten ausschließliches Vorrecht der Regierung; etwaige Verträge mit Privatbanken (in Deutschland der Reichsbank) werden gelöst.
2. Die Ausgabe von Banknoten erfolgt in allen Vertragsstaaten nach gleichen Grundsätzen, und zwar werden Banknoten ausgegeben, wenn die Warenpreise sinken, und es werden Banknoten eingezogen, wenn die Warenpreise steigen.
3. Ausgabe und Einzug von Banknoten erfolgen überall unabhängig von der Bedingung des Gewinnes, von der Scheu vor einem Verlust und von den Bewegungen des Zinsfußes.
4. Zur Feststellung der Warenpreisschwankungen wird in allen Vertragsstaaten eine nach gleichen Grundsätzen geführte Warenpreis-Ermittlungsstatistik geführt.
5. Es wird ein internationales Währungsbüro mit Sitz in Bern oder sonstwo gegründet, in dem alle Fragen, die die Praxis aufwirft, erörtert werden.

—

Mancherlei Fragen wird das internationale Währungsbüro zu beantworten haben, mancherlei Schwierigkeiten zu beseitigen, aber wie groß auch diese Schwierigkeiten sein mögen, eines steht doch über allen Zweifeln fest – eine internationale Währung kann man nicht durch die Wahl des Geldstoffes (Gold), sondern nur durch internationale Verständigung in der Behandlung des Geldes erreichen. Jede einseitig nationale Behandlung des Geldwesens führt mit der Zeit notwendigerweise zum Bruch der internationalen Währung, d. h. zu Schwankungen im Wechselkurs. Dabei hilft einem der billige Trost, daß die Schuld beim Nachbarn liegt, nicht im geringsten über die Schwierigkeiten der Lage hinweg. Was hilft es z. B. in Deutschland, daß man z. Zt. behauptet, nicht das Gold wäre dem Silber gegenüber im Preise gestiegen, sondern umgekehrt das Gold wäre

fest geblieben und das Silber gefallen? Diesen Trost hätten die mit Indien arbeitenden Kaufleute gerne für 10 Pfg. verkauft.

Eine nationale Goldwährung gibt es aber nicht, sie ist unmöglich. Wer ihr nachstrebt, läuft einem Hirngespinnst nach. Die Goldwährung läßt eine nationale Behandlung nur in dem engbegrenzten Rahmen zu, den wir mit unseren Vorschlägen gezeichnet haben, und auch da noch müßte mit großer Vorsicht vorgegangen werden.

Die Hauptschwierigkeiten werden dem internationalen Währungsbüro aus der Verwendung des Goldes zu Industriezwecken und durch den Zins als Voraussetzung des Geldumlaufs entstehen. Und diese Schwierigkeiten werden mit der Zeit um so größer werden, je wirksamer der Warenaustausch gegen Krisen geschützt wird.

Es lohnt sich, der Sache näherzutreten.

Die Verwendung des Goldes zu Industriezwecken wächst nicht nur, wenn der Preis des Goldes sinkt (Hausse), sondern ganz besonders auch dann, wenn der allgemeine Wohlstand wächst. Die Goldware ist ein Luxusartikel, und Luxus treibt man, wenn man satt ist. Werden nun durch die vorgeschlagenen Reformen die Preise festgehalten und Wirtschaftskrisen unmöglich gemacht, wird die Arbeit nicht jeden Augenblick unterbrochen, so hebt sich der allgemeine Wohlstand schnell und ununterbrochen. Damit aber wächst die Nachfrage nach goldenem Flitter. Und es würde genügen, wenn jeder Fabrikarbeiter, jeder Bauer seiner Liebsten eine goldene Kette, ein goldenes Armband kaufte, um sämtliche Münzen aufzubrechen. In Deutschland z. B. wären das 20 Millionen Uhrketten und Uhrgehäuse zu 100 Gramm gleich zwei Millionen Kilo Feingold oder 5580 Millionen Mark – mehr also als der gesamte Goldmünzenbestand.

Der Wohlstand frißt die Münze, das Verschwinden der Münze erzeugt die Baisse, und die Baisse frißt den Wohlstand. Die goldene Münze braucht also Bettelei, um zu existieren; durch die Baisse und die sie begleitende Wirtschaftskrise hebt sich die goldene Münze immer selbst aus dem Bereich der Massen. Volkswohlstand und Goldwährung schließen sich also schließlich gegenseitig und notwendigerweise aus.

Nun kann man den Augenblick noch so weit hinausschieben, wo die Masse des Volkes in der Lage sein wird, goldenes Gerät zu kaufen, aber wenn es gelingt, die Krisen zu beseitigen, so müssen wir mit diesem industriellen Konsum der Münzen rechnen. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Krisen eine der Hauptursachen der heutigen bettelhaften Armut der Volksmassen sind.

Die Verwendung des Goldes zu Industriezwecken kann man aber im Interesse der Aufrechterhaltung der Goldwährung nach Beheben erschweren und verhindern und zwar durch eine Goldwarensteuer. Wenn man für das Tragen einer goldenen Uhrkette, eines goldenen Armbandes eine jährliche Lizenz von 50–100–1000 Mark zu zahlen hätte (jede Kette müßte, ähnlich den Hundemarken, mit einer Steuermarke versehen sein), so käme nicht mehr der Anschaffungspreis allein in Betracht, und mancher würde doch lieber eine seidene oder silberne Kette tragen. So würde die Münze vom Schmelztiegel ferngehalten. Solche Goldwarensteuer müßte natürlich, um keine Verschiebungen in der Handels- und Zahlungsbilanz zu erzeugen, international erhoben werden. Zwar bliebe von der reinen Goldwährung nicht mehr viel übrig, indem eine solche Steuer wie ein gewissermaßen umgekehrter Schlagschatz zu betrachten wäre, und zur Theorie der reinen Goldwährung paßt ein solcher Schlagschatz nicht. Aber man hat schon auf Kosten der Theorie der Praxis der Goldwährung so manche Konzessionen machen müssen (man denke an die zum Schutze der Goldwährung eingeführten Zölle), daß man diesen goldwährungstheoretischen Unsinn auch noch in Kauf nehmen kann.

Bei der Goldwährung muß man auch mit dem Zufall rechnen, und wenn wir eben annahmen, daß der Industrieverbrauch des Goldes der Währung Schwierigkeiten bereiten kann, so müssen wir auch den gegenseitigen Fall in Betracht ziehen, daß man Gold über den Bedarf der Industrie hinaus findet, und daß auch die Ausmünzungen über den Bedarf der Währung hinaus wachsen können.

In solchen Fällen bliebe nichts anderes übrig, als die entgegengesetzte Politik der Goldwarensteuer zu befolgen, indem man durch einen Schlagschatz das Gold von der Münze fernhält und dadurch der Industrie zuwendet. Erhebt man z. B. in der Münze 10–20–50% als Schlagschatz, so wird das ungemünzte Gold um 10–20–50% dem gemünzten Gold gegenüber billiger, und eine goldene Kette von 100 g wird nur mehr 90–80–50 g gemünztes Gold kosten (plus Arbeitslohn des Juweliers). Dies wird den Goldwarenkonsum natürlich heben.

Solcher Schlagschatz bedeutet ja auch wieder einen Verstoß gegen die Theorie der Goldwährung, aber wenn es sich darum handelt, den Handel vor einer Hausse oder Baisse zu schützen, so darf man vor derartigen Schönheitsfehlern einer Theorie nicht zurückschrecken. Eine pockennarbige Währungstheorie ohne Krise ist immer besser als eine jungfräulich glatte Theorie inmitten einer verwüsteten Volks-

wirtschaft. Zu guter Letzt sind es doch die Bedürfnisse des Handels, die uns sagen sollen, wie das Geldwesen behandelt werden muß.

Man könnte sich unter Umständen, und falls man den theoretischen Widerwillen gegen einen Schlagschatz oder eine Goldwarensteuer nicht überwinden kann, auch für eine Zeit lang mit einer *Wechselstempelsteuer* behelfen. Die Wechsel ersetzen das Geld, wirken also wie eine Vermehrung des Geldes, denn ersetzen heißt hier nicht verdrängen. Der Wechsel gesellt sich zu dem Geld, er ist ein Tauschmittel, wenn auch nur ein schmarotzendes. Soll nun der Umlauf von Tauschmitteln beschränkt werden, so kann man statt des Schlagschatzes eine Wechselstempelsteuer [Die Steuer müßte bei jedem Besitzerwechsel, also nicht wie jetzt einmal für die ganze Umlaufszeit, erhoben werden.] erheben oder die etwa schon bestehende Steuer nach Bedarf bis zur völligen Unterdrückung der Wechsel erhöhen. Der Erfolg wäre derselbe wie beim Schlagschatz. Je weniger Wechsel umlaufen, um so mehr Bargeld wird nötig. In Deutschland waren 1907 30,5 Mrd. Wechsel in Umlauf, deren Verschleißkraft vielleicht 1-2-5 Milliarden an Geld entsprachen. [Der Wechsel zirkuliert viel langsamer als das Bargeld, darum ist seine Verschleißkraft auch bedeutend geringer.] Hätte man 1905, als die Hausse einsetzte, die Wechselstempelsteuer verdoppelt oder verzehnfacht, so hätte man die Wechsel zum größten Teil unterdrückt, und da dann mehr Bargeld nötig geworden wäre, so wäre es nicht zur Hausse gekommen. Und wären die Preise nicht so hoch gestiegen, so wären sie jetzt nicht so tief gefallen, die Volkswirtschaft hätte sich den Hals nicht gebrochen. Wird dann bei einer Baisse die Stempelsteuer ermäßigt oder aufgehoben, so kommt der Wechsel dem Bargeld zu Hilfe.

Man könnte sich auch noch so behelfen: Man stellt das heutige System kleiner Münzen und großer Banknotenabschnitte auf den Kopf.

Nehmen wir an, die Goldmünzen würden nur in Stücken von 100–500 und 1000 Mk. geprägt und daß man dafür Banknoten von 1–5–10 Mk. druckte (wie in Argentinien), so würde auch das jetzige Verhältnis im Gebrauch dieser Geldarten umgeworfen werden. Das Gold würde unbrauchbar für den täglichen Verkehr, und würde den Geldämtern zum Umtausch gegen Banknoten übergeben werden. So kämen die Geldämter in den Gesamtbesitz des Goldes und hätten infolgedessen eine viel breitere Unterlage für die

Banknotenpolitik, die so Spielraum für die Kapriolen der Goldproduktion bieten würde.

Natürlich und selbstverständlich – um wirksam zu sein, müßten die empfohlenen Maßnahmen immer gleichzeitig von allen Goldwährungsländern ergriffen werden. Alle Geldämter der Welt müßten auf einen Wink von Bern aus gemeinsam gegen Hausse und Baisse operieren. Je vollständiger der internationale Charakter der Goldwährung anerkannt wird – um so leichter läßt sich diese der Volks- und Weltwirtschaft dienstbar machen.

Zu solchem Goldwährungsbund gehört auch eine Liquidationsklausel. Die Schwierigkeiten, in die der lateinische Münzbund geraten ist, zeigen die Notwendigkeit einer solchen Klausel.

Aber die für eine solche Liquidationsklausel unentbehrliche wissenschaftliche Untersuchung der *Voraussetzungen* der Goldwährung (es ist hier seinerzeit alles vorausgesetzt, nichts geprüft worden) würde für die Goldwährung und ihre Theorie derart ungünstig ausfallen, solche vernichtende Aufklärung bringen, daß die Diskussion der Liquidationsklausel den geplanten Goldwährungsbund wahrscheinlich in die Brüche führen würde.

Eine solche Untersuchung darf daher auch in einem Buch wie diesem, das der Goldwährung zu Hilfe eilen soll, unter keinen Umständen angestellt werden.

[Einen Einblick in die Verhältnisse, die in einer Liquidationsklausel der Goldwährung berücksichtigt werden müßten, bietet S. Gesells Schrift: Das Monopol der Schweizerischen Nationalbank. Verlag K. J. Wyß in Bern.]

Ausblick

Mit Hilfe der vorgeschlagenen Reformen würde sich der Handel für eine Weile ganz normal weiter entwickeln können. Unter Beibehaltung der Goldwährung und voller Ausbildung des der Goldwährung zugrunde liegenden Gedankens vertragsmäßiger Internationalität der Währung kann man tatsächlich die Schäden der Goldwährung, die durch die ziellose Banknotenpolitik und durch die ungenügende Berücksichtigung des internationalen Charakters der Goldwährung überall zutage treten, beseitigen und zwar für eine

Reihe von Jahren. Man kann den Handel vor Baisse und Hausse schützen, freilich nicht durch passives Gehenlassen, sondern durch eine ununterbrochene Kette aktiver Handlungen.

Aber nun passiert etwas ganz Absonderliches, etwas Verdächtiges, etwas, was mit innerer Notwendigkeit das gesamte herkömmliche Geldwesen, die Goldwährung, die Doppelwährung wie auch die Papierwährung dem Bankrott, dem theoretischen wie praktischen Bankrott entgegentreibt, und zwar merkwürdigerweise um so schneller, um so sicherer, je wohlthätiger, je wirksamer die Reformen waren, womit wir die Schäden der Goldwährung zu umgehen suchten. Wir wollten mit unseren Vorschlägen die Wirtschaftskrisen unter Beibehaltung der Goldwährung beseitigen – jetzt wird es sich zeigen, daß die Krise *Voraussetzung und Lebenselement* der Goldwährung ist; daß die Goldwährung zu ihrem Bestande den Bankrott, die Arbeitslosigkeit, den Zins ebenso nötig hat wie der Mensch die Luft. Die organischen Schäden der Goldwährung wie der ihr nachgeäfften Papierwährung müssen jetzt doch offenbar werden.

Die Volkswirtschaft ist vor dem stetigen Wechsel der Konjunkturen gesichert. Das Geldangebot wird dem Warenangebot im In- und Auslande ständig und mit Sorgfalt derart angepaßt, daß die Warenpreise im Durchschnitt weder steigen noch fallen können. Keine Krise unterbricht mehr die ruhige Entwicklung der Volks- und Privatwirtschaft. Arbeitslosigkeit existiert nicht mehr. Seit 5–10–20 Jahren hat man ununterbrochen gearbeitet. Es ist jetzt von allem, was das Volk braucht, reichlich, überreichlich da, und trotzdem spricht niemand von Überproduktion, vom Niedergang der Preise. Es wird eben immer genau so viel Geld in den Verkehr gebracht, daß die Preise nicht fallen können. Und so lange die Warenpreise nicht sinken, ist der Tausch, der Handel möglich, kann der Kaufmann Ware gebrauchen, wird auch weiter gearbeitet. Das Geldangebot geht parallel mit der Warenproduktion.

Was bedeutet nun das alles; *wie verhält sich der Kapitalzins zu dieser Erscheinung?* Der Zins zeigt das Verhältnis an zwischen Borgern und Verleihern, wie der Preis das Verhältnis zwischen Käufern und Verkäufern anzeigt. Viele Borger, hoher Zins; viele Verleiher, niedriger Zins; wenig Borger, niedriger Zins, wenig Verleiher, hoher Zins.

Wenn nun seit 5–10–20 Jahren ohne Krise, d. h. ohne Unterbrechung gearbeitet worden ist, wenn die Arbeiter nicht mehr gezwungen werden, wochen- und monatelang zu feiern und in dieser

Zeit ihre Ersparnisse aufzuzehren, wenn infolgedessen die Spareinlagen ohne Unterbrechung wachsen – wächst da nicht die Zahl der Verleiher, geht da nicht die Zahl der Borger zurück, muß da der Zinsfuß nicht fallen, wie der Preis sinkt, wenn das Angebot steigt, die Nachfrage zurückgeht?

Und wenn der Zinsfuß sinkt und während 5-10-20 Jahre ununterbrochen gebaut worden ist, muß da nicht die Wohnungsmiete entsprechend sinken, muß da nicht der Kapitalertrag (mit Ausnahme der Grundrente), ganz allgemein mit dem Zinsfuß zusammenfallen? Nehmen wir an, die Sparkassen böten Geld zu einem niedrigeren Zins an als die Häuser und Fabrikanlagen abwerfen – so werden weiter Häuser und Fabriken gebaut werden.

Und dann kommt der Moment, er muß kommen, wo die Mieten heruntergehen ebenso wie der Kapitalzins der Industrie, wo die Häuser, die Schiffe, die Eisenbahnen, die Fabriken, die Gasanstalten, die Warenlager nicht mehr 5%, sondern nur 4-3-2% einbringen. Und wem kommt dieser Rückgang des Kapitalzinses wieder zugute, wem anders als dem Arbeiter, der durch seine Ersparnisse den Zinsfuß heruntergedrückt hatte und der nun mit höherem Lohne und niedrigerer Wohnungsmiete mehr sparen, den Zins also noch weiter drücken kann? Der Zins geht herunter, sinkt tiefer und tiefer, er wird ersäuft in einem Meer von Kapital, in einer parallel mit dem Rückgang des Zinsfußes wachsenden *Überproduktion von Kapital*.

Die sogenannte *Überproduktion an Waren*, d. h. die Baisse, der Preisrückgang ist durch die Reformen in der Währungspolitik zu einer *Überproduktion an Kapital* umgekippt, und während die Baisse in den Preisen den Warenaustausch unmöglich machte, die Produzenten zur Niederlegung der Arbeit zwang, zieht die Arbeit aus dem Niedergang des Zinsfußes immer neue Anregung zu vermehrter Produktion, zu neuen Anläufen, die den Zins schließlich ganz beseitigen.

Es besteht kein Zweifel, der Zins muß fallen, sobald die Krisen, diese Mörderinnen der Volkswirtschaft, diese Zerstörerinnen der Güter, die mehr verwüsteten als die Hunnen, als die Pest, als die Kirchen, als der Krieg, unterdrückt, sobald die Arbeitslosigkeit beseitigt und die Masse des Volkes auf dem Anleihemarkt, vom Standplatz der Borger zu dem der Verleiher übergeht.

Wer aber verleiht Geld, das keinen Zins abwirft, wie kommt das von den Sparern dem Verkehr entzogene Geld wieder in den Verkehr, wenn dem Sparer kein Zins geboten wird?

Kein Zins, kein Geld. [Wie heute mancher seine Mittel wenig sicheren Unternehmen zur Verfügung stellt, in der Hoffnung, einen höheren als den Durchschnittszins von $3\frac{1}{2} - 4\%$ zu erzielen, so würde auch bei einem Durchschnittszins von 0% mancher gewiß sein Geld hergeben, in der Hoffnung, doch einen positiven Zins zu erzielen, aber gerade so wie heute die große Masse sich mit dem Durchschnittszins zufrieden gibt (Vermögensanlage bei Sparkassen, in Pfandbriefen, Konsols usw.), so würde auch bei 0% die große Masse ihr Glück nicht wagen und eben einfach das Geld, das bare Geld im Kasten lassen.] **Pas d'argent, pas de Suisses.** Ohne Zins kein Geldumlauf, und ohne Geldumlauf kein Warenaustausch. Keine Arbeitsteilung. Hunger.

Die ganze Zeit der Kapitalüberproduktion wäre eine Zeit außerordentlichen wirtschaftlichen Fortschrittes, eine Zeit, wie wir sie in den glänzendsten Geschichtsperioden nur angedeutet finden, aber der Fortschritt müßte schließlich auf ehernen Widerstand stoßen, auch die verbesserte Währung kann auf die Dauer den Wohlstand nicht vertragen.

Damit das gesparte Geld in Umlauf kommt, ist heute der Zins nötig, damit Zins erhoben werden kann, müssen die Borger zahlreicher als die Verleiher sein, muß ein Mangel an Kapital, an Fabriken, Schiffen, Häusern, ein Überfluß an Bettlern sein. Und diesen Mangel kann nur ein Vandal, die Krise, die Unterbrechung der Produktion, die Arbeitslosigkeit erzeugen. Um uns Bahn zu brechen aus der Sackgasse, müssen wir zerstören, mit Bewußtsein sengen und brennen, bis der Überfluß, in dem das Kapital erstickte, verschwindet und der Zins, dieser Erzfeind aller Kultur, seine Wiedergeburt feiern kann.

Flürsheim, der mit seinen sonst in vielen Beziehungen so vorgeschrittenen Währungsstudien leider nicht über diesen Punkt hinausgekommen ist, schlägt vor, daß der Staat für das sich in den Sparkassen aufhäufende Geld neues Geld drucken und durch Staatsausgaben in den Verkehr bringen soll.

Das Publikum würde also das Geld zuhause behalten, wo es mit der Zeit zu Bergen sich anhäufen würde, während der Staat für den Einzug solcher Geldmassen nichts in Händen hätte als Kanäle, Tunnels, Kasernen. Kommt es dann vor, daß das Volk (etwa infolge einer Fehlernte) von den ersparten Geldern in größerem Maßstab Gebrauch machen will, so kann der Staat die einsetzende Hausse nicht verhindern. Es kommt zu Differenzen a la Hausse, die das Geld auf den Markt locken und dazu führen, daß die während 5–10–20 oder noch viel mehr Jahren gesparten Geldmassen (Tausende von Millionen) sich lawinenartig auf den Markt ergießen und dort zu einer Rieseninflation führen.

Wir können alle Schäden der Goldwährung umgehen, wir können die Goldwährung für eine geraume Weile dem Handel dienstbar machen, wir können sie bemeistern. Aber das werden wir niemals erreichen, daß das Goldgeld (oder auf Gold lautende Banknoten, wie auch das gemeine Papiergeld) ohne Zins angeboten werde. Das Geld sammelt sich in den Sparkassen. In der Industrie, im Baugewerbe bringt es keinen Zins mehr ein. Niemand hat ein Interesse daran, es in Umlauf zu setzen. Sogar im Handel, im Warenaustausch, in seiner Domäne, versagt es seinen Dienst, denn bares Geld „in Ware stecken“ ohne Zins erwarten zu können, das tut niemand. Das Sparmittel hat das Tauschmittel erdrosselt, die siamesische Mißgeburt, die materielle Vereinigung von Tausch- und Sparmittel, begeht den zu ihrer Befreiung nötigen Brudermord. Das Sparmittel erweist sich in diesem Kampfe als das stärkere. Der Zins siegt, und erst mit der Wiedergeburt des Zinses wird der Geldumlauf wieder frei.

Muß es denn nun tatsächlich immer zu Zins- und Arbeitslosigkeit führen? Gibt es keinen Ausweg aus der Sackgasse, in die uns selbst eine vernunftgemäße Währungs politik führen wird?

Der Wertapostat, der frei von allen Visionen vorurteilslos an die Probleme der Volkswirtschaft herangeht, schaut mit Siegesbewußtsein in die Zukunft; er weiß, daß das Geldwesen ihm keine Schwierigkeiten mehr bereiten kann, die er nicht zu überwinden vermag. Der Wertapostat beherrscht das Geld. Wie der Schmied das starre Eisen nach seinem Willen formt, so formt der Wertapostat das Geld nach den Bedürfnissen der Volkswirtschaft, nach den Bedürfnissen des Volkes, das in der Kultur vorwärts kommen soll.

Die Wertvision unterwarf den Handel, die Arbeitsteilung, die Kultur der Herrschaft eines Hirngespinstes, eines Despoten, der um so tyrannischer regierte, je unzugänglicher und darum auch unverantwortlicher er war. Das vom Wertglauben malträtierte Geld wurde störrig und bockte; in der Hand des Wertapostaten wird es sich als williges Werkzeug, als ein wachsartig-plastischer Stoff erweisen.

Die Geldtheorie zur aktiven Währungspolitik

Nachfrage und Angebot, d. i. das Quantum des angebotenen Geldes und das Quantum der angebotenen Waren, bestimmen das Verhältnis, in dem beide Dinge ausgetauscht werden.

Dies ist das Hauptgesetz des Tausches. Was das Newtonsche Gravitationsgesetz für die Astronomie, das bedeutet dieser Satz für die Volkswirtschaftslehre, die nicht mehr noch weniger sein kann als ein bloßer Kommentar dazu.

Auch die Theorie des Geldes kann nur ein solcher Kommentar sein; was darüber hinausstrebt oder darunter bleibt, ist für die Erklärung des Geldwesens unwesentlich. Weil das Grundgesetz der Volkswirtschaft nicht wie das der Astronomie mit einem berühmten Namen verknüpft ist, sondern der Marktweiberweisheit entstammt, dabei banal und abgedroschen klingt, hat sich die Wissenschaft nicht damit begnügen wollen und hat nach einer anderen Theorie gefahndet. Und da diese Wissenschaft nun einmal im Wertwahn befangen war und dieser sogenannte Wert als das Fundament der Volkswirtschaftslehre angesehen wurde, so war es natürlich, daß auch die gesuchte Theorie des Geldes mit diesem traurigen Hirngespinnst verknüpft wurde.

Doch das Geld ist der *Brennpunkt* der Volkswirtschaft, und es konnte darum nicht ausbleiben, daß die Fadenscheinigkeit solcher Hirngespinnste in diesem grellen Licht sogar den Wertgläubigen offenbar wurde. Und in der Tat, lange bevor *Gottl* in seiner epochemachenden Schrift [Gottl: Der Wertgedanke. Jena, Gustav Fischer.] den Wertglauben als Wahnvorstellung abgetan und so allen darauf errichteten Theorien (den bürgerlichen wie den sozialistischen) das Fundament entzogen, waren schon die mit Werthalluzination verknüpften Geldtheorien auf dem Wege der gewöhnlichen Kritik, die nicht die Voraussetzungen untersucht (hier also die Frage: Ist der Wert?), sondern sich mit der Hervorkehrung der inneren Widersprüche begnügt, als unhaltbar nachgewiesen worden.

So sagt Knut Wicksell: [Knut Wicksell, Geldzins und Güterpreise, S.III. Jena, Gustav Fischer.] „Ich hegte schon den Verdacht und wurde durch ein eingehendes Studium, besonders von Tooke und seiner Anhänger Schriften mehr und

mehr in demselben bestärkt, daß es neben der Quantitätstheorie in Wirklichkeit keine zweite gibt, welcher der Name einer durchgeführten, in sich zusammenhängenden Theorie des Geldes beigelegt werden könnte. Ist nun jene Theorie falsch oder inwieweit sie falsch ist, so gibt es bis heutigen Tages eben nur eine falsche Theorie des Geldes.“

Und die Quantitätstheorie, dieser letzte, zähe Sprößling des Werthbugs, verdankt diese Lebenskraft nur dem Umstand, daß er ganz aus der Art geschlagen ist. Im Irrenhaus geboren, ist er von vierschrotigen Marktweibern großgezogen worden, die niemals Wertvisionen haben. Was die Quantitätstheorie Positives leistet, verdankt sie der Lehre, daß Nachfrage und Angebot die Preise souverän bestimmen, und wo sie auf Schwierigkeiten und Widersprüche stößt, so ist es sicher gleich dort, wo sie die Rockschoße der Marktweiber losläßt, um im Wertschwindel die Elemente zu einem selbständigen Leben zu suchen.

Die Quantitätstheorie, die letzte die Wertepoche noch überlebende positive Geldtheorie, ist falsch, weil sie sich von der Wertsklaverei noch nicht völlig hat freimachen können, weil diese den Tausch der Produkte nicht als eine Handlung betrachtet, sondern als die Wirkung einer erdichteten Eigenschaft, eben des sogenannten Wertes.

Nach der Quantitätstheorie ist es das Quantum des im Geld eingeschachtelten Wertes, was den Tausch veranlaßt, bestimmt, begrenzt. Also keine Spur einer Handlung. Wie das Gewicht des Eisens auf die Waagschale, so wirkt auch in dieser Theorie das Quantum des im Gelde aufgehäuften Wertes auf den Tausch, wobei allerdings der verdächtige Widerspruch ungelöst bleibt, daß dieser sogenannte Wert nicht mit dem Quantum des Geldes wächst. Eine doppelte Menge Eisen gibt doppeltes Gewicht, aber eine Verdoppelung des Geldes verdoppelt nicht den Wert – was doch unbedingt der Fall sein müßte, wenn dieser mysteriöse Wert eine Eigenschaft wäre. Also eine ganz und gar unbegreifliche, übernatürliche Sache, ein wüster Gedankenbrei, oder wie *Marx*, der Hauptwertapostel es selber sagt – eine gespenstische Eigenschaft.

Freilich ist das nur die „naive“ Quantitätstheorie, aber die sogenannte kritische Quantitätstheorie, die neben dem Quantum des im Gelde konservierten Wertes noch der Umlaufgeschwindigkeit einen Einfluß auf das Tauschverhältnis einräumt, führt in diese Theorie ein Element ein, das in Wirklichkeit Alleinherrscher ist und das sich noch niemals zu solcher Nebenrolle hergegeben hat.

Die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes ist nämlich eine willkürliche Handlung der Geldbesitzer (s. Kriegsschatz in Spandau, der in 40 Jahren nicht einmal angeboten wurde) und ist im Grunde nichts anderes als das, was man sonst die Nachfrage nennt.

Das gegen Waren vom Geldbesitzer willkürlich angebotene Geld – das ist die berühmte Nachfrage, die, je nachdem es die Geldbesitzer mit dem Kauf eilig (Hausse) oder nicht eilig (Baisse) haben, die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes gibt und die im Verein mit dem Warenangebot das Tauschverhältnis souverän bestimmen.

Wo also die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes als Element der Preisbestimmung anerkannt wird, da hat der Wertglaube keinen Platz mehr. Daher die Widersprüche, auf die die Wertsklaven mit der kritischen Quantitätstheorie stoßen, und die sie nur unter der Bedingung werden lösen können, daß sie das Wertgift aus ihrem Körper schaffen.

Nachfrage und Angebot bestimmen das Tauschverhältnis zwischen Waren und Geld, selbstherrlich, ohne irgend eine Einschränkung.

Auf diesem Grundpfeiler steht auch die Theorie des Geldes, und wer zu einer vollständigen, logisch durchgeführten Theorie des Geldes gelangen will, dem bleibt nichts anderes mit dem Geld zu tun übrig, als mit Vor-, Nach-, Rück-, Weit- und Umsicht alle Umstände zu untersuchen, die auf die Nachfrage und das Angebot des Geldes einwirken. Erst dann wird er sagen können, daß er eine Theorie des Geldes besitzt, daß er dieser wichtigsten aller staatlichen Einrichtungen nicht mehr verständnislos gegenübersteht, daß er das Geld beherrscht, und daß er nunmehr imstande ist, vorurteilslos, weil frei von der Wertbesessenheit, alle Vorschläge selbständig zu prüfen, die in letzter Zeit auftauchten, um die im Gelde schlummernden merkamotorischen Kräfte der Volkswirtschaft statt dem Schwindel dienstbar zu machen.

Es gibt in der Volkswirtschaft nur Preise, durch Nachfrage und Angebot selbstherrlich bestimmte Preise. Der konkrete Preis, das was ich an Waren für Geld erstanden, d. h. in der Hand halte, und der abstrakte Preis, das was man wahrscheinlich möglicherweise, voraussichtlich für eine Ware, oder ein Stück Geld wird erzielen können. (Diesen letzten abstrakten Preis hat das Volk immer im Sinne, wenn vom Wert einer Sache die Rede ist; nicht aber so die Wissenschaft.)

Und mehr gibt es nicht. In Preisen löst sich die Privat-,

Volks- und Weltwirtschaft auf. Auch die Wissenschaft wird, wenn sie einmal die Wertbrille ablegt, nur mehr Preise sehen.

Mit der Verscheuchung des Wertgespenstes verliert die heute betriebene Notenbankpolitik auch den letzten Schein eines theoretischen Rückhaltes. Diese Politik ist als nackte geistlose Routine entlarvt. Vom Standpunkt einer geläuterten Geldtheorie, vom Standpunkt des Geldzweckes der Arbeitsteilung aus muß man sie direkt als Unsinn bezeichnen.



Von *Silvio Gesell* erschien:

Die Anpassung des Geldes und seiner Verwaltung
an die Bedürfnisse des modernen Verkehrs.

(208 S.) Mk. 2.—. Zur Zeit vergriffen.

La cuestion monetaria argentina. (75 S.) Mk. 1.—. Buenos Aires.

Das Monopol der Schweizer Nationalbank und
die Grenzen der Notenausgabe im Falle einer
Goldsperr. (42 S.) Mk. —.50. Bern: K. J. Wyss.

Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen
Arbeitsertrag durch die Geld- und Boden-
reform. Leipzig: Bernhard Hermann.

Zinsfreie Darlehen. (Sonderabdruck der im vorhergehenden Buche entwickelten Zinstheorie.) Mk. 1.—.



Von *Ernst Frankfurth* erschien:

Das arbeitslose Einkommen. Eine Skizze. (38 S.) Mk. 1.—. Arosa u. Leipzig: F. Junginger-Hefti.



**La pletora monetaria de 1909
y
la anemia monetaria de 1898**

**Die Geldschwemme von 1909
und
die Geldflaute von 1898**

Noch sind keine zehn Jahre vergangen, seit die Konversionskasse ihren Betrieb aufgenommen hat.

Ihr Anfangskapital bestand aus einer leeren Kasse und einer Druckpresse; als Grundlage für ihre Kreditfähigkeit dienten ihr der öffentliche Unglaube, die Verwünschungen eines großen Teils der Presse und die pessimistischen Prognosen der wissenschaftlichen Kapazitäten der ganzen Welt.

Heute ist die Kasse voll zum Überlaufen; in ihr werden 140 Millionen Goldpesos, 200 (zweihundert) Tonnen mit je 1000 Kilo 24-karätigem Gold verwahrt, und bewacht wird sie von bewaffneten Militärspersonen.

Die Agiofluktuationen gehören der Vergangenheit an; das übelbeleumdete Geld der Republik hat sich in Gold verwandelt, und unter dem Schutz stabiler Wechselkurse haben sich Handel und Industrie zufriedenstellend entwickelt. Ohne jeden künstlichen Anreiz wachsen die Einwandererzahlen, die Verzinsung der Staatsschuld erfolgt pünktlich, und die Schuldtitel stehen in hohem Ansehen. Von Krise wird nicht mehr geredet, Konkursfälle sind spärlich. Alles, sogar das Auftreten, das Aussehen, ja sogar das Gewicht der Einwohner und der Tiere beweisen den Wohlstand des Landes.

Viele der Gegner des Konversionsgesetzes sind zu Verteidigern geworden; sei es, daß die Tatsachen sie zu einer Revision der theoretischen Grundlage ihrer Gegnerschaft zwangen, sei es, weil sie feststellen mußten, daß ihre Interessen keinen Schaden genommen haben; sei es, daß sie vom Glanz der 200 Tonnen Feingold geblendet wurden.

Was sagen zu all dem die wissenschaftlichen Autoritäten in Sachen Währung, was sagen die deutschen, französischen, britischen Professoren? Was sagt die alte sozialökonomische Schule? Noch herrscht Schweigen, tiefes Schweigen, aber man weiß, daß das Ergebnis des argentinischen Konversionsgesetzes sie alle zwingt, die Grundlage ihrer Wirtschaftsmodelle, das heißt die Werttheorie zu überprüfen.

Obwohl tausend verschiedene Werttheorien existieren und heute niemand eine Antwort auf die Frage geben kann, was Wert ist, ohne daß sich von allen Seiten Gegner über ihn hermachen, geht die gesamte Wirtschaftsliteratur der Welt, einschließlich der soziologischen und sozialistischen, von der mystischen Idee aus, daß die Waren eine besondere „Eigenschaft“ besitzen, die chemisch nicht faßbar ist und die sie „Wert“ nennen.

Wie dem auch sei, diese famose, körperlose Grundlage der wirtschaftswissenschaftlichen Untersuchungen gibt es nicht. Die 200 bei der Konversionskasse aufbewahrten Tonnen Feingold, an deren Stelle bunte, von der Druckpresse hergestellte Papierzettel ausgegeben wurden, sind der sicht- und fühlbare Beweis dafür, daß der Wert eine Fiktion ist, eines von den vielen Produkten der ach so üppigen menschlichen Phantasie.

Man sagt, daß es sich dabei um eine den Waren innewohnende Eigenschaft handle, wie z. B. das Gewicht des Bleis oder die Hitze der Sonne. Und entsprechend redet man vom „inhärenten“ Wert, dem „realen“ oder „fiktiven“, dem „übertriebenen“ Wert etc., etc. Vom Gold insbesondere wird behauptet, daß es zur „Wertkonservierung“ diene wie Essig und Salz zur Konservierung von Lebensmitteln. Das Gold sei eine „Wertkonserve“.

Nun gut. Worin aber besteht dieser „inhärente Wert“ des Papiers, das die Druckpressen der Calle Defensa ausstoßen und dem das Gold aus allen Teilen der Erde nachläuft, um sich ohne jeden Abzug gegen dieses umzutauschen? Das Gold läßt sich gegen keinen einzigen Gegenstand umtauschen, ohne einen Nachlaß zu verlangen (so die moderne Theorie der Kapitalverzinsung), eine Ausnahme bildet lediglich das unbedeutende Produkt der Konversionskasse. Das Papier der Konversionskasse ist das einzige Industrieerzeugnis, das dem Gold, dieser famosen Wertkonserve, vollständig gleichwertig ist.

Die Anwesenheit der 200 Tonnen 24-karätigen Goldes in der argentinischen Konversionskasse, die hier ohne den geringsten Zinsaufwand zusammengeströmt sind, fordert eine wissenschaftliche Erklärung, und angesichts dieser Notwendigkeit müssen alle Werttheorien Konkurs anmelden. Der Konkurs der alten sozialökonomischen Schule, der sich bereits im allgemeinen Scheitern der wiederholten Versuche ankündigte, eine Definition des Wertes zu finden, wurde durch die argentinische Konversionskasse offenbar. Das „Debakel“ des Wertglaubens ist bereits im Gang, siehe Friedrich *Gottf.*: „Der Wertgedanke“, und es besteht kein Zweifel, daß die gesamte Bibliothek der alten sozialökonomischen Schule unter dem Gewicht der 200 Tonnen Feingold zusammenbrechen wird. Die argentinische Konversionskasse verwandelt sich in das Mausoleum aller Wirtschaftsvisionäre der mystischen Lehre vom Wert. Aber nach der Vernichtung der Wirtschaftswissenschaft stehen wir ohne Geldtheorie da, denn nach der Überführung des Geldwertes als Fiktion verlieren alle Geldtheorien ihre Grundlage - und darin besteht die Gefahr.

Fiktiv oder real, die Geldtheorien hatten ihre Moral, denn aus jeder beliebigen Fiktion läßt sich eine durchaus reale Moral ableiten. So war und ist der Teufel im geistigen Leben der Menschen noch immer eine sehr bedeutende Persönlichkeit. Und so hat die Fiktion vom Wert viele Regierungen dazu gezwungen, bestimmte wirtschaftliche Regeln zu respektieren, die aus der Moral einer Fiktion - dem Wert - abgeleitet wurden. Fällt der Teufel, so ist der Mensch frei, er kann gut oder böse handeln: Fällt der Wert, so ist der Weg in der Währungspolitik offen für alles, für Scharlatanerie, Fetischismus und wissenschaftliche Arbeit.

Die Fiktion des Wertes, des famosen inhärenten Goldwertes, über die tausend Theorien und noch einmal tausend Definitionen bestanden, befreite die Regierung von jeglicher Verpflichtung und Verantwortung in Sachen Währung.

Nachdem die Konversion, die das Geld mit dem Goldwert ebenso in Beziehung setzt wie das Haus mit der Gasleitung, gewährleistet war, konnte sich die Regierung im übrigen passiv verhalten. Und das geht so weit, daß die argentinische Regierung seit der Verabschiedung des Konversionsgesetzes in bezug auf die Währung keinen Finger gerührt hat. Die Fiktion des Wertes und die daraus abgeleitete Moral regiert den Geldmarkt automatisch. *Laissez faire, laissez aller* – das war der Wahlspruch des Volkes, der Regierung, der Wissenschaft im Zusammenhang mit der Währung.

Nachdem diese bequeme Theorie nunmehr zerschlagen ist, taucht für die öffentliche Geldverwaltung die Verpflichtung auf, einzugreifen, zu entscheiden, zu arbeiten, zu verwalten, um all das zu bewirken, von dem wir glaubten, daß es von der Fiktion selbsttätig bewirkt würde. Der Wertglaube entsprach in Währungsfragen dem Fatalismus, dem Beharrungsvermögen, der unbewußten Anarchie; der Abfall von diesem Glauben zwingt uns zum Handeln, zur *monetären Aktion*.

Es ist daher dringend, die Grundlagen für diese monetäre Aktion, für diese Währungspolitik zu legen und diese vor aller Scharlatanerie und Puscherei zu schützen, denn wenn die Währung zum Experimentieren freigegeben wird, so kann das für die Wirtschaft nur fatale Folgen haben.

Glücklicherweise benötigen wir keine langen Diskussionen, um uns in der Sache einig zu werden; die Erfordernisse der Wirtschaft, denen sich die Währungspolitik selbstverständlich unterzuordnen hat, sind so einfach und klar, daß sie sich für unterschiedliche Auslegungen nicht hergeben, und deshalb kann es in allen Ländern der Welt nur eine Formel, ein System, ein Währungsgesetz geben.

Für eine normale Entwicklung benötigt der Handel lediglich die Stabilität der Relationen zwischen den Waren und dem Geld, das heißt Festpreise, besser gesagt, ein festes Preisniveau. Daß einige Waren im Preis steigen und andere fallen, läßt sich nicht vermeiden. Anders steht es mit dem *Durchschnittspreis*: Die Stabilisierung desselben läßt sich sehr wohl fordern und erreichen. Die Stabilität, die Überwindung der Konjunkturschwankungen, von „boom and hard times“, wie die Amerikaner sie nennen, von „baisse et hausse“ wie es auf Französisch heißt, das ist alles, was die Kaufleute von der Währungspolitik verlangen. Das allgemeine Preisniveau muß stabil sein.

Und es ist einfach genug, diese Wünsche zu befriedigen, sowie wir uns völlig von der Verblendung befreit haben, die wir der Wertfiktion verdanken, und uns von der Notwendigkeit gezielter währungspolitischer Maßnahmen überzeugt haben. Die Preise richten sich nach dem Gesetz von „Angebot und Nachfrage“, wobei die Nachfrage auch als Angebot von Geld definiert werden kann, während das Angebot den vorhandenen Warenlagerbeständen entspricht. Wenn viel Geld angeboten wird, steigen die Preise; sie sinken, wenn das angebotene Geld knapp wird. Es folgt: *Wenn das Geldangebot dem Warenangebot angepaßt wird, bleiben die Preise stabil*, und zwar heute, morgen und bis in alle Ewigkeit. Die Geldpolitik muß somit lediglich alle Energie auf diese Angleichung richten, indem sie für eine Vergrößerung des Geldangebotes sorgt, wenn das Preisniveau sinkt, und indem sie für seine Reduzierung sorgt, wenn das Preisniveau steigt, um alle Erwartungen des „reinen“ Handels zu befriedigen (und nur um diesen darf es gehen).

Die geldpolitischen Maßnahmen, die ich in dieser Schrift empfehle, verfolgen den einzigen Zweck, die Schwankungen des allgemeinen Preisniveaus mit Hilfe einer systematischen, konstanten und täglichen Anpassung des allgemeinen Geldangebotes an die allgemeine Warenproduktion auszuschalten.

Diese Maßnahmen sind die erste Frucht des Erdrutsches im Bereich der

Wirtschaftswissenschaften, der sich im Anschluß an die Forschungen abzeichnet, die durch die Anwesenheit der 200 Tonnen Feingold in der argentinischen Konversionskasse ausgelöst werden.

Jeder, der den Wert angreift, greift das theoretische Fundament des ökonomischen Glaubensbekenntnisses an. Es darf also nicht verwundern, sondern ist nur logisch und natürlich, daß die mit dieser Schrift vorgeschlagenen geldpolitischen Maßnahmen viel Wind machen werden.

Jedoch ist es noch immer einfacher, die Wissenschaft von ausgetretenen Pfaden abzubringen, als sich mit der Praxis und der Öffentlichkeit anzulegen, wenn es um die Lösung öffentlicher Angelegenheiten geht. Diese Erschwerung einer vernünftigen Geldpolitik ist um so ernster, wenn man bedenkt, daß die Allgemeinheit vor komplexen Problemen stets Angst und Schrecken empfindet und daß an die Stelle einer gründlichen persönlichen Prüfung der Gründe und Theorien die Frage nach der Person tritt, von der diese Vorschläge ausgehen. Je nach der Antwort auf diese Frage werden die Vorschläge sodann angenommen oder abgelehnt.

Zum Glück bin ich kein ganz Unbekannter in den Kreisen derjenigen, die sich weltweit mit Währungsfragen herumschlagen, und habe auch in dieser Republik einige Titel veröffentlicht, die mich mindestens als Sachkenner auf diesem Gebiet ausweisen. Und im Verfolgen meiner Ziele und nicht aus kindischer Eitelkeit werde ich diese Titel jetzt nochmals erwähnen.

Das argentinische Konversionsgesetz, dessen Ergebnisse die Wirtschaftswissenschaftler der alten Schule in Erstaunen versetzt und die alle bekannten Geldtheorien vernichten und nicht nur dem Laien schlicht unerklärlich sind, wurde erstmalig in meiner 1898 erschienenen Schrift „Die argentinische Währungsfrage“ vorgeschlagen.

In dieser Schrift, die bis zur Verabschiedung des Konversionsgesetzes im Jahre 1900 die einzige Veröffentlichung blieb, die in allgemeiner und systematischer Art auf die zu erwartenden juristischen, sozialen und wirtschaftlichen Konsequenzen einging, zeigte ich, daß das Geld im allgemeinen, d. h. sowohl das Metall- wie das Papiergeld, stets als treuhänderisches Produkt der Gesetzgebung begriffen werden muß. Das Geld ist kein öffentlicher Schuldtitel. Und der Geldschein darf nicht wie die Schuldtitel mit der Absicht verwaltet werden, ihn aus der Zirkulation zu nehmen (die Schuld zu tilgen). Er muß im Gegenteil stets im Umlauf gehalten werden. Und die Währungsgesetze dürfen sich ausschließlich an den Interessen des Handels, d. h. des Warenaustausches (für den das Geld erfunden worden ist) orientieren, so daß alles, was mit Geld zu tun hat, den berechtigten Interessen der Wirtschaft unterzuordnen ist.

Mit diesem Nachweis befreite ich die ehrenwerten Patrioten von dem Alpdruck, den ihnen der Anblick der Banknoten verursachte, deren (überflüssiger) Aufdruck ein Hohn auf die Realität war, indem er die Banknote als öffentliche Schuld präsentierte, die, koste es, was es wolle, getilgt werden müsse. Ich zeigte, daß die Schwankungen des Kurswertes mit dem Geldmaterial (Papier) nichts zu tun haben, sondern ausschließlich auf das Fehlen einer vernünftigen Währungspolitik zurückgehen.

Weiterhin zeigte ich, daß, wenn wir jahrelang eine begrenzte und unveränderliche Menge Geldes in Umlauf halten, während sich das Warenangebot Jahr für Jahr verändert, und zwar meistens vergrößert, ein derartiges Verhalten notwendig zu den Schwankungen führen müsse, die alle Welt dem Geldmaterial Papier (ohne einen inneren Wert) anzulasten beliebt. Nachdem nunmehr die Beschuldigungen, die von der Wissenschaft aus reiner Gewohnheit gegen das bescheidene Material des argentinischen Geldes vorgebracht wurden, abgeschlagen sind, schlug ich eine radikale Änderung der Emissionspolitik und die Ermächtigung der Konversionskasse zur mengenmäßig unbeschränkten, nur den Erfordernissen der Kursstabilität unterworfenen Geldemission vor. Ich schlug vor, die Emissionskasse zu autorisieren, mit neuem Geld alles sich anbietende Gold zu einem Festkurs (z. Zt. 2,2727) zu kaufen und konnte nachweisen, daß diese Abnahmegarantie ein Absinken des Goldkurses unter diesen Festpreis unmöglich machen würde und daß infolge dieser Unmöglichkeit auch jede Spekulation ausgeschlossen würde, da der Spekulant nur an den Kursdifferenzen verdienen könne. Ich konnte nachweisen, daß die Krise, die damals den Handel heimsuchte und deren Grund bei der internationalen Politik (Chilekonflikt), der Heuschreckenplage, den Steuern und dem Papiergeld gesucht wurde, in Wirklichkeit auf nichts anderes als die Geldaufwertung zurückging, die gleiche Aufwertung, die die gesamte Bevölkerung, die Regierung, die Farmer, der Großgrundbesitz, die Industriellen und Arbeiter bis zur Goldparität fortgesetzt sehen wollten, überzeugt und hierin von den Werttheorien unterstützt, daß eine solche das Ende ihres Elends und den Beginn eines goldenen Zeitalters bedeuten würde. In diesem Zusammenhang muß daran erinnert werden daß seinerzeit zwei Drittel der ausgegebenen Geldmenge (d. h. 200 der 300 Millionen) bei den Banken konzentriert waren, dort zurückgehalten und ihrer Zweckbestimmung entzogen wurden, und zwar in der Hoffnung einer Aufwertung bis zur Goldparität. Man erinnere sich daran, daß der Handel stilllag, daß die Fabriken ihre Pforten schlossen, daß 40 000 Arbeiter durch die Straßen liefen und nach Arbeit suchten und daß auf den Mammutdemonstrationen die Wirtschaft, der Staat und die hohen Steuern für die Misere verantwortlich gemacht wurden.

Nur wenige waren es, die das Übel in den Währungsgesetzen festmachten, die die Regierungen dazu zwangen, in dem gleichen Maße, in dem der Geldbedarf der Wirtschaft stieg, Geldscheine zu verbrennen.

Ich konnte zeigen, daß der Versuch, das Geld noch weiter aufzuwerten, zu allgemeiner Arbeitslosigkeit führen würde, und daß das für die Konversion benötigte Geld angesichts der wirtschaftlichen Lähmungserscheinungen, die Hand in Hand mit einer allgemeinen Aufwertungserwartung zu gehen pflegen, nicht ins Land geholt werden könne. Die Aufwertung war unmöglich, eine Hoffnung, die allein durch die voraussichtlichen Konsequenzen ad absurdum geführt wurde. Ich sagte, daß es genügen würde, diese Hoffnung zu zerstören, um die 200 in den Banken festliegenden Millionen auf den Markt zurückzubringen, um den Handel zu beleben, die Faktore zu öffnen, in einem Wort, um die Bevölkerung wieder an die Arbeit zu bringen, die einzige Art, um die Wirtschaftslage

zu verbessern. Und da ich von der Wahrheit dieser These überzeugt war, wagte ich die Prognose, daß mit der Autorisation mengenmäßig unbegrenzter, nur durch die Erfordernisse der Wirtschaft gebremster Geldmissionen das Gold, weit entfernt, die Flucht aus dem Lande anzutreten, aus allen Teilen der Erde hier zusammenströmen würde, angelockt von den durch Industrie und Landwirtschaft in stets wachsenden Mengen auf den Markt geworfenen Erzeugnissen. Ich stellte auch eine Berechnung der Goldmengen an, die die Konversionskasse jährlich einnehmen würde.

Diese in einer Auflage von 500 Exemplaren gedruckte Schrift schickte ich den Abgeordneten und Senatoren, dem Finanzministerium sowie allen mir im Ausland bekannten Interessenten für Währungsfragen.

Das, was ich 1898 vorschlug, wurde zwei Jahre später zum Gesetz gemacht, und die Tatsachen bestätigten alle meine Berechnungen und Prognosen genau.

Wenn also die Vorschläge, die ich 1898 in klarem Gegensatz zur herkömmlichen Wirtschaftstheorie und der öffentlichen Meinung machte, sich als vernünftig herausstellten, dann glaube ich, daß meine neuen Projekte für die Verbesserung unseres Tauschmittels den Vertrauensvorschuß genießen werden, den der Erfolg gewährt. Und wenn gefragt wird, wer es ist, von dem ein so außerordentlicher Vorschlag ausgeht, so wird man sich daran erinnern, daß es der gleiche ist, der in einer Zeit, als das ganze Volk von der Hoffnung auf eine Geldaufwertung bis zur Parität wie berauscht war, das Irrationale solcher Erwartungen nachwies und das heute gültige Konversionsgesetz forderte, das dem Land so großen Nutzen gebracht hat.

Um meine neuen Vorschläge zu verstehen, ist es unerlässlich, die Schrift „Die argentinische Währungsfrage“ heranzuziehen, deren erste Auflage völlig vergriffen ist. Ich stelle sie dieser Schrift daher als Teil 1 voran.

Teil 1

Eine Untersuchung der Natur der gegenwärtigen Wirtschaftskrise

Das Gesetz begünstigt den Abbau der Preise. Die Gesetze über Notenausgabe gestatten der Regierung nicht, das Geldangebot der wachsenden Nachfrage anzupassen; im Gegenteil, jene Gesetze bestimmen, daß ein Teil der staatlichen Geldeinnahme zurückgezogen und verbrannt werde, in der offenkundigen Absicht, dadurch die Warenpreise abzubauen, den Wert des Geldes zu heben und in der Erwartung, daß mit der Zeit der Peso-Nationalgeld seinen ursprünglichen Preis, etwa das Dreifache des gegenwärtigen Standes, zurückerlangt.

Da jene Gesetze schon einige Jahre in Kraft sind, dürfen wir uns nicht wundern, daß ihre Wirkung fühlbar zu werden beginnt. Der Peso-Nationalgeld, Wertmesser und Tauschmittel des argentinischen Handels, die Grundlage aller Kapitalunternehmungen, beginnt, ernstlich knapp zu werden und im Wert zu steigen. Der Maßstab für alle Werte wächst, schwillt, erweitert sich. Und es kann folgerichtig auch nicht anders kommen, wenn einerseits mit dem Anwachsen der Bevölkerung der Bedarf an Geld zunimmt, während andererseits das Geldangebot künstlich beschränkt wird. Es ist die notwendige und angestrebte Wirkung der jetzigen Geldpolitik.

Das Geld steigt im Wert und wird zweifellos mit der Zeit noch weiter steigen. Solange die gegenwärtigen Gesetze über Notenausgabe bestehenbleiben, wird der Wert des Peso-Nationalgeld schrittweise weiter steigen, ganz übereinstimmend mit dem, was bei Erlaß dieser Gesetze bezweckt wurde.

Was aber haben wir von dieser Wertsteigerung des Geldes zu erwarten?
Antwort: *Den allgemeinen Preissturz.*

Mit der Hebung des Pesos müssen, im genauen Verhältnis dazu, die Preise aller übrigen Werte sinken.

Verdoppeln wir die Länge des Meterstabes, so wird die Länge aller mit ihm gemessenen Dinge um die Hälfte verkleinert, und da das Geld Maßstab für alle übrigen Werte ist, so gibt es keine Handelsware, die sich dem vom Anwachsen ihres Maßstabes, des Geldes, erzeugten Preissturz entziehen kann.

Die Waren im allgemeinen, die Mieten, Ländereien, Arbeitslöhne, Aktien von gewerblichen Unternehmungen, alles, alles ohne Ausnahme wird erdrückt durch das steigende Gewicht des Peso-Nationalgeldes.

Mit dem allgemeinen Sinken der Warenpreise muß auch der Goldpreis heruntergehen, denn auch Gold ist Ware, und kein Wertgegenstand kann sich dem durch die Geldknappheit bewirkten Preisrückgang entziehen. Der Rückgang des Goldpreises wird unmittelbar

die staatlichen Zolleinnahmen verringern, und falls die Regierung die Verwaltungskosten nicht vermindert, indem sie die Gehälter ihrer Beamten dem neuen Wertmaßstab anpaßt, so wird der jährliche Fehlbetrag im Staatshaushalt sich im genauen Verhältnis zur Wertsteigerung des Geldes erhöhen.

Auch die innerstaatlichen Abgaben, Patentgebühren usw. werden dem neuen Stand anzupassen sein. Die Tarife der verschiedenen staatlich beherrschten Unternehmungen - Eisenbahnen, Straßenbahnen, Standdroschken, Post und Telegraph, Gas- und Wasserwerke - alles muß berichtigt werden.

Die Kaufleute müssen alle ihre Berechnungen berichtigen, ebenso die Gewerbetreibenden und die Landwirte.

Und diese ganze gewaltige Arbeit wird fast täglich neu gemacht werden müssen, nämlich so oft die Nachfrage nach Geld sich wiederum einen Punkt höher stellt als das Angebot.

Alle Preise werden nur Tagesgültigkeit haben.

Und welchen vernünftigen Zweck kann diese Geldpolitik haben, die in das Handelsgetriebe Wirrnis trägt und nicht nur der Volkswirtschaft unberechenbaren Schaden zufügt, sondern auch den Gebräuchen und sogar den sittlichen Anschauungen des Volkes? Denn da, wo die Grundlage für eine gesunde Entfaltung des Handels fehlt, wo das Geld der notwendigen Wertbeständigkeit ermangelt, wo alle Preise stetem Wandel unterliegen, dort wird der Handelsstand allzusehr geneigt sein, sich auf zweifelhafte Unternehmungen aller Art einzulassen, und die bis dahin maßgebend gewesenen Ehrbegriffe werden Schaden leiden.

Wären diese mit Zahlen zu messenden Schwierigkeiten die einzigen oder die größten, die wir von der Geldknappheit zu befürchten haben, so würden sie kaum genügt haben, um einen Geschäftsmann zu bestimmen, zum Wohle der Allgemeinheit die Feder zu ergreifen.

Geben wir deshalb zu, was uns die Geschichte hinsichtlich der Geldknappheit, d. h. des allgemeinen Preisrückgangs, lehrt.

Geschichtliche Tatsachen

Die Geschichte lehrt uns folgendes: Während der ganzen Dauer des Mittelalters zeigte sich eine erstaunliche und außergewöhnliche Stockung in der Entwicklung von Handel und Gewerbe sowie im allgemeinen Fortschritt, eine geistige Schlawheit bei den verschiedenen Völkern. Diese Erscheinungen fielen zusammen mit einer ständig wachsenden Geldknappheit (einer Verteuerung des Geldes, einem Abbau der Preise), und umgekehrt ist der mit der Entdeckung Amerikas eingetretene Wandel in jenen Erscheinungen zurückzuführen auf die dann einsetzende Geldvermehrung und die damit auftretende all-

gemeine Preissteigerung. Dieser Wandel läßt sich mit der bloßen Entdeckung eines neuen Weltteils nicht erklären, denn Amerika erzeugte damals - mit alleiniger Ausnahme des Goldes - nichts von dem, was nicht auch die schon vorher bekannten Weltteile aufwiesen: Es lieferte weder besondere Menschen noch Gedanken noch nutzbare Stoffe.

Die hin- und herfahrenden Schiffe brachten aus Europa *Soldaten* und als Rückfracht *Gold*, Geld.

Und die zauberhaften Wirkungen dieses Goldes können wir auch nicht seinen stofflichen, metallischen Eigenschaften zuschreiben, denn als Geld gebraucht hat das Gold keine Gelegenheit, diese Wirkungen zu entwickeln.

In seiner Geldeigenschaft hat das Gold nur *eine* wirksame Eigenschaft: seinen Preis. Und dieser Preis ist nicht abhängig von Gewicht, Geruch oder chemischen Verwandtschaften des Goldes, sondern von Angebot und Nachfrage nach Geld; das Angebot von Geld dargestellt durch die am Markt erscheinende Geldmenge, die Nachfrage nach Geld durch die Menge und Beschaffenheit der zum Verkauf angebotenen Waren.

Insofern also ein ursächlicher Zusammenhang besteht zwischen dem in Amerika gefundenen Gold und dem bei seiner Einführung nach Europa entstandenen Aufschwung, müssen wir diese Wirkung dem Einfluß zuschreiben, den jenes Gold auf die Preise ausübte.

Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts an wurde das Geld wieder knapper (wie im Mittelalter), und während der ganzen Dauer dieses allgemeinen Abbaues der Preise sehen wir nichts als eine Aufeinanderfolge wirtschaftlicher Stockungen, von arbeitslosen Zeiten von staatlichen Umwälzungen.

Und als wiederum Handel und Gewerbe einen Aufschwung nahmen, die öffentlichen Einrichtungen, die allgemeine Lebensführung aufblühten, der Reichtum sich entfaltete, war dies unmittelbar zurückzuführen auf die Goldschätze, die die kalifornischen Bergwerke den dorthin strömenden Abenteurern lieferten, auf den dadurch entstehenden reichlichen Geldumlauf, auf die überall steigenden Preise.

Als im Jahre 1872 Deutschland zur Entmünzung des Silbers schritt und eine Anzahl anderer Staaten seinem Beispiel folgen mußten, um die Stetigkeit des Auslandskurses sicherzustellen, sanken die Preise schrittweise als Folge jener künstlichen Beschränkung von Vorrat und Angebot des Geldes, und von jenem Zeitpunkt sprach man in Europa nur noch von Wirtschaftsstockungen, Zahlungseinstellungen, Geschäftsaufösungen. Tausende von Arbeitern wurden brotlos, und alle Welt wunderte sich über die Anzahl von Landstreichern.

Die höchste Blütezeit der Vereinigten Staaten Nordamerikas fiel zusammen mit den hohen Preisen, die von der Ausgabe der sogenannten

Greenbacks in Verbindung mit der freien Silberprägung herrührten. Als dann die Sicherung eines steten Auslandskurses es nötig machte, die Greenbacks zu verbrennen und die Entmünzung des Silbers anzuordnen, brach eine fürchterliche und jetzt (1898) noch andauernde Krise an.

Die in Europa nach der Entmünzung des Silbers beobachteten Erscheinungen wiederholten sich in den Vereinigten Staaten: Geldknappheit, Preissturz, Krise, Zahlungseinstellungen, Arbeitsmangel, Landstreicher.

Diese Tatsachen sind wissenschaftlich festgestellt und jedem wohlbekannt, der sich mit den Geldfragen befaßt; auf sie stützen sich die Doppelwährungsfreunde bei Verteidigung des Bimetallismus, und die Verteidiger des Goldes waren nicht imstande, sie zu entkräften, trotz aller Mühe, die sie sich mit der Beweisführung für ihre Behauptungen geben.

Im übrigen ist es wohlbekannt, daß in Europa wie in den Vereinigten Staaten der geringste Preisrückgang, die geringste Geldverteuerung, die sich bemerkbar machte, sogleich den Markt beunruhigten, weil man darin den Vorläufer und Herold eines schrecklichen Feindes erblickt: „die Krise“.

Im Gegensatz dazu herrscht allgemeine Freude, sprechen alle von guten Zeiten, wenn die Preise steigen, oder wenn sie wenigstens nicht zurückgehen.

Geldknappheit und Wirtschaftsstockung bedeuten auf jenen Märkten dasselbe.

Es ist also eine nicht mehr bestrittene Tatsache, mit der man zu rechnen hat, daß Geldknappheit stets eine Krise im Gefolge hatte; es ist von allen Volkswirtschaftlern anerkannt, daß die Verteuerung, die Wertsteigerung des Geldes, d. h. also der allgemeine Preisrückgang der Waren und die Wirtschaftsstockungen, so eng miteinander verknüpft sind, daß da ein notwendiger, unerbittlicher, ursächlicher Zusammenhang bestehen muß.

Und finden wir jene innige Verbindung zwischen Geldknappheit und Wirtschaftsstockung nicht verstärkt durch das, was wir auch jetzt hier bei uns beobachten, und durch das, was in unserer Nachbarrepublik Chile vor sich geht?

Hier wie in Chile eine Geldpolitik, die die Geldknappheit begünstigt; hier wie in Chile die gleiche lahmgelegte Entwicklung von Handel und Gewerbe. Hier wie in Chile allgemeiner Preisrückgang, hier wie in Chile wirtschaftliche Stockung, Krise. Und sogar der Gradunterschied, den wir in der Stärke der Wirtschaftsstockungen zwischen hier und dort beobachten, erklärt sich durch den Unterschied in der Tatkraft, die bei uns und die in Chile mit dem Ziele der Geldbestands-

verringering entfaltet wird.

In Chile durchgreifende Gesetze, starke Kraftanspannung zum Erzielen einer Wertsteigerung des Geldes, einer Senkung der Warenpreise; in Chile eine entsprechend heftige und tiefgehende Krise.

Hier in Argentinien schwächlichere Gesetze, geringere Kräfteentfaltung und im Verhältnis dazu auch eine weniger augenscheinliche, weniger verwüstende Krise.

Wie soll man, angesichts so klarer Beweise, eine Geldpolitik kennzeichnen, die künstlich das begünstigt, was die Geschichte verurteilt, die anbetet, wo man verbrennen, die verbrennt, wo man anbeten muß? Wir erstreben das, was überall als Verkünder und Begleiter der Wirtschaftskrisen angesehen wird. Wir begünstigen den allgemeinen Preisrückgang, der an allen Börsen den Warnungsruf, das Anzeichen der Krise bedeutet.

Oft genug hört man es hier aussprechen, daß hierzulande die wirtschaftlichen Maßnahmen genau das Gegenteil von dem bewirken, was man von ihnen erwartete, daß die wirtschaftlichen Gesetze, streng und unerbittlich in anderen Ländern, bei uns andere Wirkungen auslösen angesichts des noch unausgebeuteten Reichtums der Republik.

Die Aufklärung des sich ergebenden Widerspruchs müssen wir aber nicht darin suchen, daß sich die wirtschaftlichen Gesetze zugunsten unserer Republik geändert haben, sondern darin, daß unser prüfender Verstand auf Irrwege geriet - es liegt eine Augentäuschung vor. Wäre unser gesunder Menschenverstand von seiner geraden Richtung nicht abgelenkt worden durch die wirtschaftlichen Trugschlüsse, mit denen die Volkssprache noch durchsetzt ist, so würden wir zwischen den wirtschaftlichen Gesetzen und ihren Wirkungen keinen Widerspruch gefunden haben; wir würden im Gegenteil vorausgesehen haben, daß alles, was schon eingetreten ist und noch eintritt, notwendigerweise kommen mußte.

„Das Geld verteuert sich, die Preise (sagt man) werden abgebaut - und trotzdem sehen wir nichts von dem Glückszustand, den doch ein so hoffnungserregender Vorgang nach sich ziehen müßte!“

Ist nun aber die Erwartung berechtigt, daß der Abbau der Preise einen Glückszustand hervorzurufen geeignet ist?

Wo hat man denn jemals den Volkswohlstand aus einem allgemeinen Rückgang der Warenpreise entstehen sehen? Wann ist jemals die Geldknappheit von einem Aufschwung des Handels und der Industrie begleitet gewesen?

Wenn also die Dinge sich im Gegensatz zu unseren Erwartungen entwickeln, so liegt es nicht daran, daß die wirtschaftlichen Gesetze vor der Unermeßlichkeit der Pampa sich beugen, sondern daran, daß wir

„Birnen von der Ulme pflücken“ wollen. Unsere Augen sind schlecht, wir sind blind - das ist das einzige Widersprechende, was sich hierzulande in bezug auf wirtschaftliche Gesetze ergibt.

In keinem Land der Welt genießt das, was den Welthandel fördert, einen so weitgehenden Schutz wie in England, und den Beweis dafür sehen wir darin, daß Großbritannien das einzige Land ist, das am Freihandel festgehalten hat. Als wirksamstes Mittel zur Förderung des Welthandels erkennt man in England die Stetigkeit der Wechselkurse, und dort ist die Rücksicht auf dieses Wichtigste aller wirtschaftlichen Erfordernisse der Leitstern für die ganze Geldpolitik.

Befindet sich indessen die englische Regierung einmal in der Zwangslage, entweder einen Abbau der Preise vornehmen oder die Stetigkeit der Kurse opfern zu müssen, so wählt sie das Letztere. Beweis dafür ist die nachstehende Auslassung, gerichtet von der Indischen Regierung an das Englische Schatzamt, als Berichterstattung darüber, ob es angezeigt wäre, dem nordamerikanischen und französischen Verlangen nach Wiederezulassung der freien Silberausprägung durch die Indische Münze zuzustimmen.

Dieses Schriftstück besagt unter anderem folgendes:

„Alles was hier gesagt wurde über den Erfolg oder Mißerfolg eines Abkommens, war völlig unabhängig von dem durch Frankreich und die Vereinigten Staaten vorgeschlagenen Tauschverhältnis. Die von uns gegen jenes Abkommen vorgebrachten Gründe behalten ihre Bedeutung, wie immer das Tauschverhältnis sei, auf das man sich einigt, doch müssen wir hinzufügen, daß unsere Befürchtungen sehr verstärkt wurden durch die Höhe des vorgeschlagenen Tauschverhältnisses, nämlich $15\frac{1}{2}$ zu 1.

Nach unserer Auffassung sind die Schwierigkeiten, zu einem Übereinkommen zu gelangen, ganz bedeutend dadurch vermehrt worden, daß ein so stark vom gegenwärtigen Preis abweichendes Tauschverhältnis vorgeschlagen wurde. Selbst wenn sich dieses Tauschverhältnis aufrecht erhalten ließe, müßten wir, um Indien vor Schaden zu schützen, dagegen Einspruch erheben und Ew. Erz. empfehlen, in keiner Weise dahin zu wirken, daß ein Abkommen auf Grund jenes Tauschverhältnisses abgeschlossen werde.

Wir machten bereits darauf aufmerksam, daß als erste Wirkung des vorgeschlagenen Abkommens die Verteuerung der Rupie sofortige Verwirrung in den Gang von Handel und Industrie bringen und sich eine sehr schwere Stockung ergeben würde, wenn die Steigerung von 15 oder 16 auf 23 Pence sich erhöhen sollte.

Zweifellos würden infolgedessen verschiedene Zweige des indischen Ausfuhrhandels und damit zusammenhängender Industrien, in denen große europäische Kapitalien stecken, stark leiden, wenigstens zeitweilig.

Diese wirtschaftliche Störung kann längere oder kürzere Zeit anhalten, doch wird von sachverständiger Seite versichert, daß eine so starke und plötzliche Verteuerung dauernden Einfluß ausüben und den Handel Indiens in seinen Grundlagen erschüttern würde. Wie es sich aber auch hiermit verhalten mag, wir bestehen auf unserer Meinung, daß alle auf Sicherung eines steten Tauschverhältnisses zwischen Gold und Silber

gerichteten Maßnahmen sich stützen müssen auf ein nur wenig von 16 Pence für die Rupie abweichendes Verhältnis; jede auf eine darüber hinausgehende Verteuerung der Rupie gerichtete Maßnahme würde große Gefahren ohne entsprechende Vorteile mit sich bringen.

EW. ERZ. werden bemerken, daß wir den Vorteilen keine große Bedeutung beilegen, die in Linie 5 des Telegramms von einer so erheblichen Verteuerung unseres Geldes abgeleitet werden; wir halten im Gegenteil den Schaden für weit erheblicher.

Es mag sein, daß die Schwierigkeiten, mit denen wir seit vielen Jahren kämpfen, um die stetig wachsende Summe von Rupien zusammenzubringen, die zur Deckung unserer in Gold zahlbaren Verpflichtungen nötig sind, uns alles das übertrieben vorteilhaft erscheinen lassen, was jene Schwierigkeiten zu mindern beitragen kann. Wir leugnen nicht, daß die Staatseinnahmen mit einer so weitgehenden Verteuerung der Rupie bedeutend wachsen werden.

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß andererseits die Staatseinnahmen in mancher Weise infolge jener Verteuerung leiden würden. Dies würde die Gewinne der Staatskasse mindern - und diese Gewinne stellen ungefähr den einzigen Vorteil dar, den wir als Regierung von den vorgeschlagenen Reformen erwarten können. Der zu erwartende allgemeine Preisrückgang würde schädigend auf unsere Einnahmen einwirken, und ebenso auf die Lage der Bodenbauer des Landes.

In erster Linie ist die Grundsteuer zu nennen, die im Laufe der jüngsten 10-15 Jahre einem großen Teile des Landes auferlegt wurde. Der Preis der Bodenerzeugnisse bildet den Maßstab für jene Steuer. Sinkt dieser Preis, so wird die Last schwerer; ist der Preisrückgang erheblich, so entsteht ein Mißverhältnis zwischen dem Ernteerlös und der auf ihm ruhenden Last - und dies würde das Wohlbefinden der ländlichen Bevölkerung ungünstig beeinflussen.

Die mit einer neuen Einschätzung verknüpfte Arbeit ist groß, und mehrere Jahre würden wahrscheinlich nötig sein, um sie zu beenden. Und wenn sie dann beendet wäre, würde ein großer Teil des Gewinnes verschwinden den die Regierung von der vorgeschlagenen Verteuerung erwartet.

Ebenso würde es mit den Einnahmen aus unseren Eisenbahnen gehen, die gegenwärtig einen erheblichen Teil unserer Einkünfte ausmachen. Diese hängen z. T. von der Ausfuhr ab, und der die Ausfuhr treffende Schlag würde unmittelbar den Voranschlag unserer Eisenbahnen beeinflussen.

Wir empfehlen aus diesen Gründen, auf die Anfrage der Regierungen Frankreichs und der Vereinigten Staaten ablehnend zu antworten.“

Simla, 16. September 1897

Dies ist die Meinung, die man in Indien über die Wirkungen einer Verteuerung des Geldes hat. Und man beachte wohl, daß es sich dort lediglich um eine Erhöhung des Geldpreises von 16 auf 23 handelt, während hier davon gesprochen wird, den Papierpeso auf den Stand des Goldpeso zu bringen, also im Verhältnis von 1 zu 3 oder von 16 zu 48!

Auch ist zu beachten, daß das mit der Verteuerung der Rupie verknüpfte Opfer sich zum Teil ausgeglichen haben würde durch die

Stetigkeit des Auslandskurses, ein Ergebnis, dem wir mit der Verteuerung des Papiergeldes auch nicht entfernt nahekommen. Der ungeheure Vorteil eines stetigen Kurses wiegt in der Meinung der Regierung von Britisch-Indien die Nachteile nicht auf, die sie von einer vergleichsweise unbedeutenden Verteuerung ihres Geldes befürchtet.

Die Geldverteuerung als gewöhnliche Ursache der wirtschaftlichen Störungen

Der Umstand, daß alle wirtschaftlichen Störungen immer begleitet waren von einer Verteuerung des Geldes, also von einem allgemeinen Rückgang der Warenpreise, beweist, daß es sich hier nicht um etwas Zufälliges handelt und fordert geradezu auf, zwischen beiden Erscheinungen den ursächlichen Zusammenhang festzustellen.

Wir haben also noch zu untersuchen, wo die treibende Kraft steckt, die beide Erscheinungen miteinander verbindet; wir müssen feststellen, ob der Preisrückgang Ursache oder Wirkung der Wirtschaftsordnung, der Krise ist.

Untersuchen wir die Einzelheiten einer beliebigen Wirtschaftskrise, indem wir ihrem Ursprung nachgehen, so finden wir ohne weiteres, daß sie alle auf eine einzige, gemeinsame Ursache hinweisen - auf den allgemeinen Rückgang der Warenpreise, also auf die Verteuerung des Geldes; und verfolgen wir umgekehrt in allen Einzelheiten die Wirkungen einer Verteuerung des Geldes, so ergibt sich, daß sie sich vollkommen decken mit dem, was wir unter dem Wort „Krise“ verstehen.

Alle bei einer wirtschaftlichen Krise auftretenden Erscheinungen erweisen sich als notwendige, verhängnisvoll notwendige Folgen des allgemeinen Rückgangs der Warenpreise, also der Verteuerung des Geldes. Läßt sich denn in der Tat eine Wirtschaftskrise ohne Preisrückgang denken und ein allgemeiner Preisrückgang ohne Krise?

Wie wären die Zahlungseinstellungen und Stundungserklärungen zu begreifen, wenn nicht die Geldverteuerung, also der allgemeine Rückgang der Warenpreise das Gleichgewicht aufhobe zwischen Soll und Haben der Kaufleute, Gewerbetreibenden, Landwirte usw.? Woher käme die Lahmlegung des Handels, die Arbeitslosigkeit, wenn nicht die Geldverteuerung, d. h. der allgemeine Preisrückgang der Waren das Umlaufen der Kapitalien unmöglich machte?

Oder ist es uns vielleicht unbekannt, daß die Geldverteuerung, also der allgemeine Rückgang der Warenpreise das „Soll“ vergrößert, das „Haben“ mindert, im genauen Verhältnis zu jenem Preisrückgang, daß die Geldverteuerung notwendigerweise den Geldumlauf hemmt?

Zweierlei Zwecken dient das Geld im Wirtschaftsgetriebe der Völker: Es ist Tauschmittel für die Waren, und es bildet die Grundlage

für Kapitalübertragungen. Für beide Zwecke hat das Geld nur eine wirksame Eigenschaft: seinen Preis; und der Preis des Geldes wird gemessen an Menge und Güte der Waren, die man dafür erhält oder dafür hergeben muß.

Das Geld steigt im Werte (verteuert sich), wenn Menge und Güte der Waren, die man zum Erlangen des Geldes benötigt, sich mehren; und umgekehrt verbilligt sich das Geld, sein Wert wird geringer, wenn ich mit wenig Ware viel Geld kaufen kann.

Wird das Geld teurer, so sehen alle Geldschuldner ihre Schulden anwachsen, im genauen Verhältnis zum gestiegenen Geldwert. Zahlenmäßig ändert sich nichts, aber stofflich steigert sich das Gewicht der Schuld; die Opfer wachsen, die man bringen muß, um die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Verteuert sich das Geld um 5%, so steigt auch die Last der Schulden um 5%; beträgt die Steigerung 10%, so beträgt auch die Schuldenvermehrung 10%, nicht zahlenmäßig, aber der Last nach.

Die Gesetze der Emission und Konversion des Papierpeso-Nationalgelds streben gegenwärtig dahin, das Nationalgeld auf die Höhe seines Vorgängers, des gemünzten Goldpesos zu heben, der heute fast das Dreifache kostet. Werden jene Gesetze durchgeführt, so verdreifachen sich alle Schulden dem Werte nach.

Wer Geld schuldig ist, wird dreimal so viel, wie er heute tatsächlich schuldet und wie er vielleicht empfangen hat, zurückgeben müssen.

Wieviel betragen gegenwärtig die in der Republik bestehenden schwebenden Schulden, die in Geld eingegangenen Verpflichtungen? Wer kann das wissen? Sind es 10, 20, 50 Tausend Millionen Pesos? Niemand weiß es.

Gesetze wurden gutgeheißen, die auf Verteuerung des Geldes hinzielen, ohne daß auch nur der Betrag der durch diese Gesetze berührten Interessen festgestellt wurde. Übrigens liegt hierin nichts Befremdendes: In anderen Ländern verfährt man ebenso, und dies pflegt hierzulande ein Grund zu sein, der alle Irrtümer sowohl der Behörden wie der Einzelbürger rechtfertigt.

Wäre es jedoch nicht recht und billig gewesen, vor dem Erlassen irgend eines den Preis des Nationalpesos beeinflussenden Gesetzes zunächst zu untersuchen, auf wieviel ungefähr sich die öffentlichen und privaten Schulden belaufen, deren tatsächlicher Wert allmählich mit dem Wert des Pesos gesetzlichen Geldes erhöht werden soll?

Wäre es nicht verständlich und billig gewesen, die Höhe jener Beläge durch eine Ermittlung festzustellen?

So unwahrscheinlich es sein müßte, scheinen doch die Anzeichen zu bestätigen, daß beim Erlassen der Gesetze über Notenausgabe nicht

einmal gedacht worden ist an die mit dem Preis des Peso-Nationalgelds verknüpften öffentlichen und privaten Interessen. Offenbar waren die Augen der Gesetzgeber gebannt auf die jämmerlich unbedeutenden 300 Millionen der Emission, und sie sahen nicht die hundertfach größeren Beträge, die hinter jenen versteckt waren.

Es handelt sich jedoch hier nicht um versteckte Beziehungen. Der Schuldner sieht und fühlt sie, und der Gläubiger, sofern er nicht an Wunder glaubt, muß sie gleichfalls sehen und fühlen. Der Gläubiger, der von Tag zu Tag den Wert seines Besitzes sich steigern sieht, muß wissen, daß dieser Zuwachs nicht vom Himmel fällt, er muß wissen, daß die Wertsteigerung seines Kapitals sich auf Kosten seiner Schuldner vollzieht, und wenn er zartfühlend ist, so wird er sogar sein Gewissen beschweren, daß er mehr erhält als er gegeben hat.

Und der Schuldner erkennt den Unterschied im Preis des Pesos, den er geborgt erhielt, und des Pesos, das man von ihm zurückverlangt; er erkennt ihn, weil er verarmt, während sein Gläubiger reich wird. Der Schuldner erkennt, daß die Geldverteuerungsgesetze ihn betrügen. Nicht mehr und nicht weniger.

Versuchen wir jetzt, uns eine Vorstellung zu machen von der Höhe der Summen, die durch die Verteuerung des Geldes als der Grundlage der kapitalistischen Geschäfte betroffen werden.

Rechnen wir also zusammen: die in Peso-Nationalgeld eingegangenen Nationalschulden, die Schulden der Provinzen und Städte, die Hypothekenschulden der ganzen Republik, die kapitalisierten Beträge der Miet- und Pachtverträge, die Beamtenpensionen, den Wert aller Handelspapiere: Wechsel, Akzente, Hinterlegungsurkunden, Sparkassenbücher; die einfachen Anleihen, die laufenden Rechnungen der Kaufleute, die Anteile der stillen Teilhaber usw. usw.

Alles diese zusammengerechnet mag 10, 20 oder 30 Tausend Millionen Pesos Nationalgeld ergeben. Niemand vermag uns über einen so wichtigen Teil der Geldfrage aufzuklären, doch sind 30 Tausend Millionen Pesos nach meiner Meinung eine geringe Schätzung – *30 000 Millionen*. Nehmen wir jedoch an, jene Schätzung von 30 000 Millionen sei zu hoch, nehmen wir an, der Gesamtbetrag aller in Nationalgeld bestehenden Verpflichtungen erreiche nur 10 000 Millionen, so werden wir trotzdem staunen über die ungeheuren Interessen, die verknüpft sind mit jenen ärmlichen 300 Millionen, die sich die Regierung versteift, allmählich auf das Dreifache ihres gegenwärtigen Wertes zu steigern.

Zugleich mit dem Preis dieser 300 Millionen als Betrag der Notenausgabe steigt der Preis der 10 000 Millionen an Verpflichtungen, die von Behörden wie von Privatleuten in tausend Formen übernommen worden sind.

Indem wir allmählich den Preis der ausgegebenen 300 Millionen auf das Dreifache heben, verdreifachen wir allmählich den Preis der 10 000 Millionen, verdreifachen wir die Last aller Schuldner zugunsten Ihrer Gläubiger. Dem Nennwert nach ändert sich nichts, aber der Vertrag von 10 Milliarden Nennwert wird sich dem wirklichen Wert nach auf 30 000 Millionen erhöhen.

Die Schuldner werden Werte im Betrage von 30 Milliarden hergeben müssen, um den erhaltenen Wert von 10 Milliarden zu bezahlen.

Mit der Verteuerung der emittierten 300 Millionen wird das Haben der Kaufleute ganz vom Soll aufgesogen werden, die Hypothek wird das Eigentum aufzehren, das gesamte Industrie- und Handelskapital geht vom Haben auf das Soll über, geht über in die Hände der Gläubiger.

Zweifellos wird dies das Endergebnis sein, wenn man die Konversionsgesetze durchführt, wenn die Konversionskasse sich bemüht, das Geldangebot künstlich zu beschränken, indem sie das auf dem Markt so sehr nötige Geld zu Asche verbrennt, während gleichzeitig die Bevölkerung wächst und der Handel sich bis an die äußersten Grenzen des Freistaates ausdehnt, *während also die Nachfrage nach Geld zunimmt.*

Wo bleibt da der gesunde Menschenverstand? Schließen denn die Kaufleute, Gewerbetreibenden, Landwirte, als man jene Gesetze erließ?

In der ganzen Welt gibt es eine Geldfrage, in der ganzen Welt sucht man die Lösung der Geldfrage in der Stetigkeit des Geldpreises; in allen Ländern, in denen man die Geldfrage erörtert, waren es die das Teurerwerden des Metallgeldes begleitenden wirtschaftlichen Erscheinungen, die die Allgemeinheit dazu brachten, Stellung zur Geldfrage zu nehmen, was dann zu leidenschaftlichen Redekämpfen führte.

Allgemein gilt es jetzt schon als ausgemacht, daß die Geldverteuerung unheilvoll gewirkt hat, daß der allgemeine Rückgang der Warenpreise das Schlimmste ist, was der Wirtschaft eines Landes zustoßen kann. Hierzulande erblickt man im Gegensatz dazu in jenem allgemeinen Preisrückgang das zu erstrebende Ziel! In den europäischen Ländern und in den Vereinigten Staaten wurde in mühevoller, verwickelter Arbeit festgestellt, daß die Geldverteuerung, der entsprechend verstärkte Druck der Schulden, das größte jemals begangene Unrecht gewesen ist. Und dies, wo es sich nicht um 300% wie hierzulande, sondern nur um 10 bis 15% handelt.

Wer wird denn den Mut finden, Geld zum Begründen einer

Industrie im Lande aufzunehmen, wenn er gewärtigen muß, das Dreifache von dem zurückzahlen zu müssen, was er erhalten hat? Und wer wird sich erkönnen, einen Miets- oder Pachtvertrag zu unterzeichnen, wenn es bekannt ist, daß die Landesgesetze dahin zielen, allmählich den tatsächlichen Wert des Vertrages zu verdreifachen?

Liegt nicht in dieser Aussicht auf allgemeinen Rückgang der Preise, auf Steigerung des Geldwertes mehr als genügend Erklärung für den völligen Mangel an Belebtheit und Beginnkraft, an Unternehmungslust in allen Gewerbskreisen, eine Erklärung dafür, daß nach einem so verheißungsvollen Anlauf die Gewerbe- und Handelsentwicklung wie mit einem Schlag erlahmte?

Bis hierher sprach ich nur von dem mit dem Geldpreis verknüpften Verlängen des Kapitals. Sehen wir jetzt zu, was im Handel, im Warentausch geschieht, wenn das Geld dazu neigt, teurer zu werden, wenn der Handelsstand sich von einem allgemeinen Rückgang der Warenpreise bedroht sieht.

Die treibende Kraft beim Warenaustausch ist der Gewinn

Ich kaufe, um mit Gewinn zu verkaufen, und diese Käufe und Verkäufe sind es, die die Waren vom Erzeuger dem Verbraucher zuführen, die die gewerbliche Entwicklung begünstigen, Arbeit schaffen, den Reichtum des Landes mehren. Die Arbeitsteilung, die Hauptschöpferin allen Reichtums, ist abhängig von der Möglichkeit des Austausches der Erzeugnisse.

Unterbricht man den Warenaustausch, so ist auch die Arbeitsteilung unterbrochen, die Gewerbetreibenden schließen ihre Werkstätten, die Arbeiter sind brotlos.

Und jene Unterbrechung des Warenaustausches ist notwendige, schicksalschwer notwendige Folge der Gesetze, die die Geldverteuerung, den allgemeinen Rückgang der Warenpreise begünstigen, denn solange jene Gesetze gelten, *ist ein Gewinn unmöglich, und die treibende Kraft der Volkswirtschaft erlahmt.*

Der Kaufmann hört auf, zu kaufen, wenn der Rückgang der Warenpreise ihn zwingt, mit Verlust zu verkaufen, und diese Verluste werden unvermeidlich, solange die Neigung zur Preissenkung anhält, solange das Geld teurer wird! In der Zeit, die zwischen Kauf und Verkauf liegt, verschlingt der durch die Geldverteuerung bewirkte Rückgang der Warenpreise allen Gewinn, der sich beim Verkauf erwarten ließ. Ebenso unmöglich, wie daß das Wasser sich flußaufwärts bewegt, ist die kaufmännische Betätigung, solange die Steigerung des Geldpreises andauert. Wer anders aber als der Kaufmann soll die Waren ihrer Bestimmung zuführen?

Der Kaufmann unterbricht den Gütertausch, weil die Warenpreise sinken, weil das Geld teurer wird. Der Kaufmann kann nicht Waren kaufen, die im Preise sinken, deren Verkauf nicht mit Überschuß den Einstandspreis deckt. Das Geld wird teurer, die Warenpreise sinken, die Waren werden zu geringem Preis verkauft und neigen dazu, sich noch weiter zu verbilligen – aber niemand will sie.

Die Geldverteuerung führt dazu, daß alle Waren mißachtet werden. Der scharfblickende Kaufmann löst seine Geschäfte, und der Gewerbetreibende folgt seinem Beispiel. Wozu denn auch arbeiten, Geld anlegen in Arbeitslöhnen und Rohstoffen, wenn das im Werte sinkende Erzeugnis die Erzeugungskosten nicht deckt?

Solange wir eine weitere Geldverteuerung zu erwarten haben, besteht die beste Art, Vorteil von unserem Vermögen zu ziehen, darin, die Fabriken zu schließen, die Maschinen ins Ausland zu schaffen, die Arbeiter zu entlassen, alle Werte in gesetzlichem Gelde anzulegen und dieses Geld aufzuheben. Denn dort im Kasten nimmt das Geld allmählich an Wert zu, es verdreifacht sich, ohne persönliches Zutun, ohne Arbeit und Verlustgefahr, ohne Kopfzerbrechen.

Wo gibt es ein Industriekapital, das, selbst in guten Zeiten, gleiche Gewinne abwirft? Wo gibt es ein Geschäft, das hinsichtlich des Reinertrages mit einer so überaus einfachen Anlage wetteifern kann?

Solange das Geld danach neigt, sich zu verteuern, ist das Brachlegen des Kapitals das einzige Geschäft, das nicht zum Bankrott führt.

Bemerkung. Was den Kapitalisten berührt, ist nicht der *Nennwert* einer Summe. Der Pfundsterling-Millionär hat keinen Grund, den tausendfachen Reis-Millionär zu beneiden. Der tatsächliche Wert ist es, der den Maßstab abgibt, und wenn die Kapitalisten einen greifbaren Gewinn erzielen, was kümmert es sie dann, daß sie am Nennwert verlieren?

Es wäre deshalb durchaus nichts Seltsames, wenn die Inhaber von Gedulas, Akzepten, Wechseln, Pfandbriefen usw. sich entschlossen, die Konversionskasse in ihrem auf Geldverteuerung gerichteten Bestreben in der Weise zu unterstützen, daß sie für ihre Rechnung einen Teil der ausgegebenen Noten zurückzögen und verbrennten.

Was z. B. würde es für sie ausmachen, 100 Millionen zurückzuziehen, zu verbrennen und zu verlieren, wenn sie damit erreichten, 100-fach größere Summen im Werte zu steigern? „Mit Würsten nach der Speckseite werfen“, könnte man ein solches Vorgehen nennen.

Das Streben nach Gewinn, das das Kapital in Bewegung setzt, das im Wirtschaftsgetriebe die treibende Kraft darstellt, wird unwirksam, sobald sich das Geld verteuert. *Das Geld verteuern, bedeutet so viel, wie Wasser auf die Feuer des wirtschaftlichen Motors schütten.*

Dies ist die einfache Erklärung dafür, daß jederzeit und überall auf der Welt, in Ländern mit Goldwährung wie auch in Ländern mit

Silber- oder Papierwährung die Geldverteuerung stets den Zusammenbruch der Industrien, die Lahmlegung des Handels, die Krise herbeigeführt hat.

Die die Geldverteuerung, den allgemeinen Rückgang der Warenpreise begünstigenden Gesetze unterbrechen schicksalsschwer den Umlauf der Kapitalien, legen die Entwicklung des Handels lahm; sie sind es in Wahrheit, die den Aufstieg der jugendlichen Industrie Argentiniens zu den Gestirnen aufgehalten haben.

Suchen wir nicht die Erklärung für das gegenwärtige wirtschaftliche Unbehagen in der schlechten öffentlichen Verwaltung! Wir haben sie schlimmer gehabt.

Suchen wir nicht den Grund für die Lahmlegung der industriellen Entwicklung in schlechten Ernten, in den niedrigen Preisen der Ausfuhrerzeugnisse – auch diese haben wir schlechter gehabt.

Versuchen wir hingegen, eine richtige Vorstellung zu gewinnen über die Tragweite der Gesetze über die Verteuerung des Peso-Nationalgelds sowie des allgemeinen Rückgangs der Warenpreise, den jene Geldverteuerung notwendigerweise erzeugen muß, und wir haben es dann nicht mehr nötig, weiter zu suchen, wir kennen dann die Ursache des Übels, an dem der Wirtschaftskörper der Nation krankt.

Fährt die Konversionskasse fort, die Banknoten zu verbrennen, so wird ihre Esse bald die einzige aller argentinischen Fabriken sein, die noch Rauch zum Himmel entsendet.

Es besteht kein vernünftiger Grund für die Geldverteuerung

Angesichts der von uns geschilderten Folgen, die wir anhand der Geschichte, der vorliegenden Tatsachen, der Äußerungen von Sachverständigen und der Vernunft von der Geldverteuerung abzuleiten berechtigt sind, müßten wir selbstredend vermuten, daß es sehr schwerwiegende Gründe gewesen sind, die zum Erlassen der Geldverteuerungsgesetze führten, sofern sie nicht allein die uns daraus erwachsenden ungeheuren Schäden wettmachen, sondern uns außerdem noch einen greifbaren Vorteil einbringen sollen.

Und doch: Wie nichtig erscheinen jene Beweggründe bei näherer Prüfung - nicht ein einziger, der eine solche Prüfung im geringsten aushält. Da ist zunächst

Die Verbilligung des Lebensunterhaltes.

Eine Zeitung der Hauptstadt anerkennt in einer Besprechung über die Mietpreise, daß diese heruntergehen müssen, wenn das Geld weiter im Preise steigt und - wunderlicherweise - spricht sie im gleichen

Aufsatz über die Verbilligung des Lebensunterhalts, die in Begleitung der Geldverteuerung eintreten soll.

Wo bleibt denn aber die Verbilligung, wenn zugleich mit dem Preis dessen, was ich kaufe, auch der Preis dessen, was ich verkaufe, sinkt?

Der durch die Geldverteuerung bewirkte Preisrückgang ist immer allgemein – kein Wertgegenstand kann sich seiner Wirkung entziehen, und somit ist die Verbilligung des Lebensunterhaltes nicht vorhanden.

Wenn die Möglichkeit bestände, vermittels der Geldverteuerung die Kosten des Lebensunterhalts zu verbilligen, würde es da nicht genügen, das Verbrennen der Banknoten etwas tatkräftiger zu betreiben, um alsbald alles um sonst und im Handbereich eines jeden Almosenempfängers zu haben?

Wenn die Preissenkung der Waren, die Verteuerung des Geldes wirklich eine Verbilligung des Lebensunterhaltes bedeuten, so müßten die Länder, in denen die Preise der durch Geld ausgedrückten Werte billig sind, auch die reichsten sein. Und sehen wir nicht, daß genau das Gegenteil davon besteht?

Die Verbilligung des Lebensunterhaltes durch die Verteuerung des Geldes ist daher eine Wahnvorstellung, und wenn es Fälle gibt, in denen jemand einen wirklichen Vorteil von der Geldverteuerung haben kann, so muß notwendigerweise auch jemand da sein, aus dessen Tasche jener Vorteil bezahlt wird. Für die Allgemeinheit wird die Verringerung des „Solls“ durch eine Minderung des „Habens“ ausgeglichen.

Die zweite Behauptung lautet:

Wir nähern uns der Konversion.

Mit der Verteuerung des Geldes nähern wir uns allmählich der „gediegenen Metallgeldwährung“, und wenn wir erst den Preis des Papierpesos auf den Stand des Goldpesos heraufgebracht haben, dann hören die den Handel so sehr schädigenden Preisschwankungen auf.

Danach wird, um die den Handel so sehr schädigenden Schwankungen im Preise des Geldes zu bekämpfen, eine Geldpolitik betrieben, die notwendigerweise Handlungen und Gegenhandlungen heftigster Art erzeugen muß, denn die Heraufsetzung des Nationalpesos auf den Stand seines Vorgängers, des Goldpesos, stellt an sich die außergewöhnliche Schwankung dar, die jemals in irgend einem Lande erlebt wurde und die kein Kaufmann ausgehalten hat.

Nehmen wir einmal an, die Verteuerung des Geldes, die allgemeine Senkung der Preise, sei in dem beabsichtigten Maße ausführbar. Nehmen wir an, es gäbe keine wissenschaftlichen oder praktischen Gründe, an der Möglichkeit zu zweifeln, den Preis des argentinischen Pesos auf das Dreifache seines jetzigen Preises zu erhöhen; nehmen wir an,

es wäre uns gelungen, das Geldangebot dergestalt einzuschränken, daß der Preis des Peso-Nationalgelds pari mit dem Goldpeso notiert würde.

Was würden wir damit gewinnen? Werden damit die den Handel so sehr schädigenden Preisschwankungen beseitigt? Werden mit der Erhöhung des Geldpreises die Ursachen aufgehoben, die die Schwankungen in der Nachfrage nach Geld und in dessen Angebot erzeugen? Ich sehe keinen ursächlichen Zusammenhang zwischen einer derartigen Triebkraft und einer derartigen Wirkung.

In Wirklichkeit sind die Preisschwankungen stets die Folgen von Schwankungen in Angebot und Nachfrage, und um jene Schwankungen zu meistern, muß die Notenbank Rücklagen besitzen, damit Angebot und Nachfrage sich einander anpassen.

Diese Reserven sind unentbehrlich. Es ist ja gerade der völlige Mangel an Rücklagen für die stete Anpassung des Geldangebotes an die Nachfrage nach Geld, die das Schwanken des Preises des Peso-Nationalgelds hervorruft, und solange diese Reserven fehlen, wird auch die Ursache bestehenbleiben, die die Ebbe und Flut des Nationalpesos erzeugt.

Und dies ist völlig unabhängig von der Höhe, auf die wir den Preis des Geldes gebracht haben mögen.

Ob der argentinische Peso, gegen Gold verkauft, im Verhältnis von 3 zu 1, oder aber pari notiert wird, übt keinerlei Wirkung aus auf das in den unentbehrliche Reserven anzulegende Kapital. Für sich allein wird die Geldverteuerung uns die Reserven nicht verschaffen. Haben wir es wirklich erreicht, den Preis des Peso-Nationalgelds zu verdreifachen, so werden wir uns immer noch vor leeren Kassen befinden und nicht imstande sein, die Schwankungen zu beherrschen, für deren Beseitigung wir doch das Opfer der Geldverteuerung bringen.

Die Verteuerung des Nationalgeldes verringert nicht um einen einzigen Peso den Betrag der Rücklagen, die zur Beherrschung seiner Preisbewegung nötig sind, die Verteuerung nähert uns um keinen Schritt der Stetigkeit des Geldpreises, und es ist deshalb ein Irrtum, zu behaupten, die Geldverteuerung nähere uns allmählich der Konversion, der Unterdrückung des Börsenspiels, bringe uns der „gediegenen Metallgeldwährung“ näher.

Die Senkung der Warenpreise als Entschädigungsmittel

Als Rechtfertigungsgrund für die Geldverteuerung pflegt man noch folgendes anzuführen:

Die in den Jahren 1886-1892 bewirkte Geldentwertung hat vielen Bewohnern der Republik ungeheure Verluste gebracht, und es ist gerecht und billig, daß diese Leute entschädigt werden. Diese Ent-

schädigung wird in der Rückkehr des Peso-Nationalgelds zu seinem alten Preise liegen.

Damit ist zu sagen: Ist es gerecht und billig, durch die Geldpolitik der Republik geschädigte und zugrundegerichtete Einwohner zu entschädigen, so ist es auch billig und gerecht, daß jene Personen und überhaupt alle entschädigt werden im *genauen Verhältnis zu den erlittenen Verlusten; ferner auch, daß dies nicht auf Kosten neuer Ungerechtigkeiten geschehe.*

Dann aber ergibt sich die Frage: Wird die Wertvermehrung des Geldes jene Entschädigungen herbeiführen, unter Berücksichtigung der angegebenen Umstände?

Das aber ist unmöglich.

Die Titel der Papiere, die man durch die Geldverteuerung im Preise heben will, haben tausendfach den Besitzer gewechselt, viele dieser Titel sind nicht mehr vorhanden, viele Titel sind jetzt in den Händen von Personen, die durch den früheren Rückgang des Geldwertes bereichert worden sind. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß alles, was die einen durch die Preissenkung des Geldes verloren, von anderen gewonnen wurde, und daß, wenn es große, ungeheuer große Verluste gegeben hat, auch die Gewinne entsprechend groß gewesen sind. Das Kapital übertrug sich vom Haben auf das Soll der einen und vom Soll auf das Haben der anderen.

Das Entgegengesetzte geschieht jetzt mit der Geldverteuerung. Die Wertsteigerung aller durch die Preiserhöhung des Peso-Nationalgelds begünstigten Werte fällt doch nicht vom Himmel. Die Werte fallen nicht vom Himmel nieder, sie wachsen nicht auf Bäumen; irgend jemand muß sie bezahlen, und es werden nicht die Europäer sein, die jene Differenzen bezahlen.

Die Entwertung des Geldes ging zu Lasten des Gläubigers; die Verteuerung zahlt jetzt der Schuldner.

Und wie viele durch die Entwertung ihrer Titel zugrundegerichtete Gläubiger befinden sich jetzt in den Reihen der Schuldner? Weit entfernt also davon, die Opfer der früheren Geldpolitik zu begünstigen, erschwert die Geldverteuerung deren Lage noch mehr, indem sie einer Ungerechtigkeit eine neue hinzufügt.

Die ursprünglichen Inhaber jener Titel ziehen aus deren Werthebung keinen Vorteil, soweit sie sie nicht mehr besitzen; dagegen wird diese Wertsteigerung sie in unendlich vielen Fällen schädigen, weil sie die Last ihrer Schulden vermehrt. Als Entschädigungsmaßregel gedacht, wirkt also die Geldverteuerung in unendlich vielen Fällen ihrem Zwecke entgegen.

Handelte es sich um *Gilden* von Schuldnern und Gläubigern, so ließe sich die Geldverteuerung als Entschädigungsmaßregel in Er-

wägung ziehen, aber die Gerechtigkeit kennt keine Gilden, sondern nur Personen.

Aus diesem Grunde ist für die den Gläubigern durch die frühere Geldpolitik zugefügte Ungerechtigkeit keine Wiedergutmachung möglich. Da man nicht alle benachteiligten Personen entschädigen kann, da man nicht einen jeden nach dem Maße des erlittenen Verlustes schadlos halten kann, muß man den Entschädigungsgedanken aufgeben und sich damit bescheiden, keine neuen Ungerechtigkeiten zu begehen.

Als Begründung für das Streben nach Hebung des Geldwertes wird noch angeführt:

Das Ansehen der Nation wird durch die Geldentwertung leiden.

Wir enträffeten bereits die ersten drei Rechtfertigungsgründe, indem wir nachwiesen, daß die Geldverteuerung den Lebensunterhalt nicht verbillige, daß sie uns der Konversion keinen Schritt näher bringe, und ferner, daß sie auch ernsthaft nicht als Gerechtigkeitsmaßregel zur Entschädigung der Opfer der früheren Geldpolitik angesehen werden könne. Als letzter Beweggrund für die Wertsteigerung des Geldes verbleibt die Rücksicht auf das Ansehen des Landes, das angeblich durch den niedrigen Preis des Peso-Nationalgeldes geschädigt sein soll.

Man sagt, das vom Lande ausgegebene Geld sei eine Nationalschuld, und diese zu bezahlen, sei heilige Pflicht der Nation. Man sagt ferner, die jetzige Bewertung der Titel jener Schuld beweise klar, daß der öffentliche Kredit noch sehr pfleglicher Behandlung bedürfe und es eines gesitteten Volkes unwürdig sei, daß die Titel seiner öffentlichen Schuld zu so niedrigem Preis notiert würden.

Man sagt, daß die vergangene Krise nicht als überwunden gelten könne, solange der Peso-Nationalgeld nicht seinem Ursprungswerte entsprechend gewürdigt werde, daß die Ehre des Landes und seiner Bewohner eng verknüpft sei mit dem Preise seiner Geldscheine. Kein Opfer könne als übertrieben hoch angesehen werden, wo es sich um Ehre, Ansehen, um den guten Ruf des Landes handle!

Und tausend andere hochklingende Redensarten, alle von der unverbrüchlichen Annahme ausgehend, das Geld sei eine öffentliche Schuld, die zu zahlen und aus dem Verkehr zu ziehen sei.

Stellt denn aber das von einem Lande ausgegebene Geld wirklich eine Schuld dar?

Allerdings stellt die Inschrift auf den argentinischen Geldscheinen es außer Zweifel, daß die in Geldform ausgegebene Summe als Landesschuld angesehen wird, doch ist jene Inschrift bei aller Kürze so widerspruchsvoll, daß man sie unmöglich ernst nehmen kann. Sie besagt:

*Die Nation
zahlt dem Inhaber bei Vorzeigung
10 Pesos
in Nationalgeld.*

Was aber bedeutet das? Was ist ein Peso-Nationalgeld? Was bedeutet in dieser Inschrift das Wort „zahlt“?

Das Wort „zahlen“ bezeichnet in der spanischen Sprache lediglich das Aushändigen von Geld, und die Anwendung dieses Ausdrucks in der Inschrift des Geldscheines muß uns notwendigerweise vermuten lassen, es gebe etwas, was ausgehändigt werden könne und wovon der Geldschein nur der Platzhalter, die Etikette sei.

Damit aber jenes „Etwas“ überreicht oder gezahlt werden kann, muß es notwendigerweise sichtbar oder wenigstens greifbar sein, denn die Inschrift spricht von 5, 10 oder 100 bestimmten Einheiten. Um jene Einheiten festzustellen, muß man sie zählen, und wie soll das geschehen ohne ihre Sichtbar- oder Greifbarkeit?

Somit ergibt sich die Frage: Wo ist jener sichtbare Körper des Peso-Nationalgeldes? Wer hat ihn gesehen? Wer kann uns jenen Körper beschreiben, den die Nation dem Inhaber des Scheins als dessen Bezahlung einzuhändigen verspricht?

Der in Gold gemünzte Peso kann es nicht sein, denn die Inschrift der alten Scheine sprach von gemünztem Gold, und jene Wörter wurden in den nach der Umwandlung ausgegebenen Scheinen gestrichen. Weshalb wurden sie gestrichen? Zweifellos doch deshalb, weil ein Peso gesetzlichen Geldes nicht ein geprägter Goldpeso ist.

Die Anwendung des Wortes „zahlt“ in der Inschrift unserer Scheine muß beim Lesenden notwendigerweise die Vorstellung wecken, es müsse etwas vom Schein Getrenntes und von ihm Unabhängiges geben, irgend etwas Sichtbares, das man übergeben kann, und die Streichung der Wörter „gemünztes Gold“ der alten Inschrift beweist, das jenes Etwas nicht der geprägte Goldpeso ist.

Da nun aber außer dem Schein selbst nichts da ist, was ausgehändigt werden kann, nichts Wirkliches, nichts Unwirkliches, nicht einmal etwas wenigstens Vorstellbares, und da doch gleichzeitig mit jenem Geld verknüpfte Verpflichtungen bestehen, die täglich mittels des Geldscheins erfüllt werden, so ist erwiesen, daß der Geldschein nicht Platzhalter für eingebildetes, in eingebildeten Schatzkammern verstecktes Peso-Nationalgeld ist, sondern daß der Schein selbst persönlich das Peso-Nationalgeld darstellt. Der Schein selbst ist der sicht- und greifbare Gegenstand, den wir Peso-Nationalgeld nennen.

Demgemäß bezeichnet die Inschrift auf dem Schein, indem sie das Peso-Nationalgeld von sich selbst trennt, nicht mehr und nicht

weniger als eine *Verneinung des Seins*, etwas Unsinniges.

Cogito ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich.

Ich zahle, und mithin bin ich der Geldschein, bin ich persönlich das Peso-Nationalgeld. Niemand kann mich zahlen, denn ich selbst bin der Zahlende. Ich bin das Peso-Nationalgeld, trotz der mein Dasein leugnenden Inschrift.

Wie ist nun angesichts dieser Tatsachen die Inschrift des Scheines zu erklären? Die mit dem Abfassen der Inschrift Beauftragten gingen davon aus, der Nationalgeldschein sei eine Urkunde über eine Nationalschuld, und da Schulden bezahlt werden müssen, hielten sie die Einschaltung des Wortes „zahlt“ für unentbehrlich, da sonst die amtliche Anerkennung der Eigenschaft als Schuld gefehlt haben würde.

Beim Abfassen des Wortlauts der Inschrift hatte man zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder das Dasein, die Tatsachen zu leugnen oder aber eine ererbte Theorie aufzugeben, die wie alles Ererbte ohne eigene Arbeit, ohne Prüfung erworben war.

Man entschied sich für das Erste und verließ damit den festen Boden der Wirklichkeit, um sich in einem Irrgang von Widersprüchen zu verlieren.

Die ganze Verwirrung, die in der Geldpolitik Argentinien (und vieler anderer Länder) erkennbar ist, entspringt aus dem Wortlaut, den man der Inschrift auf den Geldscheinen gab, oder vielmehr aus den Lehrmeinungen, die den Abfassenden die Feder führten.

Und doch, wenn man schon einmal die Theorie annahm, der Geldschein sei eine Urkunde über eine Schuld, die gezahlt und getilgt werden muß, so war die Frage zu beantworten: Wer wird eine Schuldurkunde annehmen, die keinen Zins trägt?

Denn es steht doch fest, daß der Ausgeber von Geldscheinen niemals Zinsen zahlt, daß im Gegenteil es der Ausgeber ist, der Zinsen auf die ganze ausgegebene Summe erhebt. Hierzulande ist der Erlös der ausgegebenen Geldscheine zum Schuldzahlen benutzt worden; hätte aber nach dem Vorgang Deutschlands, Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten die Regierung den Gegenwert der ausgegebenen Geldscheine in ihren Kassen und in Gestalt von Wechseln zurückbehalten, so würde die Notenausgabe der Regierung eine Jahresrente von vielen Millionen einbringen.

Ist also der Geldschein eine Schuldurkunde, so ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß der Schuldner (Notenausgeber) Zinsen erhebt und der Gläubiger (das Volk) zahlt.

Genügt nicht dieser Umstand für sich allein, um die Annahme, der Geldschein sei eine Schuldurkunde, als Trugschluß erkennen zu lassen, m zu beweisen, der Geldschein sei im Gegenteil ein Gegenstand mit

eigenem Wert?

Bemerkung. Man wird hier einwenden, ein Geldschein könne nicht ein Gegenstand *mit eigenem Wert* sein, denn wäre es so, so hinge es nur vom Belieben der Regierung ab, den Reichtum des Landes durch Verordnungen über Notenausgabe zu vermehren.

Dies aber ergibt neue Verwirrung, ist ein neuer Trugschluß! Reichtum und Wertscheine sind zweierlei. Wir können den Reichtum des Landes mehren, ohne die Wertscheine zu vermehren, und umgekehrt.

Der Reichtum eines Landes besteht in einer Anhäufung nützlicher Dinge; um aber diese *nützlichen Dinge in Wertgegenstände zu* wandeln, ist die Gütertrennung nötig.

Würden wir nun aber den *Reichtum* des Landes mehren, wenn wir durch einfache Regierungs*verordnung* der Gütertrennung, den *Wertscheinen* größere Ausdehnung gäben? Steigern etwa die Verkäufe von Staatsländereien den allgemeinen Reichtum? Nein, gewiß nicht.

Die Titel der öffentlichen Schuld vermehren gleichfalls die Wertgegenstände, ohne daß man sagen könnte, die öffentliche Schuld bilde einen Teil des öffentlichen Reichtums.

Wenngleich also die Regierung den *Landesreichtum* nicht durch Verordnungen mehren kann, so hat doch die Vermehrung von *Wertscheinen* durch Verordnungen nichts Auffälliges, und wenn die Regierung Geld (Wertscheine) ausgibt, so mehrt sie damit nicht den Reichtum.

Kann nun aber das Geld ernsthaft nicht als Schuldurkunde gelten, so ist es auch unnötig, jene Titel zurückzuziehen und zu bezahlen; wir können also in der Inschrift der Geldscheine das Wort „zahlen“ streichen, ohne zu befürchten, daß die Scheine deshalb zurückgewiesen werden.

Ist es nicht das Wort „zahlt“, was uns den Geldschein schätzenswert macht, so wird auch die Streichung jenes Wortes nicht dazu führen, daß wir ihn zurückweisen.

Im Einklang mit den Tatsachen können wir also schreiben:

*Dies sind 10 Pesos gesetzlichen Geldes,
ausgegeben von der Landesregierung.*

Der Marktpreis der Geldscheine ist ganz unabhängig von den Kräften, die den Preis der öffentlichen Schuldurkunden beeinflussen.

Der Geldpreis ist abhängig von den selben Umständen, die den Preis der Waren bestimmen; der Preis der öffentlichen Schuldurkunden wird beherrscht von den Umständen, die den Preis der Rententitel bestimmen.

Demgemäß beobachten wir oft, daß der Geldpreis steigt, während gleichzeitig die Rententitel zurückgehen.

Die Ehre des Landes, sein Kredit, kann also nicht von den Schwankungen des Geldpreises berührt werden. Nur allein der Handel ist der Leidtragende, daneben vielleicht noch der Ruf der mit der Notenausgabe betrauten Männer, die es nicht verstanden haben, diese

Emissionen so geschmeidig zu gestalten, daß sie sich den Bedürfnissen des Handels anpassen könnten.

Die Frage, wer denn zu guter Letzt die Geldscheine bezahlen wird, berührt uns also nicht und braucht uns nicht zu beschäftigen, solange der Verkehr dauernd die ganze Notenausgabe aufnimmt. (Er würde, wenn sie da wären, noch mehr Noten aufnehmen, wie das stete Steigen des Geldpreises beweist.)

Dieselben Kräfte, die seit so vielen Jahren das Geld im Umlauf erhalten, die ständig die Nachfrage danach erzeugen und ihm seinen Wert verleihen: *Eigentumsübertragung und Arbeitsteilung*, sie sind da und schwellen täglich mehr an. Die Bevölkerung wächst; der Handel, den Spuren folgend, die ihm die neuen Eisenbahnlinien weisen, trägt den Segen der Arbeitsteilung zu den einfachen Bewohnern fernabliegender Gebiete und verwandelt den unerschlossenen Reichtum weiter Strecken in Werte, in Waren, in Nachfrage nach Geld.

An das Zurückziehen des Geldes, an das Auszahlen des Geldscheininhabers kann nur derjenige denken, der dem Lande alle Zukunft abspricht und der befürchtet, daß Arbeitsteilung und Eigentumsübertragung als Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft keinen gesunden Boden haben.

Es widerspricht dem gesunden Verstand, Eisenbahnen zu bauen, von Wohlstand und wachsender Bevölkerung zu reden, gleichzeitig aber von der Notwendigkeit, die Noten aus dem Verkehr zu ziehen.

Der Verkehr würde die Geldscheine zurückstoßen und ihre Zurückziehung nötig machen, wenn die Umstände, die das Geld ständig im Umlauf erhalten, ihre treibende Kraft verlören, d. h., wenn durch Beschluß des Proletariats Eigentumsübertragung und Arbeitsteilung abgeschafft würden, wenn die Erzeugnisse menschlicher Arbeit und des Erdbodens nicht mehr verkauft, sondern gegenseitig verschenkt würden.

Tritt dieser Zustand ein, dann allerdings brauchen wir das Geld nicht mehr, das Geld verliert seine Daseinsberechtigung, denn alle Werte verschwinden alsdann, um als Reichtum der Allgemeinheit, als öffentlicher Besitz wieder zu erscheinen.

Solange dies nicht geschieht (und die jetzt von der Zahlung der Geldscheine sprechen, behaupten am lautesten, daß der Fall nie eintreten wird), wird der Markt ein Tauschmittel benötigen und die Gesamtheit ausgegebener Noten aufnehmen, wie er es bis jetzt tut.

Statt also vom Zurückziehen der Geldscheine, von der Auszahlung oder der Entschädigung ihrer Inhaber zu sprechen, sollten wir im Gegenteil darauf bedacht sein, dem Markte alles Geld zu liefern, das die wachsende Nachfrage verlangt.

Was der Handel benötigt und die Gerechtigkeit verlangt

David Hume, der Philosoph, sagte: Mit der Fülle an vorhandenem Geld beleben sich Arbeitsbetätigung und Gewerbe, der Kaufmann wird unternehmend, der Gewerbetreibende geschickter und rühriger, und sogar der Siedler führt seinen Pflug mit mehr Eifer und Feuer.

Das ist es, was auch wir benötigen: eine ausreichende Fülle von Geld, um jeden Preisrückgang zu verhindern und den schaffenden Kräften des Landes, der Industrie und dem Handel freie Entfaltung zu gestatten.

Nicht aber wünschen wir eine Geldfülle im Sinne *John Laws*, im Sinne der Inflationisten (Geldüberschwemmungsfreunde) Nordamerikas und der finanziellen Ratgeber *Juarez Gelmans*. Unter einer Geldfülle, die das von *Hume* beobachtete Ergebnis zeitigt, ist ein derartiger Geldbestand zu verstehen, der die Bedürfnisse des Marktes ohne kleinliches Zumessen zu decken gestattet.

Jedes Übermaß führt zu Preissteigerungen; was aber der Handel benötigt, ist Stetigkeit der Preise. *Die Preise sollen nicht sinken; sie sollen aber auch nicht steigen.*

Allgemeiner Preisrückgang führt zur Wirtschaftstockung, zur Krise; allgemeine Preissteigerung bringt andere Mißstände mit sich. Wir wünschen also, daß niemals Geld fehle und daß niemals Geld in Überfülle vorhanden sei. Ausreichende Geldversorgung, um jeden allgemeinen Preisrückgang zu verhindern, und gleichzeitig weises Maßhalten bei dieser Versorgung, um das Steigen der Preise zu vermeiden.

Wir wünschen, den gesunden Menschenverstand zu wecken, das Verständnis der Öffentlichkeit und aller mit der Verwaltung des Geldes Vertrauten; wir wünschen, die selbstsüchtigen Bestrebungen einiger an der Verwaltung des Geldmonopols beteiligter Privatpersonen auszuschalten. Dies ist es, was der Handel verlangt, und was auch mit den Forderungen der Gerechtigkeit übereinstimmt. Es ist ungerecht, das Geld zu entwerten, weil dies den Schuldner auf Kosten des Gläubigers begünstigt; es ist ebenso ungerecht, den Geldwert zu heben, weil dies den Gläubiger zum Schaden des Schuldners bevorzugt. Die Gerechtigkeit verlangt, daß der Wert des Geldes auf einem festen Stand erhalten werde.

Wie das zu erreichen ist? Einfach, indem man das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage nach Geld aufrechterhält.

Wir müssen das Geld herstellen, ausgeben, dem Markte zuführen, so oft das Angebot von Waren (das gleichbedeutend ist mit Nachfrage nach Geld) zunimmt; wir müssen Geld zurückziehen, aufbewahren oder verbrennen, so oft das Warenangebot sich verringert.

Kurz ausgedrückt: Wir müssen dem Verkehr Geld entziehen, wenn die Preise zum Steigen neigen, wir müssen Geld zuführen, wenn die Preise Neigung zum Zurückgehen zeigen.

Dies ist die Geldpolitik, die uns not tut und die mit den Anforderungen unseres gesunden Menschenverstandes übereinstimmt. Wir verlangen, daß das tägliche Geldangebot sich der Nachfrage anpaßt, und auf die Frage, ob wir Geld verbrennen oder aber mehr Geld ausgeben sollen, muß nicht ein veraltetes Gesetz die Antwort geben, sondern das Verkehrsbedürfnis.

Wir können nicht im voraus wissen, wie groß der Bedarf an Geld morgen, übermorgen, in einem Monat, einem Jahr sein wird. Wir können unmöglich heute feststellen, wie groß morgen die in den Verkehr zu bringende Geldmenge sein muß; es ist unmöglich, jenen Bedarf derart zu bestimmen, daß weder zu viel noch zu wenig da sei und daß die Nachfrage durch das Angebot gedeckt werde, ohne daß sich ein Überschuß ergibt. *Deshalb verlangen wir Aufhebung des Gesetzes, das eine bestimmte und unabänderliche Geldmenge auszugeben vorschreibt, das die Schwankungen in der Marktlage nicht berücksichtigt.*

Die gleichen Gründe, die die Anarchisten gegen die Zweckmäßigkeit geschriebener Gesetze anführen, können wir auch gegen die jetzt bestehenden Emissionsgesetze anführen. Einen Tag nach seinem Inkrafttreten ist das geschriebene Gesetz bereits veraltet, paßt es nicht mehr zu den jeden Augenblick sich anders gestaltenden Bedürfnissen des Lebens.

Nicht ohne ernste Gründe verlangen deshalb die Anarchisten die Abschaffung aller geschriebenen Gesetze, der toten Buchstaben, und ihre Ersetzung durch lebendige, von den Bedürfnissen des Lebens und des Augenblicks eingegebene Gesetze.

Und in der Tat, wäre es ausführbar, was die Theorie der Anarchisten verlangt, so würde die Verteidigung ihrer Lehre nicht, wie heute, nur von wenigen Eiferern geführt werden.

Erweist sich jedoch das geschriebene Gesetz, das die Rechte jedes einzelnen von uns umgrenzen soll, in der Durchführung als allzu schwerfällig, um seinen Zweck so vollkommen, wie es zu wünschen wäre, zu erfüllen, um wieviel mangelhafter muß uns da ein Gesetz erscheinen, ein totes, vor Jahren erlassenes Gesetz, das eine bestimmte, unabänderliche Geldmenge auszugeben vorschreibt, mit der der Handel sich dann einrichten soll, während doch in keiner Lebensbekundung des Gesellschaftskörpers eine solche Regsamkeit, ein gleich häufiger Formenwechsel, eine gleiche Fülle von Entwicklungen und Umgestaltungen wahrnehmbar ist wie im Handel!

Was ist von einer durch tote Buchstaben beherrschten Geldpolitik zu erhoffen? Weiter nichts als stete Schwankungen im Preise des Geldes.

Die Schwankungen in den Jahreszeiten und der Luftwärme gleichen wir durch einen Wechsel in unserer Kleidung aus; eine Geldpolitik aber, die nicht die Notwendigkeit vorsieht, sich dem Wechsel der Handelsbedürfnisse anzupassen, kommt uns vor wie ein Reisender, der nur einen Rock hat und der abwechselnd über Kälte, dann über Hitze klagt. Wir klagen über das Schwanken im Preise unseres Geldes, und wir suchen die Ursache dieser Schwankungen im Stoff unseres Geldes, während doch dieses Geld so gefügig, anpassungsfähig, gehorsam ist, wie man es sich nur vorstellen kann. Nein, es liegt nicht an unserem Gelde, wenn wir mit ihm nicht die vom Handel benötigte und von der Gerechtigkeit geforderte Stetigkeit der Preise erreicht haben.

Sicher ist es nicht Schuld des Papiers gewesen, wenn der argentinische Peso infolge der übermäßigen Notenausgaben der früheren Verwaltung im Werte sank; auch jetzt ist nicht das Papier daran schuld, wenn wegen ungenügender Notenausgabe der argentinische Peso im Werte steigt.

Nein, das Papier ist nicht schuld gewesen, sondern ganz allein die Gesetzgebung über Notenemission; die Verantwortung tragen die Gesetzgeber. Das Peso-Nationalgeld sank im Werte, so oft die Gesetzgeber diese Senkung wünschten; er stieg im Werte, so oft die Gesetzgeber diese Hebung beschloßen.

Wenn also, wie wir gesehen haben, das aus Papier gefertigte Peso-Nationalgeld sich dem Willen der Gesetzgeber fügt, so ist klarerweise nicht das Papier schuld an den Schwankungen, vielmehr liegt die Schuld an den Menschen. Gehorcht der Preis des Peso-Nationalgelds dem Willen der Gesetzgeber, so wird sein Preis festbleiben, an dem Tage, an dem sie seine Stetigkeit beschließen.

Das ist ein bündiger Schluß.

Der Preis einer jeden monopolisierten Ware ist beherrscht vom Willen des Monopolbesitzers. Und das ist verständlich, weil der Inhaber des Monopols das Angebot der Ware der Nachfrage danach anpaßt. In denjenigen Ländern Europas, in denen die Regierung Salz, Zündhölzer, Tabak, Weizen usw. monopolisiert, verkauft man diese Dinge zu einem festen, unveränderlichen Preis; jede Preisschwankung ist ausgeschlossen, *weil die Regierung die tägliche Lieferung der täglichen Nachfrage anpaßt.*

Nähme der Monopolinhaber keine Rücksicht darauf, daß die *Nachfrage* nach seiner Ware sich ganz seiner Herrschaft entzieht, daß die *Nachfrage* schwankt, so würde es ihm wenig nützen, auf jedem Paket den Verkaufspreis anzugeben. Dieser Preis würde sich so oft ändern, wie das Angebot jener Ware nicht in Einklang stände mit der Nachfrage

danach.

Wenn die französische Regierung, als Inhaberin des Zündhölzchenmonopols, eine fünf oder zehn Jahre im voraus gesetzlich festgelegte Menge von Zündhölzern auf den Markt würde werfen, ohne die schwankenden Bedürfnisse des Marktes zu berücksichtigen, so ist es gewiß, daß die Zündhölzchen sich abwechselnd mit Aufgeld, dann wieder mit Verlust verkaufen würden.

Wenn die deutsche Regierung, als Besitzerin aller Eisenbahnen im Reiche, durch ein auf Jahre im voraus festgelegtes Gesetz verpflichtet wäre, eine ganz bestimmte und unabänderliche Zahl von Zügen fahren zu lassen, ohne die Entwicklung des Verkehrs und der Bevölkerungszahl zu Rate zu ziehen, ohne auf die Jahreszeiten Rücksicht zu nehmen, so würde sofort eine Agiotage, ein Handel mit Frachtwagen und Fahrscheinen einsetzen.

Der Monopolbesitzer beherrscht nur das Angebot; die Nachfrage ist selbständig und entzieht sich fast ganz seinem Einfluß. Will also der Monopolbesitzer den Preis beherrschen, so muß er sich dabei der Waffen bedienen, die ihm das Angebot bietet.

Das Angebot ist der Lotse, der den Preis der monopolisierten Waren in gerader Linie durch die Schwankungen der Nachfrage hindurchsteuert.

Dies ist das Grundgesetz für verständige Verwaltung eines jeden Monopols, und das Geld - als Monopolgegenstand allererster Ordnung - kann sich jenem Gesetz nicht entziehen.

Ist es nicht gelungen, für das Peso-Nationalgeld, dessen Herstellung die Regierung monopolisiert, einen festen Preis aufrecht zu erhalten, so liegt es gerade daran, daß man das durch jenes Gesetz vorgezeichnete Verhalten nicht beachtet hat.

Als der Preis des argentinischen Pesos sich verbilligte, bestand die einzige wirksame und unfehlbare Abhilfe dagegen darin, das Angebot des Nationalgeldes durch Zurückziehen des Überschusses aus dem Verkehr einzuschränken.

Statt jedoch hiernach zu verfahren, suchte man den Preis zu heben, indem man die *Nachfrage* nach Geld vermehrte und zu dem Zwecke Gold und Einwanderer aus Europa heranzog.

Die Maßnahme blieb erfolglos und mußte es bleiben, denn Gold und Einwanderer entziehen sich dem Machtbereich der Regierung.

Man beauftragte den Minister, den Geldwert zu heben, und dieser begab sich auf die Suche nach außerhalb seines Machtbereichs liegenden Wirkungskräften, statt daß er von der ihm durch das Monopol zustehenden Macht Gebrauch machte.

Wir sagten, daß die französische Regierung die Stetigkeit des *Preises* der Zündhölzchen *durch Anpassung des Angebots an*

die Nachfrage erreicht. Träte jedoch der Fall ein, daß jene Regierung bei Geldklemme eine übergroße Menge Zündhölzchen auf den Markt wüfße und den zu erwartenden Preissturz durch Belebung der Nachfrage mittels Prämien und sonstiger Opfer zu vermeiden suchte, so würden alle ein solches Vorgehen für unvernünftig erklären.

Wem würde man die Schuld an diesen Preisschwankungen aufladen, dem Streichhölzchen oder der Regierung?

Und doch hat man hinsichtlich des Peso-Nationalgeldes nach jenem unverständigen Verfahren gehandelt; man hat damit die Ergebnisse gezeitigt, die alle kennen und für die man jetzt den Stoff verantwortlich machen will, aus dem jenes Geld gefertigt wurde.

Deshalb wiederhole ich, daß die Ursachen der Schwankungen im Preise des Nationalgeldes falsch bewertet worden sind.

Das Papiergeld kann sich dem Willen seiner Verwalter nicht entziehen. Aber nötig ist, daß jene Verwalter mit Waren umzugehen lernen, daß sie den Handel verstehen, daß sie einsehen, die Stetigkeit des Preises vom Peso-Nationalgeld sei nur durch *Anpassung seines Angebots an die Nachfrage* zu erreichen.

Außerdem aber ist nötig, den Monopolverwaltern die zum Befolgen jener Politik unentbehrlichen Befugnisse einzuräumen; es ist nötig, alle jene Schranken niederzulegen, mit denen übervorsichtige Gesetzgeber die Macht des Geldmonopols umgeben haben. Vor allem müssen wir das Gesetz beseitigen, wonach eine auf Jahre im voraus festgesetzte Summe Geldes ausgegeben werden sollte; wir müssen dafür ein neues Gesetz schaffen, wonach alles fehlende Geld neu auszugeben und alles überschüssige Geld zurückzuziehen ist; wir müssen die Regierung ermächtigen, das Geld auszugeben in einer Menge, die nicht durch das Gesetz, sondern nur durch die Verkehrsbedürfnisse beschränkt wird, und wir müssen der Regierung die Mittel geben, um jeden sich einstellenden Überschuß an Noten zurückzuziehen.

Dies ist die Geldpolitik, die uns unfehlbar die Stetigkeit des Preises einbringen wird, die Stetigkeit des Geldpreises, die die Forderungen der Gerechtigkeit und die Bedürfnisse des Handels befriedigen wird.

Der Maßstab für den Bedarf an Geld

Sagten wir im vorigen Abschnitt, daß es die Verkehrsbedürfnisse sein müßten, die in der Frage der Geldemission entscheiden, so ergibt sich die Frage: Wo ist der Maßstab für jene Bedürfnisse?

Die einen werden sagen: Den Maßstab liefert die Preisermittlung der Waren im allgemeinen, der Warendurchschnittspreis; die anderen werden sagen: Der Maßstab liegt im Wechselkurs auf das Ausland, wie ihn das Agio, das Goldaufgeld widerspiegelt.

Die ersteren erstreben die unbedingte Geldpreisfestigkeit, die anderen begnügen sich mit der Beseitigung der Schwankungen beim Golde. Welche Anschauung verdient da den Vorzug?

In den Ländern mit Goldwährung bestreitet man nicht, daß dieses Geld großen Schwankungen unterworfen ist; zuweilen sind diese plötzlich und schroff, zuweilen langsamer, und gerade diese Schwankungen sind es, die den Freunden der Doppelwährung die Waffen zu ihren Angriffen liefern.

Dafür können wir andererseits hiezulande nicht leugnen, daß der Goldpreis, die Festigkeit des Auslandskurses, für Argentinien außergewöhnliche Bedeutung hat, insofern fast die ganze Erzeugung gegen Gold verkauft wird und auch die Preise der Mehrzahl der Verbrauchsgüter nach Gold berechnet werden (sich nach dem Stand der Valuta richten). Ich glaube, es gibt kein zweites Land, wo im Vergleich zur Volkszahl der Auslandshandel so groß ist wie hier.

Wenn wir nun bei der Verwaltung unseres Geldwesens die Warenpreisstatistik zur Richtschnur nehmen und die Währung auf feste Warenpreise hinsteuern, so wird nicht zu vermeiden sein, daß dieses Vorgehen auf Widerspruch bei denen stößt, die eine feste Valuta wünschen, und zwar so oft, wie das Gold im Preise steigt oder fällt (d. h., so oft die Valuta sich „bessert“ oder „verschlechtert“). Beide Ziele werden erst dann vereinbar sein, wenn in allen Ländern in der Währungspolitik der feste Durchschnittswarenpreis (index number) zum Ziele genommen wird, denn es ist klar, daß im Verkehr zwischen Ländern mit beiderseitigen festen Warenpreisen (unveränderlichem Index) auch der Wechselkurs, die Valuta fest sein wird.

Wir müssen uns also entscheiden, ob wir die Festigkeit der Valuta dem festen Preisstand der Waren unterordnen wollen oder ob wir umgekehrt eine feste Valuta anstreben und dafür auf den festen Preisstand der Waren verzichten wollen.

Entscheiden wir uns für den festen Preisstand der Waren, so werden alle Schwankungen, die das Gold in seinem Tauschverhältnis zu den Waren auf den europäischen Märkten erleidet, sich in unserer Valuta widerspiegeln; stellen wir aber unsere Währungspolitik auf feste Valuta ein, so übertragen wir alle Schwankungen, die das Gold in seinem Tauschverhältnis zu den Waren (in Europa) erleidet, unmittelbar auch auf unsere Märkte. (D. h. also, daß, wenn im Ausland die Preise schwanken, sie auch in Argentinien schwanken werden.)

Ich kann hier nicht dieser wissenschaftlich wie praktisch äußerst wichtigen Sache auf den Grund gehen. Ich werde mich begnügen, den kürzesten und sichersten Weg anzugeben, der zur Versöhnung dieser auseinanderstrebenden Wünsche führen kann.

Zur Zeit muß es unser Bestreben sein, unsere Geldpolitik einem

festen Auslandskurs anzupassen, und wir müssen für den Augenblick zugunsten der überragenden Interessen des Auslandshandels auf die festen Warenpreise verzichten. Zugleich aber müssen wir alle mit uns Handel treibenden Länder Europas und Amerikas zu einer zwischenstaatlichen Beratung einladen, um dort die zur Vermeidung der Schwankungen im Index eines jeden Landes erforderlichen Maßnahmen zu besprechen; denn wenn alle Staaten mittels einer einheitlichen Geldpolitik die Warenpreise innerhalb enger und fester Grenzen zu erhalten bestrebt sind, so wird auch die Valuta unter allen diesen Ländern festbleiben, ohne daß es nötig wäre, ihnen allen das mit der Einführung der Goldwährung verknüpfte Opfer aufzuerlegen.

Jedes Land kann dann den ihm für sein Geld am passendsten erscheinenden Stoff auswählen. Das eine Land wird hierfür das Papier bevorzugen, ein anderes Silber, Nickel, Kupfer, Gold; wenig kommt hierauf an, vorausgesetzt, das in allen Ländern das Angebot von Geld genau der Nachfrage angepaßt werde, daß innerhalb der Grenzen eines jeden Landes das Tauschverhältnis des Geldes zu den Waren nicht schwankt; alsdann wird der Wechselkurs zwischen all diesen Ländern folgerichtiger - und notwendigerweise fest bleiben.

Der Valutakurs zwischen Paraguay und Argentinien ist gegenwärtig 1 zu 2,48. Wenn wir bei uns die Warenpreise senken, wird unsere Valuta steigen; erhalten wir aber die Warenpreise auf ihrem jetzigen Stand, und geschieht das Gleiche in Paraguay, so wird sich der Kurs nicht wesentlich von seinem jetzigen Stand entfernen können.

Der gegenwärtige Valutakurs zwischen England und Argentinien ist 1 zu 2,70. Entdeckt man aber in Klondyke Berge von Gold oder führt man die Doppelwährung ein, so werden die in Gold ausgedrückten Warenpreise steigen, und hier in Argentinien wird die Valuta sich „bessern“. Unterdrückt man aber in England die freie Goldausprägung (wie man bereits die freie Silberprägung aufgehoben hat) und paßt man dafür diese Ausprägung (die Geldausgabe) den Bedürfnissen des Marktes an, um auf diese Weise die Warenpreise im eigenen Lande zu befestigen, dann wird der Wechselkurs zwischen Argentinien und England gleichfalls unveränderlich bleiben.

Der Valutakurs zwischen Argentinien und Chile dreht sich gegenwärtig um X. Fahren diese beiden Freistaaten fort, die Warenpreise im gleichen Verhältnis zu senken, so wird der Kurs unverändert bleiben, trotzdem die Warenpreise sinken. Weicht aber einer der Freistaaten vom vorgezeichneten Wege ab, so werden wir sofort eine Abweichung im Kurse haben.

Diese Feststellungen genügen, um zu zeigen, daß die Stetigkeit des Auslandskurses unabhängig ist von dem für die Geldherstellung gewählten Stoff; ferner, daß ein Land für sich allein das Ziel nicht

erreichen kann, daß dies vielmehr nur das Ergebnis einer einheitlichen Geldpolitik aller Staaten sein kann; nur eine zwischenstaatliche Verständigung kann die Erfordernisse eines festen Wechselkurses mit denen eines festen Geldpreises in Einklang bringen.

Es ist deshalb anzustreben, daß diese zwischenstaatliche Einigung möglichst bald zustande komme, und inzwischen tun wir gut daran, die Festigkeit im Preisstand der Waren der überragenden Bedeutung unseres Auslandshandels unterzuordnen.

Der Auslandswechsellkurs, wie ihn der Preis des Goldes widerspiegelt, wird also den Maßstab abgeben, an dem wir die Bedürfnisse des Marktes in Fragen der Notenausgaben abschätzen, und bis dahin, wo wir uns mit den anderen Völkern über einen gerechteren und wissenschaftlich genaueren Maßstab geeinigt haben, werden wir Noten in den Verkehr bringen, so oft der Wechselkurs zurückgeht (die Valuta sich verschlechtert) und umgekehrt Noten verbrennen, so oft der Kurs (das Gold) steigt.

Befolgen wir dieses Verfahren mit Festigkeit, so wird der Wechselkurs auf das Ausland so unbeweglich bleiben wie wenn gemünztes Gold bei uns umliefe. Wir werden die Vorteile der Goldwährung genießen, ohne genötigt zu sein, in ihr ein totes Kapital im Werte von 300 Millionen Pesos festzulegen.

Wir müssen so viel Noten ausgeben, wie sich als fehlend erweisen, und soviel Noten zurückziehen, wie sich als überschüssig erweisen. *Wir müssen, um den festen Wechselkurs aufrecht zu erhalten, das tägliche Geldangebot der täglichen Nachfrage nach Geld anpassen.*

Untersuchen wir jetzt, auf welche Machtmittel sich die Geldverwaltung stützen könnte, um diese Aufgabe zu erfüllen!

Ersetzen wir das Gesetz, wonach jahrelang eine feststehende Summe Geldes für den Umlauf bestimmt wird, durch ein anderes, das die Regierung zu einer vom Gesetz der Summe nach nicht festgelegten, sondern nur durch die Verkehrsbedürfnisse begrenzten Notenausgabe ermächtigt, das sich im Handel als fehlend erweist!

Ein solches Gesetz eröffnet den Auslandswechseln (Devisen), dem Gold, einen unbegrenzten Absatz. Alles Gold, das unter einem festgesetzten Preis angeboten wird, kauft die Geldmonopolverwaltung mittels neu ausgegebenen Papiergeldes auf. Alles Gold, das also zu jenem festgesetzten Preis keine Käufer findet, findet Aufnahme in der Schatzkammer der Monopolverwaltung. Infolgedessen wird der Auslandswechsellkurs niemals zurückgehen können, denn niemals wird die Nachfrage nach Gold fehlen. *Jenes Gesetz wird den Goldpreis vor jedem Sinken schützen.*

Damit haben wir schon unendlich viel gewonnen. Wird der Goldpreis nicht mehr mangels an Käufern sinken können, so werden die Warenpreise auch nicht unter ihre Goldpreise (Weltmarktpreise) sinken können, Kaufmann, Landwirt, Gewerbetreibender werden gegen jeden von der „Besserung“ der Valuta herrührenden allgemeinen Preisrückgang vollkommen gesichert sein.

Wer ein Unternehmen mit Hilfe fremden Geldes zu begründen beabsichtigt, wird nicht mehr zu befürchten brauchen, er könnte durch die „Besserung“ der Valuta zugrunde gerichtet werden.

Selbstverständlich wird jede Valutaspekulation unmöglich, sobald die Valuta sich nicht „bessern“ kann. Wenn heute der Wucherspieler in der Hoffnung auf eine Valutaverschlechterung einen Einsatz wagt, so geschieht es in der Zuversicht, daß er die Valuta wieder wird bessern (heben) können; steigt aber das Geld, dessen Preis er mit Opfern gesenkt hat, nicht wieder, hat das Geld nicht mehr die Spannkraft, um immer wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückzukehren, so verliert jenes Wucherspiel seinen Reiz. Der Wucherspieler würde seinen Besitz entwerten, ohne Aussicht, den Wert wieder anschwellen zu sehen, ohne Aussicht auf das Erlangen von Überschüssen, die doch das Ziel seiner Machenschaften sind.

Indem wir also die „Valutabesserung“ unmöglich machen, beseitigen wir das Wucherspiel, und damit verschwindet wieder eine der Ursachen, die bisher den Geldmarkt in Verwirrung brachten.

Niemand wünscht sein Kapital zu mindern, und wenn Wucherspieler zeitweise sich darauf einlassen, ihr Geld im Werte herabzusetzen, so geschieht es allein in der Hoffnung, das verlorene in der unvermeidlichen Rückflut mit Wuchergewinn wiederzuerlangen. Diese Hoffnung schwindet aber für sie, sobald die öffentliche Geldverwaltung dem Angebot durch eine unbegrenzte Nachfrage entsprechen kann.

Das ist es, was wir über die Besserung der Valuta zu sagen hatten.

Untersuchen wir jetzt, wie die Geldverwaltung auch eine „Verschlechterung“ der Valuta zu verhüten in der Lage sein wird!

Um die Verschlechterung der Valuta zu verhüten, wird man den sie verursachenden Überschuß an Geld zurückziehen, also aufkaufen müssen. Mit welchen Mitteln? Antwort: Mit dem, was das Geldmonopol einbringen wird.

Jeder Tag zeigt uns, daß das Monopol irgendeiner noch so unbedeutenden Ware etwas einträgt, und zuweilen ganz bedeutende Summen.

Die Einkünfte, die viele Erfinder aus dem Vertrieb ziehen, bilden den Ertrag des Monopols, das ihnen das Erfindungspatent verleiht. Sollte da das Monopol unseres Geldes, eines unentbehrlichen Artikels, der wichtigsten Marktware, nichts einbringen?

Es wäre ein seltsamer, für jeden Kaufmann unfaisbarer Fall, wenn das Monopol unseres Geldes, unseres Tauschmittels unfruchtbar bliebe, nichts einbrächte. Wirklich unfaisbar.

In Frankreich, Deutschland, England, den Vereinigten Staaten bringt das Monopol der Notenausgaben dem Staate jährlich beträchtliche Summen ein. In Deutschland 5% der nicht durch Gold gedeckten Noten. Wo bleiben jetzt die Summen, die die Notenausgabe von 300 Millionen Pesos erbringen müßte? Man antwortet darauf: Kapital und Zinsen sind zum Bezahlen von Schulden verwendet worden.

In diesem Falle schuldet das Land der Geldverwaltung jene Summe, und sie muß ihr billigerweise erstattet werden. Möge das Land seine Schulden mit Rententiteln bezahlen. Die Emissionen sind dazu da, den Verkehr mit dem für den Warenaustausch nötigen Geld zu versehen, und man soll nicht die Bedürfnisse der Staatskasse mit jenen des Marktes vermengen.

Man erstatte somit der Geldverwaltung den Gegenwert jener 300 Millionen in Rententiteln. Das ist eine gerechte Forderung.

Man eifert gegen das Papiergeld, gefällt sich darin, jenes Geld haftbar zu machen für alle Leiden, die den Markt treffen, und gleichzeitig beraubt man es seiner eigenen Waffen.

Man erstatte demnach die 300 Millionen in Rententiteln, und wir werden dann sehen, ob mit dieser Rücklage und dem, was jährlich an Zins hinzukommt, die Geldmonopolverwaltung nicht fähig ist, jedweden Geldüberschuß zurückzuziehen und die Schwankungen zu beherrschen; wir werden sehen, ob sie nicht unbedingte Herrin in ihrem eigenen Hause ist, ob nicht in der Tat das Papier zur Geldherstellung taugt.

Die durch die Notenausgabe eingebrachten 300 Millionen gehören jener Emission, und solange man dem gesetzlichen Gelde nicht erstattet hat, was ihm gehört, ist jede Urteilsabgabe über Vor- und Nachteile des Papiergeldes mindestens voreilig.

Die Länder Europas, die das Gold als Stoff für die Herstellung ihres Geldes erwählt haben, ziehen aus diesem Golde keinerlei Gewinn, denn Metallgeld ist totes Kapital.

Im Gegenteil kostet ihnen jenes Gold Zinsen. So erwarb Rußland in den letzten Jahren Gold für gewaltige Summen, für deren Zahlung dort Rententitel ausgegeben wurden.

Österreich und Italien verfahren ebenso, und die Ausgabe fünfprozentiger Schuldscheine, die in den Vereinigten Staaten erfolgt, so oft dort die Reserven abnehmen, kostet dem nordamerikanischen Volke bedeutende Summen.

Keinerlei Opfer verlange ich zugunsten des Peso-Nationalgeld. Das aus Papier gefertigte Geld ist nicht so anspruchsvoll wie sein aus

Gold hergestellter Genosse; ich möchte nur zugunsten unseres bescheidenen Geldes einen kleinen Teil der Liebe erbitten, die andere Länder für ihr Goldgeld verschwenden; ich möchte nicht, daß man das aus Papier gefertigte Geld mißhandelt und ausbeutet, während man zugunsten des Goldes Opfer jedweder Art bringt - um sodann zu behaupten, das Papier sei untauglich. Denn das ist nicht ernst.

Man verfolge eine gesunde, verständige Geldpolitik, man erstatte dem Papierpeso, was ihm gehört, und wir werden dann sehen, welches das bessere Geld ist: das Geld, das gegenwärtig die Abenteurer von Klondyke ausgeben, ohne Rücksicht auf die Verkehrsbedürfnisse zu nehmen, oder das Geld, das wir hier ausgeben werden, nachdem wir eindringlich unsere Marktlage erforscht haben werden; dann soll sich erweisen, ob eine vom Zufall und von Abenteurern geführte Geldpolitik sich messen kann mit derjenigen, die den Markt und seine Bedürfnisse zur Richtschnur nimmt.

Das Geldmonopol indessen, auch nachdem es der Raubsucht der Staatskasse ausgeliefert, nach allen Regeln der Kunst geplündert und erschöpft zurückgelassen wurde, erweist sich als so fruchtbar und kraftvoll, daß es ohne fremde Hilfe, aus eigener Kraft etwas erbringen und sich aus seiner traurigen Lage herausarbeiten muß.

Ähnlich wie ein fruchtbares Feld, ausgebeutet durch einen geizigen Bebauer, der ihm nicht an Dünger zurückgab, was er an Ernten herausgezogen hatte, mit der Zeit doch seine ursprünglichen Kräfte wiedererlangt, so wird sich auch das Geldmonopol verhalten.

Aus diesem Grunde brauche ich nicht einmal auf jener ersten Forderung zu bestehen, wonach der Monopolverwaltung der Erlös aus den ausgegebenen 300 Millionen Noten erstattet werden soll; ich will vielmehr nachweisen, daß das Monopol auch ohne jene Hilfe aus seiner jetzigen Lage sich befreien kann, d. h., daß die ihm noch verbleibenden Kräfte es dem Geldmonopol noch gestatten, die nötigen Rücklagen für seine geordnete Verwaltung zu bilden.

Sehen wir zu. Seit Jahren, d. h. seit den letzten Notenausgaben hebt sich die Valuta (sinken die Warenpreise), einesteils als Folge der Verbrennung von Geldscheinen durch die Konversionskasse, hauptsächlich aber infolge Vermehrung der Bevölkerung. Und das ist verständlich, denn entsprechend ihrem größeren Handelsverkehr benötigt eine große Bevölkerung mehr Geld als eine kleine, und wenn keine der wachsenden Nachfrage nach Geld entsprechende Befriedigung durch Ausgabe neuer Noten erfolgt, so muß naturnotwendig ein Rückgang der Warenpreise eine Folge jener Versäumnis sein. Wollen wir also bei weiterem Anwachsen der Bevölkerung einen festen Preisstand haben, so muß neues Geld im Maßstab jenes Anwachsens ausgegeben werden.

Das Gold steht jetzt 260 im Kurs, aber wir hatten auch einen Stand

von 350 und darüber. Nehmen wir an, das Gesetz habe der Konversionskasse die Befugnis erteilt, einen festen Goldpreis aufrecht zu erhalten, wie viele Noten hätte die Kasse dann ausgeben müssen, um ein Sinken des Goldes von 350 auf 260 zu verhindern?

Die Ausrechnung stellt sich wie folgt: Bei einem Notenbestand von annähernd 290 Millionen ist der Goldpreis 270, und die zum Aufrechterhalten des Standes von 350 nötige neue Notenausgabe würde also betragen haben:

$$\begin{array}{r}
 290 : 270 = 1074 \times 350 = \quad 375\,900\,000 \\
 \text{wovon der jetzige Bestand abgeht mit} \quad \underline{290\,000\,000} \\
 \text{Pesos} \quad \quad \quad \quad \quad \quad 85\,900\,000
 \end{array}$$

Die Geldmonopolverwaltung (die jetzige Konversionskasse) hätte also zu dem gegenwärtigen Notenumlauf weitere 85 Millionen Pesos ausgeben müssen, um ein Sinken des Goldes unter den Stand von 350 zu verhindern; und die Ausgabe jener 85 Millionen würde den gleichen Erlös in Werten aller Art erbracht haben; sei es, daß man für jene Neuausgabe an der Börse Wechsel, Rententitel, Gold oder was immer sonst geeignet gewesen wäre, gekauft hätte.

Mit jenen Werten in seiner Kasse könnte heute die Geldmonopolverwaltung 85 Millionen Pesos gesetzlichen Geldes, also 20% der ganzen Notenausgabe aus dem Verkehr ziehen. Würde dieser Betrag nicht ausreichen, um den Goldpreis auch bei einer Neigung zum Sinken zu beherrschen? Auch die europäischen Banken haben Reserven, aber, wie erheblich diese auch sein mögen, reichen sie niemals an die 20% des gesamten Geldumlaufs.

Die gleichen Ursachen aber, die das Sinken des Goldes von 350 auf 270 erzeugten, bestehen immer noch. Die Bevölkerung wächst, der Handel dehnt sich entsprechend aus, die Nachfrage nach Geld nimmt mit der Volkszahl und der Handelsausdehnung zu, und wenn wir nicht wollen, daß die Preise wegen Mangels an Nachfrage oder Geld weiter sinken, so bleibt nur der Ausweg, schrittweise den Notenbestand zu vermehren. Diese allmähliche und unvermeidbare Ausgabe neuer Noten wird also eine stetige und zuverlässige Einnahmequelle für die Geldmonopolverwaltung bilden, und die Einnahme wird dem Bevölkerungszuwachs entsprechen. Steigt die Volkszahl um 1% jährlich, so wird die Jahreseinnahme drei Millionen Pesos sein, beträgt der Zuwachs 2%, so werden es jährlich sechs Millionen Pesos sein.

Gegenwärtig beschränkt sich der Bevölkerungszuwachs fast auf die Vermehrung, die das Volk aus sich heraus erzeugt; dies schulden wir der Krise, die als Folge der Hebung der Valuta auftritt und die Einwanderer anhält. Gelingt es uns jedoch, der Geldpolitik eine andere

Richtung zu geben, so werden sich Gewerbe und Handel wieder beleben und die Einwanderung aufs neue heranziehen.

Reißen wir also die Deiche ein, die durch den Preisrückgang, durch die Geldknappheit der gesunden Entfaltung der Schaffenskraft des Landes im Wege stehen, so muß der Bedarf an Geld steigen, er muß notwendigerweise in stets wachsendem Maße sich steigern.

Die Wirtschaftsgeschichte des Landes, der noch unausgebeutete Reichtum ausgedehnter Gebiete berechtigt uns, auf die Zukunft Argentiniens zu vertrauen; diese selbe Zuversicht aber muß zur Annahme berechtigen, daß der argentinische Verkehr einen wachsenden Bedarf an Geld haben wird.

Wenn bei einer Einwohnerzahl von vier Millionen 300 Millionen an Geld für den Verkehr nicht ausreichen (der Beweis für ihre Unzulänglichkeit liegt im steten und allgemeinen Preisrückgang vor) so leuchtet ein, daß wir bei fünf Millionen 375 und bei sechs Millionen 450 Millionen an Geld benötigen werden.

Bemerkung. All diese Berechnungen beruhen auf der Annahme, daß das Tauschverhältnis zwischen Geld und Waren auf unseren Auslandsmärkten sich nicht verändern wird. Fallen oder steigen jedoch die in Gold ausgedrückten Preise, so würde die Voraussetzung für diese Berechnungen nicht mehr zutreffen. Sinken die Warenpreise in Europa, so werden sie auch hierzulande sinken, und wir werden, um das Gleichgewicht zu erhalten, Papier zurückziehen müssen; steigen aber die Warenpreise (in Gold ausgedrückt), so werden wir entsprechend mehr Papiergeld ausgeben müssen.

Jedoch liegt im Bevölkerungszuwachs nicht die einzige Handhabe, die der Geldmonopolverwaltung zur Bildung ihrer Reserven zur Verfügung steht, auch nicht die wichtigste.

Die Grundlage für jede Nachfrage nach Geld besteht im Privateigentum und in der Arbeitsteilung. Je stärker entwickelt diese beiden wirtschaftlichen Einrichtungen sind, um so größere Nachfrage nach Geld werden sie erzeugen.

Beide aber, Arbeitsteilung wie auch Privateigentum, sind hier in Argentinien noch sehr ausdehnungsfähig. Es gibt ganze Provinzen, die wegen fehlender Arbeitsteilung noch fast nichts für den Markt erzeugen. Die Bewohner begnügen sich, das für den Eigenbedarf nötige hervorzubringen, und sie haben keine anderen Bedürfnisse als diejenigen, die sie mit eigenen Armen und den Hilfsquellen der umgebenden Natur befriedigen können. Mangel an Beförderungsmitteln macht Warenaustausch und Arbeitsteilung unmöglich. In jenen Provinzen besteht keine Nachfrage nach Geld. Die ihre Geleise täglich verschiebenden Eisenbahnen ermöglichen jedoch die Ausfuhr einer großen Menge von Erzeugnissen und verleihen ihnen Wert; dieser Wert aber reizt zu vermehrter Arbeitsteilung. Deswegen wächst die Nachfrage

nach Geld mit jedem Kilometer, um den wir die Ausdehnung unserer Bahnlinsen vermehren, und wir müssen deshalb die Notenausgabe so vermehren, daß sie mit dem Eisenbahnbau Schritt hält.

Wieviel beträgt die Vermehrung der Geldnachfrage, soweit sie von wachsender Arbeitsteilung herrührt? Auch dies können wir annähernd genau ausrechnen.

Vom Jahre 1892 bis 1897 sank der Goldpreis von 370 auf 270, was annähernd 30% ausmacht.

Im gleichen Zeitraum verbrannte die Konversionskasse

10 Millionen, also	3%
und die Bevölkerung wuchs um	<u>10%</u>
insgesamt	13%

Rechnen wir diese von den 30% ab, so bleiben auf Rechnung vermehrter Arbeitsleistung 17%, also ungefähr 3% für ein Jahr.

Wenn wir nun annehmen, daß die Zunahme der Arbeitsteilung einige weitere Jahre hindurch im gleichen Verhältnis andauert, so würden wir die sich daraus ergebende verstärkte Nachfrage nach Geld mittels neuer Notenausgaben auszugleichen haben, weil sonst - wie seit Jahren - das Geld weiter im Preise steigen oder, was dasselbe ist, der Preis der Waren weiter sinken würde.

Es bestehen jedoch, und ich erkenne dies ohne weiteres an, gewisse Kräfte, die imstande sind, der Wirkung entgegenzuarbeiten, die der Bevölkerungszuwachs und anderes auf die Nachfrage nach Geld ausüben, denn es könnte der Fall eintreten, daß *die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes zunähme*, was im Verkehr dieselbe Wirkung üben würde wie eine vermehrte Notenausgabe.

Und es liegen statistisch festgestellte Tatsachen vor, die die Möglichkeit erweisen, daß dieser Fall eintritt. So steht es z. B. fest, daß der englische Markt nicht halb so viel Geld aufnehmen kann wie der französische Verkehr in ständigem Umlauf erhält, und dies trotzdem die Arbeitsteilung in England entwickelter ist als in Frankreich.

Dies liegt an den Bankeinrichtungen, die den Gebrauch des Geldes und die Nachfrage danach schmälern und seinen Umlauf beschleunigen.

Die von mir vorgeschlagene Geldpolitik würde nun sofort einen beschleunigten Geldumlauf herbeiführen, indem sie dem Markte alle die Gelder wieder zuführen würde, die durch die Hoffnung auf weitere Steigerung des Geldwertes zurückgezogen sind, und wir müssen deshalb sofort Anstalten treffen, um die durch den beschleunigten Umlauf herbeigeführte Beeinflussung der Preise zu bekämpfen.

Nach „Mulhalls statistischem Wörterbuch“ betrug der Geldumlauf auf den Kopf der Bevölkerung in:

Großbritannien	4,4 Pfund Sterling
Deutschland	5,0 Pfund Sterling
Vereinigte Staaten	7,0 Pfund Sterling
Frankreich	11,8 Pfund Sterling

Unser Notenumlauf von 290 Millionen ergibt zum jetzigen Kurs von 270 den Betrag von 4,7 Pfund Sterling auf den Kopf der Bevölkerung und weist uns unsere Stellung an zwischen den beiden Ländern, die nach der erwähnten Ermittlung im Vergleich zu ihrem Handel das wenigste Geld benötigen. Dies könnte uns zur Annahme verleiten, daß das Geld hierzulande schon sehr schnell umläuft, und daß daher keine große Gefahr für eine merkliche Beschleunigung besteht.

Bedeutet aber die beschränkte Geldmenge, mit der der argentinische Handelsverkehr auskommt, nicht vielleicht Mangel an Nachfrage nach Geld, Mangel an Arbeitsteilung, Mangel an Besitzwechsel? Ohne eine ins einzelne gehende Untersuchung ist diese Frage schwer zu beantworten.

Doch können wir das beiseite lassen. Sicher ist, daß die Hebung der Valuta, die alle von den jetzt geltenden Emissionsgesetzen erwarten, dem Verkehr einen merklichen Teil der ausgegebenen 300 Millionen vorenthält, sicher ist, daß die „Besserung der Valuta“ gegenwärtig den Geldumlauf behindert, während die vorgeschlagenen Reformen im Gegensatz dazu seinen Umlauf begünstigen würden.

Sicher ist, daß die vorgeschlagenen Reformen den Geldumlauf sofort beschleunigen und damit preistreibend wirken würden.

Andererseits ist es gleichfalls sicher, daß die Reformvorschläge Handel und Gewerbe neu beleben, und daß die mehr erzeugten Güter wahrscheinlich das vermehrte Geldangebot (vielleicht mit Überschuß) ausgleichen würden.

Nehmen wir diese Wirkung als sicher eintretend an, daß also der erwartete schnellere Geldumlauf sich durch die erhoffte verstärkte Warenerzeugung (Nachfrage nach Geld) ausgleicht, so würde sich die Lage der Geldmonopolverwaltung wie folgt gestalten.

Jährliche Notenausgabe zum Ausgleich der verstärkten Nachfrage nach Geld, die als Folge des Bevölkerungszuwachses eintritt:

2% auf 290 Millionen Pesos	5 800 000
Desgleichen zum Ausgleich der verstärkten Nachfrage nach Geld, die durch die zunehmende Arbeitsteilung erzeugt wird	
3% auf 290 Millionen Pesos	8 700 000
insgesamt Pesos	14 500 000

Ebensoviel im zweiten Jahre, zuzüglich Zinsen auf das Erträgnis des ersten Jahres, und nach drei Jahren würde die Geldmonopolver-

waltung bereits über 50 Millionen Pesos an Börsenwerten ersten Ranges verfügen.

Würde diese Summe nicht ausreichen, um die Valuta auch vor einer „Verschlechterung“ zu schützen?

In drei Jahren würde die Notenausgabe auf 352 gestiegen sein, und die in den Kassen der Geldmonopolverwaltung befindlichen 50 Millionen würden somit den siebenten Teil der ganzen Emission ausmachen.

Gibt es auf der Erde ein zweites Land, das über vergleichsweise so gewaltige Mittel zur Regelung des Geldumlaufs verfügt?

Durch den Verkauf dieser 50 Millionen an Rücklagen könnte die Geldmonopolverwaltung an der empfindlichsten Verkehrsstelle, an der Börse, 10% des gesamten Geldumlaufs zurückziehen!

Uns diese Reserven würden alljährlich schrittweise zunehmen, genau entsprechend dem Bevölkerungszuwachs, im genauen Verhältnis zur Weiterentwicklung der Arbeitsteilung und des Besitzwechsels. Schritthaltend mit dem argentinischen Handelsverkehr würde die Macht der Geldmonopolverwaltung sich mehren, sie würde in wenigen Jahren ihren Machtbereich durchaus beherrschen.

Schlußfolgerung

Das aus Papier gefertigte Geld begegnet auf der ganzen Erde großem Mißtrauen, und es liegt darin nichts Verwunderliches. Denn nicht alle haben Muße, der Sache auf den Grund zu gehen, bevor sie ihr Urteil abgeben.

Wann hat man zum Papiergeld gegriffen? Das geschah, so oft unter der Herrschaft des Metallgeldes eine Krise ausbrach (in den Vereinigten Staaten, in Italien z. B.) und die Regierungen, die Bedürfnisse der Staatskasse mit denen des Verkehrs verwechselnd, die Notenausgabe als bequemes Mittel, sich Geld zu verschaffen, benutzten (in England, Frankreich, Rußland, Italien, Argentinien, Chile usw.); es geschah, wenn in Kriegszeiten, bei Hungersnot, als Folge von Seuchen das Metallgeld verschwand (Gresham-Gesetz), kurz, stets in Zeiten der Not, und nicht in dem Bestreben, den Geldumlauf zu bessern, sondern unter dem Drucke, den die dem Geldwesen vollständig fremden Triebkräfte ausübten.

Niemals, in der Gesamtgeschichte des Papiergeldes nicht ein einziges Mal, griff man zum Papiergeld, weil man sich daraus ein Vorteil für den Verkehr versprach. Niemals hat man zugunsten des Papiergeldes das kleinste Opfer gebracht (wie es doch alltäglich zugunsten des Metallgeldes geschieht); man hat es im Gegenteil seiner eigenen Hilfsquellen beraubt.

Ist es da verwunderlich, daß das Papiergeld, mißhandelt und ausgebeutet, die berechtigten Ansprüche des Verkehrs nicht befriedigen konnte, daß es, verglichen mit seinem metallischen Genossen, dem verhätschelten Lieblingskind sämtlicher Regierungen, sich als mangelhaft erwies? Ist es nicht ganz natürlich, daß in Folge naheliegender Gedankenverbindungen das Wort Papiergeld die Erinnerung wachruft an Krise, Hunger, Krieg, Elend?

Es besteht hierzulande als Abteilung der Regierung eine Konversionskasse. Entspricht der Zweck dieser Einrichtung dem Sinne ihrer Bezeichnung, so muß die Absicht vorliegen, zum Metallgeld zurückzukehren, und das Bestehen der Konversionskasse muß als der erste Schritt nach jener Richtung angesehen werden.

Ist aber die Umwandlung unseres Geldwesens, ist die Konversion beschlossene Sache, so müssen wir auch annehmen, daß die Fragen und Aufgaben, die heutzutage das Metallgeldwesen stellt, bei uns bereits gelöst worden sind. In welchem Sinne ist das geschehen? Geschah es zugunsten des Silbers, des Goldes, der Doppelwährung, der freien oder der bedingten Ausprägung?

Ich glaube, daß, wenn man diese Fragen entschieden hat, dies leichthin, ohne daß man der Sache auf den Grund ging, geschehen ist.

Heutzutage zum System des Metallgeldes übergehen, heißt einen Sprung ins dunkle tun, der teuer zu stehen kommen kann. Schon der bloße Umstand, daß gegenwärtig der Zufall und die Abenteuerer von Klondyke und Transvaal über das Schicksal der Emission bestimmen, ist Beweis dafür, daß dieses Geldsystem große Mängel haben muß. Das Mangelhafte aber ist nicht von Dauer.

Dem Silber ist kürzlich das Prägerecht entzogen worden, und die dadurch bewirkte Entwertung dieses Metalls hat zu ungeheuren Verlusten in all den Ländern geführt, wo man Silber zur Geldherstellung gewählt hatte. Was heute dem Silber widerfuhr, kann morgen dem Golde zustoßen. Also Vorsicht mit dem Golde!

Die Aufhebung des Prägerechtes für das Gold aber wird an dem Tage einsetzen, an dem irgendwo auf dem Erdball beschlossen wird, mit dem Papiergeld einen ernsthaften Versuch zu machen. An diesem Tage wird das Geldproblem für immer gelöst werden.

Wird dem Lande Argentinien die Ehre zufallen, diese Frage gelöst zu haben?

Teil 2

Die Geldschwemme von 1909

Nach dem Inkrafttreten des Konversionsgesetzes und nachdem sich eine ausreichende Metallreserve gebildet hatte, um den Umtausch der Geldscheine gegen jede wirtschaftliche Eventualität zu sichern, sind wir praktisch zu einem Währungssystem gelangt, das als „Goldkernwährung“ bezeichnet wird. Gold ist, was es wert ist. Das Gold übt eine absolute Herrschaft über alle Preise aus, und der Devisenkurs der übrigen Goldwährungsländer kann sich nie von der Spanne entfernen, die sich aus den Export- und Importkosten des Goldes errechnet. Unsere Währung ist genauso eng und fest an das Gold gebunden wie das Pfund Sterling und sogar enger als der Franken und die Mark. Wirtschaftlich betrachtet, gibt es keinen Unterschied zwischen der argentinischen Banknote und dem Pfund Sterling. Den Beweis liefert die Tatsache, daß das Pfund und der argentinische Peso hier täglich in riesigen Beträgen ohne jeden Abzug umgewechselt werden. Jede Preisänderung des Geldes, d. h. jede Veränderung der Beziehung zwischen dem Gold und den Waren, schlägt ungebremst auf unsere Märkte durch. Wenn die Goldpreise steigen, so steigen hier auch die Preise, und wenn die Goldpreise sinken, so folgen die in argentinischem Papiergeld ausgedrückten Preise dem Beispiel. Es ist dies die notwendige, vorhersehbare und beabsichtigte Wirkung des Konversionsgesetzes.

Unser Geld teilt das Schicksal des Goldes. Und wenn viel Gold gefunden und ausgemünzt wird, so werden hier viele Geldscheine gedruckt; erschöpfen sich dagegen die Goldminen, so bedeckt sich die Druckpresse der Konversionskasse mit Staub.

Wenn in einem fernen Lande mit Goldkernwährung eine Krise ausbricht, so schlägt diese Krise unverzüglich auf den argentinischen Peso durch. Als im Jahre 1907 das Gebäude der US-Wirtschaft einstürzte, weil ihr Währungsfundament nicht mehr tragfähig war, bekamen das alle übrigen Länder mit Goldkernwährung zu spüren, und auch die argentinische Währung mußte den USA zu Hilfe eilen, indem von hier 30 Millionen Gold (direkt und indirekt) auf den Weg gebracht wurden, so daß hier ein Geldloch entstand, das Unbehagen und eine Anzahl von Konkursen auslöste.

Und so muß es sein, so will es das Konversionsgesetz. Wer in den Genuß einer internationalen Währung kommen will, muß auch die Nachteile in Kauf nehmen. Das gehört zum Für und Wider der Währungssolidarität. Das Geld hat nur ein Heimatland: die Erde, diese tagsüber leuchtende und nachts in Dunkel gehüllte Kugel, die mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit die Sonne umkreist – sie ist das Vaterland des Goldes. Das Gold kennt keine Grenzen, keine Rassen, keine Sprachen, keine Farben; mit leichtem Fuß überquert es die Grenzen und findet sich stets da ein, wo die größten Vorteile winken.

Jetzt kehrt das Gold von seinem Spaziergang in die Vereinigten Staaten zurück. Aus den 100 Millionen, auf die der argentinische Konversionsfonds infolge der US-Krise zusammengeschrumpft war, sind wieder 160 Millionen geworden, und weitere

Steigerungen kündigen sich an. Die nordamerikanische Krise neigt sich dem Ende entgegen; das Ergebnis ist, daß wir im Laufe eines Jahres die Geldemissionen von 500 auf 630 Millionen erhöht haben. (Juarez *Selman* hat noch nie in so schneller Folge so viele Millionen in Umlauf gesetzt.)

Jedoch kann die Krise, die gestern in Nordamerika ausbrach, morgen in Deutschland ausbrechen (die Lage ist dort reichlich angespannt) oder in Frankreich, England, Rußland etc. oder in all diesen Ländern gleichzeitig, und für das zerbrochene Geschirr werden wir alle solidarisch zur Kasse gebeten werden. Und wir haben die Gewißheit, erhärtet durch die Erfahrungen der letzten Jahrhunderte, daß innerhalb weniger Jahre (man spricht von Zyklen von drei bis vier Jahren, die jedoch von mal zu mal kürzer werden) eine neue Krise ausbrechen wird, und es ist möglich, daß sie uns zu Zeiten überfällt, die von guten Ernten nicht so begünstigt sind, und daß der Abfluß des Goldes mit der entsprechenden Verringerung der Geldmenge schlimme Folgen hat.

Aus diesem Grunde ist es zweckmäßig, die Natur dieser periodischen Krisen zu erforschen, deren Wiederkehr wir bereits wie Astronomen dem Kometen Halley resigniert und fatalistisch entgegenstehen.

Wie läßt sich die Krise bekämpfen?

In „Die argentinische Währungsfrage“ habe ich ohne jede Einschränkung der Theorie zugestimmt, mit der die Wirtschaftskrise mit sinkenden Preisen identifiziert wird, und habe ihr neue eigene Erkenntnisse hinzugefügt.

Die Wirtschaftswissenschaftler der alten Schule, die Visionäre vom Wert, müssen logischerweise die Preissenkung nicht als Ursache, sondern als Folge begreifen. Sie erklären den Preisrückgang als Folge der Überproduktion im Zuge verbesserter Technik.

Die Produktion übersteigt die Nachfrage, und so kommt es zu Preissenkungen. Der Wert der Waren hat sich verringert, während der Wert des Goldes stabil blieb, da es sich um eine inhärente Eigenschaft des Goldes handelt.

Das Gold, so sagen sie mit bewährter Widersprüchlichkeit, kauft stets den gleichen „Wert“, den es innerlich besitzt, in Form von Waren. Daher kann das Fallen der Preise nur Ausdruck fallender Warenwerte sein. Dieser Wertverlust erklärt sich durch die fallenden Produktionskosten. Die Fertigungsverfahren der Waren wurden verbessert - und selbstverständlich müssen die Preise fallen. Der Maschinenpark, die Samen, die Rinderrasse wurden verbessert, und selbstverständlich sinken die Preise. Die Schulen wurden perfektioniert, die Arbeiter sind intelligenter und produzieren bessere Waren - und logischerweise müssen die Preise stark und anhaltend sinken. Aber die gleichen Leute, die so argumentieren, denken nie weiter, ziehen nie die Schlußfolgerungen aus ihrer Theorie. Wenn die Fertigungsverfahren verbessert wurden, wenn wir über bessere Maschinen und billigeres Stahl, billigeres Dynamit, intelligentere Arbeiter, Chemiker, Geologen,

wissenschaftlich gebildete Ingenieure verfügen, wenn wir daher mit weniger Arbeit mehr produzieren können - warum sinkt dann nicht auch der „Wert“ des Goldes, wenn doch (wie man sagt) aus den gleichen Gründen der „Wert“ der Waren sinkt?

Und wenn der „Wert“ des Goldes gleichzeitig mit dem „Wert“ der Waren fällt – neutralisiert sich dann nicht der Einfluß der Produktion auf die Preise?

Wenn die technischen Verbesserungen gleichzeitig eine Verdopplung der Produktion von Gold und Waren ermöglichen, müssen die Preise ungeachtet der Verdopplung, Verdreifachung, Verzehnfachung der Warenproduktion stets gleich bleiben. Das verlangt schon die Logik.

Aber was ist dann dieser famose „Wert“, wo bleibt er? Wenn der „Wert“ des Goldes sich verdoppeln und verdreifachen kann und diese Tatsache unbemerkt bleibt, dann ist dieser Wert kein wirtschaftlicher Faktor, und er kann in der Währungsverwaltung außer Ansatz bleiben. Der Wert spielt weder in der Wirtschaft noch in der Wissenschaft die geringste Rolle.

Der Wert ist ein Fantasiegebilde, das der Notwendigkeit gehorcht, auf irgendeine Weise die Preisschwankungen zu erklären. Und da es an einer klaren Vorstellung von der Natur dieser Schwankungen fehlte, trat, wie in solchen Fällen immer, ein leeres Wort, eine Phrase an ihre Stelle. Ein Wort ohne Sinn und Verstand, das ist der „Wert“, das Fundament aller wissenschaftlichen Untersuchungen, das Fundament auch der Theorie, die den Preisverfall als Konsequenz der Krise erklärt.

In der Handelssprache hat das Wort „Wert“ einen klar definierten Sinn. Es bedeutet, daß Nachfrage nach einer Ware besteht, daß sie einen Käufer finden könnte, daß man für sie einen Preis verlangen und erhalten kann, dessen genaue Höhe noch nicht bekannt ist, der aber geschätzt werden kann und der sich im einzelnen am Tag des Verkaufs herausstellen wird, und zwar in Abhängigkeit von der Marktsituation, das heißt von Angebot und Nachfrage. In der Handelssprache bedeutet „Wert“ somit einfach den wahrscheinlichen Preis, den zukünftigen erhofften Preis, während der Preis der „konkrete Wert“ der Ware ist. Dieser Wert unterliegt den gleichen Gesetzen wie die Preise, da es sich um die gleiche Sache handelt, unterschieden lediglich durch die Zeit, die bis zum Verkauf vergeht. Qualitative Unterschiede zwischen den Worten Wert und Preis gibt es nicht. Was in der Theorie mit dem Preis erklärt werden kann, läßt sich auch mit dem Wert erklären und umgekehrt. Theoretisch sind beide Wörter synonym. Und aus diesem Grunde werde ich von jetzt an zur Vermeidung von Mißverständnissen nur das Wort „Preis“ benutzen. Das Wort „Wert“ streiche ich aus meinem Wirtschaftsvokabular. Für den Handel wie auch für die Wirtschaftswissenschaft und für die Geldtheorie gibt es nur Preise. Die Preistheorie durchdringt die gesamte Wirtschaftswissenschaft. Sie ist deren Synthese.

Die Preise bezeichnen die quantitative Relation für den Austausch von Waren gegen Geld oder Geld gegen Ware. Sie bilden sich unvermittelt durch das Angebot von Geld und das Angebot von Waren. Wird im Verhältnis zu den angebotenen Waren

viel Geld angeboten, so steigen die Preise. Wird wenig angeboten, fallen sie. Diese Tatsache ist so bekannt, daß sie geradezu ein Gemeinplatz ist.

Obwohl sie also so universell bekannt ist, hat man bis heute nicht an sie gedacht, als es darum ging, Wirtschaftskrisen zu bekämpfen. Denn die unmittelbarste Konsequenz, die sich aus dem besagten Gemeinplatz ergibt, ist diese: Indem man das allgemeine Geldangebot an das allgemeine Warenangebot angleicht, bleiben die allgemeinen Preise (das Preisniveau) stabil, und wenn sie stabil sind und stabil bleiben, sind Krisen weder möglich noch vorstellbar.

Es ist dies eine der Wahrheiten, die jedermann begreifen kann, und jedes zusätzliche Wort könnte nur ihrer Selbstverständlichkeit Abbruch tun.

Die einzigen, die einer solchen Währungspolitik und einem solchen Verständnis der Wirtschaftskrisen nicht ohne Bauchgrimmen zustimmen können, sind die Adepten der Wertlehre, die Apostel und Jünger der großen Fiktion der Wirtschaft. Für sie ist der so klare und einfache Vorschlag zur Vermeidung des Preisverfalls und der Wirtschaftskrisen durch die Anpassung des Geldangebots an das allgemeine Warenangebot eine jener Ketzereien, die wie jene von *Darwin* und *Haeckel* erst nach einer grundlegenden Geistesrevolution akzeptiert werden können. Ein derartiger Vorschlag gleicht einer in das Fundament der Wirtschaftswissenschaft gelegten Bombe, und seine Annahme bedeutet die Anerkennung der Tatsache, daß es sich bei dem sogenannten „Wert“ um eine „Fiktion“ gehandelt hat, und daß die gesamte Wirtschaftswissenschaft von *Smith* über *Ricardo* bis zu *Marr* auf dem Stand eines jeglichen Sinnes entbehrenden Wortes errichtet worden war.

Ein Handelsmaß für die Emissionen

Die Erfahrung beweist vor aller Augen, daß unter der Herrschaft der uns durch das Konversionsgesetz bescherten Metallwährung so starke und heftige Preisschwankungen auftreten, daß wir uns nicht selten an die frühere Währungsordnung erinnert fühlen. Ich glaube nicht, daß während der dem Konversionsgesetz vorausgehenden Jahre, als der Kongreß noch über die Emissionen verfügte, der argentinische Markt *Salto mortales* von einer Größenordnung aufgeführt hat, wie sie im vergangenen Jahr in allen Ländern mit Goldkernwährung und besonders in Nordamerika beobachtet werden konnten. Dort fielen die Preise der meisten Waren um 20, 30, 50, 70%.

Ebensowenig glaube ich, daß seinerzeit in Argentinien durch den Höhenflug des Goldes verursachte Krise derartige Verheerungen angerichtet hat wie die, von denen heute die europäischen Länder und Nordamerika heimgesucht werden. Es gab Konkurse, es gab enorme Verluste; aber was es während der Goldkurssteigerungen bestimmt nicht gab, war die Industriekrise, die Paralyse der Arbeit, Arbeitslosigkeit. Emigranten traten die Flucht aus Nordamerika an, die Emigrantenschiffe kehrten voll von Arbei-

tern, die der Krise, die der Goldkern nicht zu vermeiden vermocht hatte, zu entkommen trachteten. Hier nahm die Einwanderung in dem Maße zu, in dem der Goldkurs stieg und die Krise anheizte. Die Anormalität des Zustandes konnte man den Büchern vieler Kaufleute in Argentinien entnehmen, aber außerhalb dieser Bücher gab es Leben, Bewegung, Fortschritt. Aus diesem Grunde konnte Juarez *Selman* ausrufen: „Meine Herren, wo ist sie denn, die Krise? Krise bedeutet Arbeitslosigkeit, Hunger und Frieren inmitten gefüllter Lager; hier aber sehe ich nichts als Arbeit und Konsum, Fortschritt in allen Gewerbebezügen. Wenn wir eine Krise haben, so muß sie völlig anders sein als die europäische crisis vulgaris.“ So sagte er.

Die echte, finstere Krise kam anschließend, als man die Millionen der ausgegebenen Pesos aus dem Verkehr ziehen wollte, als man beabsichtigte, das Geld bis zur Parität aufzuwerten. Erst dann trat der allgemeine Preisverfall ein, erst dann wurden die Fabriken geschlossen und stiegen die Auswanderungszahlen.

In Europa spricht man von Wirtschaftszyklen wie von Jahreszeiten. Die Krise ist der Winter im Kreislauf der wirtschaftlichen Jahreszeiten. Die Europäer sind an die Wiederholung dieser Katastrophen gewöhnt, da sie schon seit längerer Zeit die Segnungen des Goldkerns genießen. Es wird unter der dortigen absoluten Herrschaft des Goldes auch davon gesprochen, daß sich die Wirtschaftszyklen laufend verkürzen, und die Wirtschaftswissenschaftler überbieten sich in der Suche nach einer wissenschaftlichen Erklärung der Krise in Ecken und Winkeln des Wertdogmas.

Wie dem auch sei, die Erklärung, die der Wert nicht hergibt, geben problemlos die Verneinung des Wertes und die bescheidene Preistheorie her. Die Krise ist gleichbedeutend mit der allgemeinen Lähmung der Geldzirkulation, die sich immer dann einstellt, wenn das Warenangebot das Geldangebot übersteigt und die Preise fallen. Das Fallen der Preise bedeutet im Geldkreislauf Verluste, und aus diesem Grund zieht sich das Geld vom Markt zurück. Der Austausch der Erzeugnisse bricht zusammen, und selbstverständlich führt das zur Schließung der Betriebe.

Wir müssen dem Handel die Garantie geben, daß wir die Geldzirkulation um jeden Preis aufrechterhalten, indem wir die Konversionskasse ermächtigen, die für die Aufrechterhaltung stabiler Preise benötigte Geldmenge auf den Markt zu werfen, und schon ist die Lähmung der Geldzirkulation und mit ihr die Krise aufgehoben. Eine Krise ohne Preisverfall ist so unmöglich wie ein Brand ohne Brennmaterial.

Wenn man die Wirtschaftskrise so betrachtet, so läuft sie auf staatliche Trägheit, auf Untätigkeit in dem wichtigsten Zweig der öffentlichen Verwaltung, auf Nichtanpassung des Geldes an das allgemeine Warenangebot hinaus.

Um nun aber das Geldangebot an das Warenangebot anzugleichen, benötigt man ein Maß für die Emissionen, benötigt man eine statistische Aufbereitung, um das Preisniveau sowie das Steigen und Fallen der Handelsflut zu ermitteln.

Und diese Maß liefern uns die index numbers, die der „Economist“ in London periodisch veröffentlicht. Diese „Indexzahl“ ergibt sich durch Auflistung der wichtigsten Warenpreise unter Berücksichtigung ihrer relativen Bedeutung. Der sich ergebende

Durchschnittspreis ist das Maß eines „allgemeinen“ Fallens oder Steigens der Preise.

Dieses System läßt sich noch erheblich verbessern, und ich behalte mir vor, zu gegebener Zeit meine diesbezüglichen Gedanken und Vorschläge zu veröffentlichen. Doch als Diskussionsgrundlage des Problems genügen die obigen statistischen Erhebungen durchaus.

Es folgt, daß mit diesem einfachen Instrumentarium die Aufgabe, der Krise zuvorzukommen, leicht zu bewältigen ist: Wir vergrößern das Geldangebot, sowie der Index ein allgemeines Fallen der Preise erkennen läßt, und wir verringern es beim Steigen der Indexzahl. Wir sorgen für den rechtzeitigen Ausgleich von Mangel und Überschuß in der Geldversorgung. Wir werden essen, wenn wir Hunger haben, nur Verdauungsstörungen heilen wir durch Fasten. Wir öffnen die Schleusen, wenn es an Wasser mangelt, und schließen sie beim Steigen der Flut. Die „Indexzahl“ muß zur Verkehrsampel der Konversionskasse werden. Nutzen wir die Handlungsfreiheit, die uns die Götzendämmerung des Dogmas vom inneren Wert des Goldes zurückgibt, um die Krise zu bekämpfen, und diesen Kampf werden wir „*Währungsaktion*“ nennen. Mit ihr werden wir uns gegen die Trägheit auflehnen, die wir unserer fatalistischen „Religion“, unserem Glauben an den „Wert“, diesen Götzen der Nationalökonomien der alten Schule verdanken, der sich gleich einem zweiten gigantischen Baal von Hekatomben wirtschaftlicher Existenzen ernährt.

Wenn die Preise fallen, werden wir nicht sagen, daß der Wert der Waren gesunken ist; wir werden den brutalen Spruch von der Überproduktion nicht nachplappern, während die Arbeitermassen hungern und frieren, sondern werden uns darauf beschränken, festzustellen, daß das Geld- und Warenangebot aus dem Gleichgewicht gekommen ist, und daß sich das Gleichgewicht durch einfache Vergrößerung des Geldangebots wiederherstellen läßt.

Die große wirtschaftliche Fiktion lehrte uns, daß es zur Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Nachfrage und Angebot bei fallenden Preisen nur ein Mittel gäbe, die allgemeine Arbeitslosigkeit, die Krise. Durch das Schließen der Fabriken sollte das Warenangebot dem Geldangebot angeglichen werden. Die Warenproduktion muß dem Wert des Geldes angepaßt werden - so sagte *Baal*.

Der „*Währungsaktion*“ gelingt diese Gleichgewicht auf einfachste Weise. Laßt alle nur nach Belieben, Gefallen und individuellem Bedarf arbeiten, und wir werden dem sich ergebenden Warenangebot das Geldangebot angleichen, so daß selbst bei einer Verzehnfachung der Produktion auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit die Preise niemals fallen können.

Wie man das Geldangebot täglich an den Bedarf des reinen Marktes angleicht

Das Goldgeld ist internationales Geld, und das Pfund Sterling ist nicht englischer als das argentinische Geld. Der Ausdruck „Peso der nationalen Währung“ ist absurd geworden, seit der Goldumtausch eingeführt wurde. Der Peso der argentinischen Währung ist kein argentinisches Geld mehr, nationale Goldwährungen gibt es nicht mehr, sie sind mit der unbeschränkten und grenzenlosen Prägungsfreiheit inkompatibel. Die Nation lebt stets innerhalb ihrer engen Grenzen, und das Gold kennt keine Grenzen. In der argentinischen Konversionskasse schlafen unter der gleichen Decke der preußische Adler und das französische Huhn, und alle diese Münzen sind nicht mehr als Goldstücke mit einem bestimmten Gewicht. Die indische Rupie, die Silbermünzen der lateinischen Union - sie sind nationale Münzen, denn ihre unbeschränkte Ausprägung ist unzulässig.

Die Verschiedenheit der Prägeempel darf uns nicht über den wahren Charakter der Goldmünzen täuschen! Alle diese Münzen ohne Ausnahme lassen sich auf eine universelle Formel zurückführen und werden im täglichen Handel auf diese zurückgeführt: ihr Feingoldgewicht. Den wahren Prägeempel aller Goldmünzen bildet das Normalkilo, das in Paris aufbewahrt wird. Die nationalen Wappen, die Reliefs der Herrscher, die Inschriften

„Elisabeth von Gottes Gnaden“

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“

„Mit Vernunft oder Gewalt“

mit denen die Aspirationen der Nation in bare Münze verwandelt werden sollen, sind ohne Belang.

Es empfiehlt sich, sich über diesen internationalen Charakter der Goldmünzen genau Rechenschaft abzulegen und ihm bei allen Staatsakten im Zusammenhang mit der Währung, Rechnung zu tragen. Um so kleiner werden die Enttäuschungen sein.

Jegliche währungsrelevante Handlung jedes beliebigen Landes mit Goldkernwährung ist ein internationaler Akt, und jede Verletzung einer gesunden Währungsverwaltung stellt ein Vergehen gegen eine internationale Institution dar. Wenn wir unser Haus anzünden, so gefährden wir die Häuser unserer Nachbarn. Gleiches trifft auf die Goldwährung zu.

Als die Nordamerikaner das Gold durch eine fehlerhafte Gesetzgebung aus dem Lande vertrieben, wurden die übrigen Länder mit Gold überschwemmt, wodurch die Preise überall in die Höhe schnellten. Und als die Nordamerikaner, nachdem sie die Gefahr erkannt hatten, versuchten, das Gold ins Land zurückzuholen, wurden hier 30 Millionen Gold abgezogen, wodurch 60 Millionen aus dem Verkehr genommen werden mußten. Mit anderen Worten: Die Verirrungen der nordamerikanischen Währungspolitik tragen die Schuld, daß die argentinische Wirtschaft eine Geldüberschwemmung

und eine nachfolgende Gelddürre zu ertragen hatte.

Als die Engländer mit den Buren im Krieg lagen und die in Transvaal gelegenen Minen aufgegeben wurden, schädigte der Goldmangel die ganze Welt, die sich von einem Anschwellen der Konkurszahlen betroffen sah. Und als die Russen und Japaner ihre Goldreserven angriffen, um sich im Ausland Waffen zu beschaffen, verursachte dieses Gold einen allgemeinen Preisanstieg in Europa und auch hier.

Obwohl es sich bei dem Burenkrieg um einen ganz gewöhnlichen Familienstreit handelte, wirkte er für die Welt verheerend, während der schreckliche Krieg zwischen Rußland und Japan für den Rest der Welt eher wohltuend war. Ein Teil des argentinischen Konversionsfonds stammt ohne Zweifel direkt oder indirekt aus diesem russisch-japanischen Gold. Weitere Beispiele erübrigen sich. Sehen wir nicht gerade jetzt das Geld in das Land zurückfluten, das die Nordamerikaner an sich gezogen hatten, um die Wirtschaftskrise aufzufangen?... Warum kehrt das Gold zurück, das hier jetzt wahrscheinlich gar nicht mehr gebraucht wird?

Es ist daher unbestreitbar, daß die Währungspolitik eines jeden Landes auf den Weltmarkt durchschlägt, und es hängt stets von der ausländischen Währungsgesetzgebung ab, ob die nationale Wirtschaft an zuviel oder zuwenig Geld zu leiden hat. Das Geschirr, das irgend ein Land zerschlägt, wird von den übrigen Ländern solidarisch bezahlt.

Trotz der in dieser Feststellung enthaltenen Wiederholung war sie erforderlich, um zu zeigen, daß nur wenn allerorts gleichzeitig dem internationalen Charakter der Goldwährung durch eine einheitliche internationale Gesetzgebung im gemeinsamen Einverständnis von allen Ländern Rechnung getragen wird, die nationalen und internationalen Interessen der Wirtschaft versöhnt werden können.

Das Ideal des reinen Handels, des Warenaustausches, sind stabile Preise und Wechselkurse. Und dieses Ideal kann nur durch ein *internationales Abkommen* erreicht werden.

Die Währungspolitik aller Länder muß einheitlich sein und den gleichen Grundsätzen, den gleichen Theorien gehorchen und weltweit die gleichen Zwecke verfolgen. Infolge ihres internationalen Charakters muß die Goldwährung internationaler Rechtsprechung unterstellt sein. Es hat keinen Sinn, den Goldkern zu übernehmen, ohne den internationalen Charakter desselben anzuerkennen. Die unerläßliche Ergänzung des Konversionsgesetzes hat die amtliche Anerkennung der Internationalität unserer Währung zu sein.

Es ist daher eine internationale Währungskonferenz aller Nationen, die die Goldkernwährung angenommen oder sich darum beworben haben, einzuberufen, um die Grundlagen der „Währungsaktion“ festzulegen und durch eine konzertierte Aktion eine Wiederholung der Wirtschaftskrisen auszuschließen, die durch ihre vandalischen Verwüstungen bereits den Charakter eines Wissenschaftsskandals angenommen haben. Es ist eine Schande, und der Gedanke stößt mir bitter auf, daß der Handel, dem ich angehöre, stets unter dem düsteren Schatten neuer Krisen zu leben hat, denen er mit der gleichen

unseligen Resignation entgegensieht wie die nackten Inder dem Königstiger, der sich beim Einbruch der Nacht auf die Suche nach seinem panem quotidianum begibt.

Diese fatalistische Resignation widert mich an. Ich möchte nicht umkommen, ohne mich verteidigt zu haben; ich verlange Garantien, daß die nächste Krise nicht auch mich den Krallen des Tigers überläßt. Ich möchte wenigstens im Kampf untergehen, ich möchte dem Tiger in der Hoffnung entgegenlaufen, ihn doch noch bezwingen zu können.

Programm für eine Weltwährungskonferenz

Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt - und die nationale Währungspolitik, die mit dem Willen betrieben wird, den Interessen des reinen Handels zu dienen, ist zu nichts nütze, wenn es einem Nachbarn (einem unter ach so vielen) ankommt, mit der Währung Kurpfuscherei zu betreiben. Wenn man dem Hund auf den Schwanz tritt, so heult oder beißt er, und gleiches geschieht auch mit der Währung. Die nationale Goldwährung ist lediglich ein Glied in einem internationalen Organismus, der Schwanz eines Tieres, dessen vier Beine auf den vier Teilen der Erde stehen. Diese Wahrheit muß man sehen; so ist es, und unnütz wäre es und gefährlich, sich weiterhin vor ihr verschließen zu wollen. Das Vaterland, die Nation, der Patriotismus, der nationale Kongreß, das Gesetz etc., alle diese schönen Dinge haben mit dem Goldkern nicht das geringste zu schaffen, und ich muß es an dieser Stelle wiederholen, mögen diese Wiederholungen auch lästig sein, daß sich der Goldkern der staatlichen Gesetzgebung so entzieht wie der Wind. Die „Währungsaktion“ hat ein doppeltes Ziel:

1. Verhinderung der internationalen Devisenkursschwankungen
 2. Verhinderung der Preisniveauschwankungen
- Beide Ziele lassen sich nur mit Hilfe internationaler gesetzlicher Regelungen verwirklichen.

Das erste Ziel, die Stabilisierung der Devisenkurse, läßt sich relativ leicht verwirklichen.

Die Wanderung des Goldes von dem einen Land in das andere ist das Ergebnis der internationalen Zahlungsbilanz, wobei man sich im klaren ist, daß diese Zahlungsbilanz in erster Linie von den Preisen abhängt, das heißt von der Währungspolitik der einzelnen Länder.

Durch Vereinheitlichung der Währungspolitik wird die Hauptursache der Goldwanderung und somit der Devisenkursschwankungen abgestellt.

Es wird daher angeregt, der Konferenz die Erörterung der folgenden Maßnahmen vorzuschlagen:

1. Alle Nationen werden in Zukunft den Geldbedarf ihrer Wirtschaft mit gleichem

Maß messen, dessen Kennzeichen das „Indexzahlensystem“ ist, von dem weiter oben die Rede war.

2. Alle Länder verpflichten sich, sich aller Notenemissionen zu enthalten, solange die Indexzahl ein Steigen der Preise erkennen läßt und bei weiterem Preisniveauanstieg solange Banknoten aus dem Verkehr zu ziehen, bis das ursprüngliche Preisniveau wiederhergestellt ist.
3. Alle Länder verpflichten sich zur Vergrößerung ihrer Banknotenemissionen, sowie die Indexzahl ein Fallen des Preisniveaus erkennen läßt, und zur Einstellung der Emissionen, sowie sich eine Umkehr der Preisbewegung anbaut.
4. Wenn trotz dieser Maßnahmen in einem Land ein größerer Zu- oder Abfluß von Gold beobachtet wird, so erfolgt Meldung an das „Internationale Währungsamt“, das sofort die Erforschung der lokalen Ursachen dieser Goldbewegung einleitet. Inzwischen vergrößert ein Land, das von einer Goldschwemme heimgesucht wird, seine Banknotenemissionen, um das Geld durch Preissteigerungen zu vertreiben, während ein Land, aus dem Gold abfließt, umgekehrt die Geldemissionen einschränkt, um eine Preissenkung auszulösen.
5. Falls es zu keiner Einigung über die Ursache solcher Goldbewegungen kommt, weil das von Goldabfluß betroffene Land z. B. vorbringt, daß diese Bewegungen weniger durch die übermäßige Vergrößerung der Geldmenge im eigenen Land als vielmehr durch unzureichende Geldemissionen in dem das Gold an sich ziehenden Land ausgelöst wird, so obliegt es dem „Internationalen Währungsamt“, die Frage verbindlich zu klären, wobei die angeschlossenen Länder verpflichtet sind, die Anweisungen des „Internationalen Währungsamtes“ genau zu befolgen.

Zusammenfassend: Die verschiedenen Länder werden von jetzt an den Geldbedarf der Wirtschaft messen, und zwar nicht, wie bis heute, mit individuell verschiedenen (und oft phantastischen) Maßstäben, sondern mit einem für alle verbindlichen Maß nach Art der „Indexzahlen“ der verschiedenen Waren der einzelnen Länder. Sie verpflichten sich, ihre Banknotenemissionen einheitlich nach diesem Einheitsmaß auszurichten. Und die Schwierigkeiten, die sich dennoch einstellen können (und sicher nicht ausbleiben werden), werden nicht wie heute üblich mit nationalen (und sicher wirkungslosen), sondern mit gleichzeitigen, konzentrierten und gezielten Maßnahmen aller Länder bekämpft.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß bei einem solchen auf grundsätzlichen Konzepten beruhenden Verfahren, wie sie sich zwangsläufig aus dem internationalen Charakter der Goldkernwährungen ergeben, die lachhaften wirtschaftlichen Phänomene, wie wir sie vor noch nicht langer Zeit in der großen nordamerikanischen Republik beobachten konnten, praktisch ausgeschlossen sind.

Hier hatte sich ein Ungleichgewicht im Preisniveau mit den übrigen Ländern herausgebildet, und zwar in erster Linie infolge des dortigen Emissionsbankensystems. Die einzige Begrenzung für deren Geldemissionen besteht in der Verpflichtung, Bundesschatzanleihen in Höhe der ausgegebenen Geldmenge zu hinterlegen. Die Emissions-

banken verlieren die Zinsen auf die hinterlegten Papiere, erhalten dafür jedoch die Zinsen auf das Geld (d. h. ihre Emissionen), die sie auf dem Markt dafür erzielen.

Immer wenn der Marktzins höher ist als der Zins auf die staatlichen Anleihen, besteht für die Banken ein Anreiz, die Geldmenge durch Neuemissionen zu vergrößern, um die Zinsdifferenz zu verdienen.

Es ist aber bekannt und wird von der Geschichte der letzten Jahrhunderte bestätigt, daß der Geldzins stets mit den Preisen steigt - und die Preise steigen, wenn die Geldmenge vergrößert wird. Der Geldzins steigt parallel zu den Preisen, und indem der Geldzins steigt, steigt auch die Differenz zwischen diesem Zins und dem Zins der Bundesschatzanleihen, was wiederum neue Geldemissionen und neue Preissteigerungen auslöst. Ein verkürzter Teufelskreis, fast ein Teufelskurzschluß.

Der fundamentale Irrtum, der die Nordamerikaner dazu verleitete, sich auf dieses gefährliche Emissionssystem einzulassen, war die Annahme, daß der Zinsanstieg durch Geldmangel verursacht wurde, und daß es somit genüge, die Geldemission zu verstärken, um Druck auf den Zins auszuüben. Obwohl diese These noch heute grassiert, muß es dennoch verwundern, daß in einem Land, in dem die Wirtschaft von so scharfsinnigen und gebildeten Fachleuten vertreten wird und in dem die Währungsfrage so gründlich studiert worden ist, der Irrtum dieser Annahme noch nicht durchschaut worden ist.

Die gleichen Ideen beherrschen in anderem Gewand die Geldemission auch in anderen Ländern. Überall ist es der Zins, der Diskontsatz, der als Maßstab für den Geldbedarf des Marktes herangezogen wird, und dieses Maß wird nur dann aufgegeben, wenn der Schwund der Goldreserve die Konversion in Gefahr zu bringen droht. Wenn der Diskontsatz steigt, besteht nach Ansicht der Notenbanken Geldbedarf, und wenn er sinkt, sagen sie, daß zuviel Geld im Umlauf ist. Und trotz aller tausendmal wiederholten Versuche, die sämtlichst fehlschlugen, konnten selbst die schrecklichsten Erfahrungen die Leiter der Notenbanken nicht zu einer Revision der nationalen Grundlage dieser Idee, dieses Saatbeetes von Krisen und Konkursen bewegen. Sie sehen nicht, daß die Geldemissionen Ursache steigender Preise sind und daß steigende Preise Mehrerlöse bedeuten, die die Käufer veranlassen, ihre Kaufaufträge aufzustocken, um in den Genuß dieser Preisdifferenzen zu kommen, und daß dieser Anreiz sich in neuen Geldbedarf umsetzt. Den Kaufmann interessiert die absolute Höhe der Preise kaum; er sucht die Differenz, und wenn die Preise steigen, steigen auch die Differenzen, und in diesem Fall zahlt er gern fünf oder sechs anstelle von vier Mark, wenn die Differenz (die die Notenbank mit ihren Geldemissionen erzeugt) ihm den doppelten, manchmal auch dreifachen Gewinn einträgt.

Der Kaufmann diskontiert bei der Notenbank einen Wechsel von einer Million zu 5%, um Aktien, Grundstücke etc. zu kaufen, die mit größter Wahrscheinlichkeit (aufgrund der Währungspolitik der Notenbanken) in einem Jahr 10% mehr kosten als heute. Er zahlt vielleicht 50 000 für Zinsen und nimmt 50 000 als Reingewinn mit nach Hause. Aber so denkt nicht nur er, sondern alle denken so. Alle kreditwürdigen Kaufleute finden sich bei den Banken ein, und wenn die Notenbank, indem sie diese Nachfrage mit dem Geldbedarf des echten Handels verwechselt, den Bedarf befriedigt, müssen

dann die Preise nicht noch mehr steigen, die Differenzen sich vergrößern und damit das Diskontgeschäft anheizen? Man kann also sagen, daß die Notenbanken das Feuer mit Öl statt mit Wasser zu löschen versuchen.

Wie immer dem sei, alle diese Rückschläge hätten vermieden werden können, wenn die Notenbanken den internationalen Charakter der Goldkernwährungen respektiert und als Maß des Geldbedarfes nicht den Diskontsatz, sondern das Preisniveau herangezogen und kaltblütig alle Diskontersuchen zu Zeiten steigender Preise zurückgewiesen hätten, um die Geldmengenausweitung für die Zeiten sinkender Preise aufzuheben. Ohne Zweifel hätte die Zurückweisung von Diskontanträgen nicht, wie die Notenbanken meinen, zu einer Erhöhung der Diskontsätze, sondern im Gegenteil zu einer Senkung derselben geführt, denn diese Politik hätte alle Hoffnungen auf Preiserhöhungen zunichte gemacht und mit den Differenzen wären auch die Spekulanten verschwunden. Die Spekulanten ziehen sich vom Markt zurück und benötigen demzufolge auch kein Geld von den Notenbanken, sowie die Preise sich beruhigt haben.

Internationale Konvertibilitätsgarantien

Die Werttheorie, die uns bis heute mit Währungstheorien eingedeckt hat, behauptet, daß währungspolitische Aktionen sinnlos, unwirksam, ohne Durchschlagkraft sind, da der „Wert“ als dem Gold inhärent außerhalb des Einflßbereichs der Währungsverwaltung liegt und den Markt aus eigener Machtvollkommenheit beherrscht, wie das Gewicht das Blei und die Energie die Materie. Was können wir tun, um Einfluß auf das Atomgewicht des Bleis zu gewinnen?

Vom Standpunkt der Werttheorien aus kann es nichts absurderes geben als die Vorschläge, die ich als „Währungsaktionen“ bezeichne. Im Reich des Wertes gibt es keinen Freiraum für Aktionen. Und aus dem gleichen Grund kann es auch für jene Theorien keine vernichtendere Kritik geben als eine erfolgreiche Währungsaktion, die sich über den Wert und seine Theorien hinwegsetzt. Eine Währungsverwaltung, die versucht, den Goldpreis zum Vorteil des reinen Handels zu steuern, ohne sich um den Wert des Goldes zu kümmern, wäre die überzeugendste Demonstration der Tatsache, daß der Wert keine wirtschaftliche Größe ist.

Im Reich der Phantasie mag er sein, was er will, aber in der Welt der Realitäten, in der Wirtschaft hat er nichts zu suchen, da er weder Substanz noch Energie besitzt.

Wenn man die Werttheorien eine nach der anderen in Augenschein nimmt, so fällt stets auf, daß in dem Augenblick, wo er die abstrakte Theorie verläßt, um ihre Gültigkeit deduktiv in die Praxis zu tragen, der Ökonom einen mehr oder weniger versteckten Sprung vom Wert zum Preis vollzieht. Stets ist es der Preis, der die Existenz des Wertes beweisen muß.

Aus der Verneinung des Wertes als Faktor der Wirtschaft folgt natürlich, daß der Umtausch des Geldes in Gold völlig überflüssig ist. Die Preistheorie macht dem Geld nicht die Auflage, daß es aus einer industriell verwertbaren Substanz hergestellt werden müsse (wie z. B. Gold). Die Preistheorie anerkennt die Möglichkeit eines z. B. aus Papier hergestellten Geldes; aber die Werttheorie bzw. -theorien haben stets eine solche Anforderung an das Geld gestellt. Es ist wahrhaftig nie gelungen, die Gründe für diese Forderungen zu begreifen, die tausend und eine Werttheorien reichen nicht aus, nachzuweisen, warum nicht auch ein Stück Papier den gleichen Wert verkörpern kann, den sie (ihren Worten nach) dem Gold und den übrigen Waren zusprechen. Die physischen Qualitäten des Goldes reichen nicht aus, um es zur Heimstatt des Wertes zu machen. Die Ökonomen anerkennen das, und selbst Marx gibt zu, nachdem er auf dem Wert ein neues Wirtschaftssystem aufgebaut hat, daß der Wert - ein Gespenst ist.

Den Wert, so sagen die Ökonomen, muß man den übrigen Eigenschaften einer Substanz als unphysikalische Eigenschaft hinzurechnen. Wenn also diese gespenstische Eigenschaft unabhängig von der physikalischen Beschaffenheit der Werts substanz ist, so fragt man sich, warum man diesen nicht auch der Substanz des Papiergeldes hinzufügen kann, genauso, wie man es mit dem Goldgeld macht?

Doch überlassen wir die Beantwortung dieser Frage den Visionären. Für die Renegaten der Schulökonomie genügt die Preistheorie vollständig, um nachzuweisen, daß Papiergeld möglich ist, weil man sich leicht vorstellen kann, daß in Abwesenheit anderer Tauschmittel eine Nachfrage nach dieser Art von Geld entstehen wird, eine Nachfrage, die von den angebotenen Waren ausgeht, die auf Geld als Tauschmittel nicht verzichten können.

Wenn aber Nachfrage vorhanden ist, erzielt das Papiergeld einen Preis, und das ist alles, was von der Preistheorie als Beweis für die Möglichkeit von Papiergeld benötigt wird.

Die Werttheorie, die verzweifelt ums Überleben kämpft, spricht dem Papiergeld mit dem Prädikat „fiktiv“ die Existenz ab - was nicht weiter überrascht, denn im Bereich der Fiktionen steht alles auf dem Kopf. Dem Visionär, dem Werttheoretiker, sind nur Fiktionen real.

Aber trotz dieser soliden Gründe möchte ich dem Ersten Internationalen Währungskongreß ein nicht konvertibles Geld noch nicht vorschlagen. Eine solche Forderung hätte in den Ohren des souveränen Volkes noch keinen guten Klang.

Ich ziehe geebnete Wege vor, um auch wirklich ans Ziel zu gelangen. Haben wir erst einmal ein internationales Abkommen über eine einheitliche Währungspolitik, und hat sich diese Politik in der Wirtschaft durch die erzielten Resultate einen guten Ruf gemacht, können wir vielleicht im Lauf der Jahre das älteste aller Vorurteile unter Beschuß nehmen und die Frage der Notwendigkeit der Konvertibilität zu Diskussion stellen. Die „Währungsaktion“ muß zunächst einmal Beweise ihrer Überlegenheit über das Trägheitsverhalten im Währungsbereich erbringen, bevor die Nutzlosigkeit der Konversion erkannt werden kann. Und dieses weise Vorgehen ist um so einfacher, als die

Konversion kein Hindernis für die „Währungsaktion“ ist, nachdem diese durch die Verblendung durch die Wertsophisterei erlöst ist.

Aus diesem Grund akzeptiere ich nicht nur die Konversion, sondern möchte sie gegen alle Eventualitäten absichern. Das gibt mir die Hoffnung, daß es leichter sein wird, zu einer Einigung über die internationale Politik zu gelangen, die ich im vorstehenden Programm skizziert habe.

Und mit diesem Ziel schlage ich dem Internationalen Währungskongreß die folgenden zusätzlichen Maßnahmen zur Erörterung vor:

Die Signatarländer des Internationalen Währungsabkommens verpflichten sich angesichts des internationalen Charakters der Goldwährung zu gegenseitiger Hilfeleistung bei der Konversion des Geldes. Sollte sich die Konversion in einem oder mehreren oder allen Ländern schwierig gestalten, ohne daß eine überhöhte Geldmenge dafür verantwortlich gemacht werden kann, so wird in allen Ländern eine einheitliche Steuer in Form einer jährlichen Abgabe auf alle gewerblich oder als Schmuck genutzten Gegenstände erhoben (Ketten, Uhren, Armbänder, Schmelztiegel etc. aus Gold). Diese Steuer wird einheitlich und gleichzeitig je Gramm Feingold erhoben und je nach dem Konversionsbedarf erhöht oder gesenkt.

Es ist überflüssig, festzustellen, daß diese Steuer keinen fiskalischen Charakter hat. Für den gewünschten Erfolg könnte man das Aufkommen aus dieser Sondersteuer auch ins Meer werfen. Worauf es bei dieser Steuer ankommt, ist die Verhinderung bzw. Erschwerung der gewerblichen Verwertung von Gold, um die Konvertibilität sicherzustellen.

Der währungspolitische Effekt dieser Sonderabgabe läßt sich leicht vorstellen.

Nach Vereinheitlichung der Währungspolitik in allen Ländern werden die grenzüberschreitenden Goldbewegungen praktisch zum Stillstand kommen. Wenn dennoch Gold aus den Konversionskassen abgezogen wird, so nur für die Zwecke der Juweliere, für die die Goldmünze noch immer die bequemste Art des Golderwerbs ist. Wenn die Juweliere das Metall Gold für ihr Gewerbe benötigen und dieses nicht durch Einschmelzen des ihnen zahlungshalber zufließenden Geldes gewinnen können (Gold, Nickel, Silber, Papier), so tragen sie das Papiergeld zwecks Umtausch in Gold (Barren oder gemünztes Gold) zu den Notenbanken. Dieses Gold wandert in die Schmelztiegel. Auf diese Weise verschwinden Jahr für Jahr Tausende von Tonnen aus der Zirkulation.

Wenn wir nun für alle Uhren, Ketten, Armbänder etc. (mit Steuererlaß für sehr leichte Artikel) eine Jahresabgabe erheben, z. B. 100, 200 oder 500 Pesos je Kilo Feingold, so steht fest, daß eine solche Steuer den Verkauf von Goldwaren erschweren würde, so daß den Konversionskassen weniger Gold entzogen würde. Sicher ist auch, daß eine jährliche auf den einfachen Besitz einer Golduhr etc. erhobenen Steuer den Verkauf von Goldschmuck erschweren und den Ersatz desselben durch Silber, Edelsteine etc. fördern würde. Auf diese Weise würde das Gold seine Bedeutung als Rohstoff für Industrie und Gewerbe mehr und mehr verlieren und der Währung vorbehalten bleiben.

Und falls eine Goldsteuer von jährlich 500 Pesos pro Kilo Feingold nicht ausrei-

chen sollte, um die Konvertibilität zu gewährleisten, könnte man die Steuer solange erhöhen, bis sie praktisch prohibitiv wäre. Mit Hilfe der Steuerschraube läßt sich praktisch der Konsum jedes beliebigen Artikels unterbinden, und dieses Instrument wurde oftmals für politische oder moralische Zwecke eingesetzt. Was hindert uns daran, das gleiche Instrument für den Schutz der öffentlichen Interessen, die Konvertibilität einzusetzen? Im Interesse der Währung haben wir die Vermünzung von Silber weltweit eingestellt, warum sollten wir im gleichen öffentlichen Interesse nicht auch die Verwendung des Goldes für industrielle und gewerbliche Zwecke abschaffen? Und müßten nach Ausschaltung der gewerblichen Nutzung von Gold dessen Eigentümer nicht das einzige tun, was zu tun ihnen noch übrigbliebe, nämlich das Gold zwecks Ausmünzung zur Konversionskasse tragen? Sowie die gewerbliche Nutzung von Gold unterbunden ist, ist das Goldmonopol der Währung verwirklicht, und der Umtausch von Banknoten in Gold wäre sinnlos. Was könnte man mit dem eingehandelten Gold anfangen, wenn das Gold nur noch als Währungsmetall verwendet werden darf und dem Goldbesitzer andere Verwendungsmöglichkeiten nicht offenstehen? Und da das Gold bei der neuen Regelung auch nicht zum Ausgleich von Handelsbilanzdefiziten benötigt wird, entfällt auch dieser letzte Grund für den Abzug von Gold aus den Konversionskassen.

Es ist daher völlig klar, daß die „Währungsaktion“ durchgeführt werden kann, daß wir das Geld den Interessen des reinen Handels unterwerfen können, ohne das Prinzip der Konvertibilität anzutasten, sofern es zu einer konzertierten Aktion mit den übrigen Ländern kommt und wir bei allen währungsrelevanten Aktionen den internationalen Charakter der Goldkernwährung respektieren.

Vom Standpunkt der alten sozialökonomischen Schule ist der Vorschlag einer Steuer auf Goldwaren die Krönung der Ketzerei.

Die Emanzipation vom Wertwahn stellt der „Währungsaktion“ die Instrumente für die Sicherung der Konvertibilität selbst im extremen Fall zur Verfügung, daß sich alle Goldminen erschöpfen oder daß neue Verwendungsmöglichkeiten für dieses Metall in Industrie, Gewerbe und Mode aufgetan werden. Die Steuer auf alle währungsfremden Verwendungen des Goldes wird jedermann die Freude an der Konversion verderben.

Und an dieser Stelle muß noch darauf hingewiesen werden, daß die erste Serie der vorgeschlagenen Reformen gerade eine außerordentliche Steigerung der industriell-gewerblichen Nutzung des Goldes bewirken dürfte. Und wirklich: Ist der Schmuck etwa kein reiner Luxusartikel? Und wird sich der Luxus etwa nicht verbreiten, wenn die vom Alpdruck ständiger Krisenwarnungen befreite Wirtschaft zu einer bisher unbekanntten Blüte von Industrie, Handel und Gewerbe führt? Und muß mit der wachsenden Produktion nicht auch der Wohlstand, der Reichtum und der Luxus wachsen? Sind es nicht die Krisen, die die Volksmassen immer wieder in extreme Armut stürzen, die die Umwandlung von Goldmünzen in Goldketten und -uhren verhindern?

Es entspricht der kindlichen Geistesverfassung der Volksmassen, daß der Metallschmuck allen anderen Formen von Reichtum und Luxus vorangestellt wird.

Wenn die Wirtschaftskrisen daher ausgeschaltet sind, wird die industrielle Nut-

zung des Goldes, der Münzen angeregt, wird die Geldzirkulation verkleinert, verursachen wir das Fallen der Preise und stürzen schließlich in eine neue Krise.

Die Ausschaltung der Krise wäre insofern der direkte Auslöser für die Krise.

Um derartiges zu verhindern, dürfte die Erhebung einer Steuer auf jede währungsfremde Nutzung des Goldes von allem Anfang an synchron mit der „Währungsaktion“ erforderlich sein. Nur so lassen sich unangenehme Überraschungen vermeiden. Es wäre in der Tat unklug, die Wirtschaftskrisen auszuschalten, ohne zu verhindern, daß der sich im Gefolge einstellende Reichtum die Goldmünzen verschlingt, um sie in Schmuck zu verwandeln und somit zur Ursache einer neuen Krise zu werden.

Die vom Glanz des Goldes geblendeten Anhänger der Metallwährung haben nie auch nur einen Augenblick an das Nachdenken über die wirtschaftlichen Folgen der währungsfremden Nutzung des Goldes verschwendet.

Man halte sich stets vor Augen, daß die Armut der Volksmassen und der (im Verhältnis zu dieser Armut) hohe Preis es ist, der es verhindert, daß nicht alle Münzen in Windeseile dem Marsch in die Schmelztiegel antreten. Die Goldmünze lebt daher vom Hunger, vom Elend, von der Wirtschaftskrise, und nur die Steuer auf die währungsfremde Nutzung des Goldes kann die Metallwährung mit dem öffentlichen Wohlstand versöhnen. Um die Einführung der Steuer zu erleichtern und die Zunft der Juweliere nicht auf dem Altar des Gemeinwohls zu opfern, könnten wir alle Steuern und Zölle auf Edelsteine und nichtgoldene Schmuckwaren abschaffen. Auch eine Entschädigung der Juweliere käme in Frage, aber auf keinen Fall dürften Gedanken dieser Art die Durchführung der „Währungsaktion“ behindern.

Die Möglichkeit, daß das Gold von Industrie und Gewerbe verbraucht und der Währung entzogen wird, so daß die Konvertibilität materiell gefährdet wird, ist nicht die einzige Gefahr, gegen die wir uns wappnen müssen. Wenn wir in der Geldgeschichte bis zu den Ursprüngen der Metallmünzen (aus Gold und Silber) zurückgeben, stoßen wir auf Epochen des Elends, aber auch der Fülle, ja des Geldüberflusses. Das gesamte Mittelalter war eine Epoche extremer Geldarmut. Wegen Geldmangel wurden der Handel und der Warenaustausch unmöglich, und die Arbeitsteilung mußte aufgegeben werden. Der Erfolg war, daß die Nachkommen der Griechen und Römer auf den Ruinen der Werke ihrer Väter Ziegen hüten mußten.

Dieses Elend wurde plötzlich von einer Zeit des Überflusses abgelöst, als Spanien Europa mit peruanischem Gold überflutete. Dieses Gold verursachte eine wahre Wirtschaftsrevolution.

Und seitdem mußte der Handel alle Launen der Goldproduktion erdulden. Werden wir nicht gerade jetzt wieder von Gold aus den afrikanischen Minen überschwemmt? Wir müssen uns daher auf alle Eventualitäten einstellen, die im Bannkreis der launischen Währungsmetallproduktion auftreten. Und nachdem wir uns mit der Besteuerung der währungsfremden Verwendung des Goldes gegen den Geldmangel ab-

gesichert haben, müssen wir uns nun auch den Gefahren der Goldschwemme zuwenden und nach Abwehrmöglichkeiten suchen.

Es ist denkbar, daß die Funde und Ausmünzungen von Gold derartige Größenordnungen erreichen, daß selbst der Einzug sämtlicher Banknoten, Silber- und Nickelmünzen und die Rückkehr zu einer reinen Metallwährung nicht ausreichend wären, einen Geldüberschuß und entsprechende Preissteigerungen zu verhüten. Was können wir in diesem Fall unternehmen?

Erstens könnte die Steuer auf zweckentfremdetes Gold, von der weiter oben die Rede war, gesenkt oder ganz abgeschafft werden, um den währungsfremden Konsum des Goldes, d. h. die gewerbliche Nutzung des überflüssigen Währungsgoldes zu verstärken. Über die Wirksamkeit einer solchen Maßnahme gibt es keinen Zweifel. Wenn wir die Verwendung von Goldschmuck mit Hilfe einer Steuer ausgeschaltet haben, so dürfte die Ermäßigung bzw. Aufhebung des Gesetzes den währungsfremden Gebrauch des Goldes mächtig anheizen und die Gefahr für die wirtschaftliche Stabilität infolge übermäßiger Goldausmünzung beheben.

Mit dem gleichen Ziel könnte man auch die Stempelgebühren für alle Handelswechsel erhöhen, um die Verwendung von Wechseln einzuschränken oder völlig zu unterbinden und die Wirtschaft zu zwingen, die Geschäfte verstärkt mit Bargeld abzuwickeln. Wenn wir die Stempelgebühr von gegenwärtig zehn Cent auf einen, zwei oder fünf Pesos für je 100 Pesos heraufsetzen, so kann man sicher sein, daß die Wechsel aus dem Verkehr verschwinden werden, und daß die entstehende Lücke mit Bargeld aufgefüllt wird. In Deutschland erreichte der Umlauf von Handelswechseln im Jahr 1907 den enormen Betrag von 30 Milliarden Mark. Durch Unterbindung des Wechselverkehrs könnte der deutsche Markt sicherlich die heute umlaufende Geldmenge verdoppeln oder verdreifachen, ohne daß es zu einer Geldschwemme käme.

Außerdem könnten wir auch das Geld von den Märkten ablenken und dessen Einfluß auf die Preise verringern, indem wir es dem Glücksspiel zuführen. Das im Lotteriegeschäft zirkulierende Geld ist für den Markt praktisch inexistent. Sollte sich also je eine Geldschwemme bemerkbar machen, so könnte man die Lotteriesteuer herabsetzen oder aufheben, um dem Glücksspiel Auftrieb zu geben und Geld von seinem normalen Gebrauch als Tauschmittel abzuzweigen.

Wenn man davon ausgeht, daß eine Lotteriesteuer von 25% etwa 5% der Geldmenge vom Markt nimmt, so wären das 30 Millionen Pesos. Wenn man die Lotterie durch eine Prohibitivsteuer zum Verschwinden brächte, so würden diese 30 Millionen erneut dem Markt zufließen, und um den entsprechenden Preisniveauerhöhungen entgegenzuwirken, müßte man die entsprechende Geldmenge aus dem Verkehr ziehen. Insofern kann die Lotterie als Steuerungselement der Währungspolitik eingesetzt werden. Der Effekt ist viel größer als man auf den ersten Blick annehmen könnte. Ich schätze, daß die völlige Aufhebung der Lotteriesteuer das Glücksspiel derartig anheizen würde, daß die Geldmenge ohne Schaden für die Wirtschaft verdoppelt, ja verdreifacht werden könnte.

Es ist aber auch denkbar, daß alles, was wir hier vorschlagen konnten, nicht ausreicht, um uns vor einer möglichen Geldschwemme zu schützen, denn im Reich des blinden Zufalls ist natürlich alles möglich. Wer könnte sagen, daß die Goldsucher morgen nicht in Asien, Afrika, Australien, Amerika reiche Vorkommen entdecken? Wer weiß, ob die ewige Stadt nicht auf einem enormen Goldlager steht? Was kennen wir von dieser Erde? Nur die Oberfläche, aber das Gold als schwerstes Mineral bleibt nicht an der Oberfläche. Wenn wir die Erdkruste mit modernen Werkzeugen und Bohrern ankratzen, werden wir vielleicht sogar unter den eigenen Füßen fündig.

Angesichts solcher Möglichkeiten beschließt der Internationale Währungskongreß, der zur Erörterung der Grundlagen der internationalen Währungsaktion zusammengetreten ist, im Bewußtsein des internationalen Charakters der Goldkernwährungen wie folgt:

In allen Fällen, in denen infolge der Größenordnung des Goldzuflusses zu den Münzanstalten die o. a. Maßnahmen nicht ausreichen, um den Preisanstieg aufzuhalten, erheben alle Länder gleichzeitig eine Münzprägesteuer, welche je nach den Erfordernissen angehoben, gesenkt und abgeschafft werden kann.

Das Aufkommen aus dieser Steuer wird nach Abzug der Prägekosten bei einer internationalen Kasse in Den Haag hinterlegt und verbleibt im Eigentum aller Goldwährungsländer. Das sich auf diese Weise ansammelnde Geld bleibt dem Verkehr bis auf weiteres entzogen. Erst wenn sich die Überversorgung in Unterversorgung verkehrt, wird das Gold anteilmäßig an die Einwohner aller Länder der Währungsunion verteilt.

Die währungspolitische Wirkung auch dieser Maßnahme läßt sich leicht erkennen.

Eine Münzprägesteuer von 10, 50 oder 100% bedeutet, daß das Gold in Form von Barren, Korn etc. 10, 50 oder 100% weniger Wert hat als das gemünzte Gold, das heißt als die eigentlichen Münzen. Das sich vor den Türen der Münzanstalten anhäufende Gold wird zwischen 10 und 100% billiger sein als das Gold hinter diesen Türen, und dieser vergleichsweise so niedrige Preis wird die gewerbliche, währungsfremde Nutzung des Goldes anheizen. Mit anderen Worten: Die Münzprägesteuer wird den gegenteiligen Effekt haben wie die Besteuerung des Goldschmuckes. Mit der Besteuerung des Goldschmuckes entzogen wir das Gold der Industrie und führten es den Münzanstalten zu, mit der Münzprägesteuer entziehen wir das Gold den Münzanstalten und zweigen es in die Industrie ab. Statt das Gold versteckt in den Taschen herumzutragen, werden wir das gleiche Gold in Form von schönen und dicken Ketten, mit denen wir uns den Bauch verzieren, offen zur Schau tragen. Diese Ketten werden aus Gold, aus reinem Gold sein. Einfluß auf die Preise geht von ihnen nicht aus. Sie werden, wie man gemeinhin sagt, totes Kapital sein. Die „Währungsaktion“ braucht sich um dieses Gold keine Gedanken zu machen, so wenig wie um das noch in den Eingeweiden der Erde verborgene.

In Währungsfragen müssen wir unnachsichtig sein. Weder das Steigen noch das Fallen des allgemeinen Preisniveaus dürfen wir dulden. Wir dürfen es nicht ertragen, daß sich der Schuldner zu Lasten des Gläubigers bereichert und umgekehrt. Jeder er-

halte das, worauf er Anspruch hat. Jeder zahle das, was er erhalten hat. Nicht einen Deut mehr und nicht einen Deut weniger. Das Richtige, Gerechte. Der Peso der nationalen Währung muß stets den gleichen Preis erzielen. Heute, morgen, immer. Sorgen wir dafür, daß das Geld unveränderlich sei wie das Normalkilo in Paris.

Wir müssen mit Energie vorgehen, und wenn die Umstände es erfordern, rück-sichtslos. Jeder Vorschlag zur Konsolidierung der Währung verdient Beachtung, auch dann, wenn er uns auf den ersten Blick absurd zu sein scheint. Denn es geht darum, die gröſste und ungeheuerlichste Absurdität, die man sich vorstellen kann, aus der Welt zu schaffen, es geht darum, die Wirtschaftskrisen aus der Welt zu schaffen. Die Zeit für die Einberufung eines internationalen Wahrungskongresses ist außerordentlich günstig. Die nordamerikanische Krise, die weltweit als Währungskrise begriffen wird, hat die Aufmerksamkeit auf die organischen Mängel einer der nationalen Gesetzgebung unterworfenen Goldkernwährung gelenkt. Und die Republik Argentinien mit ihrer so lehrreichen Wahrungsgeschichte, die für die Wirtschaftswissenschaftler eine wahre Fundgrube darstellt, wäre m. E. der ideale Ort für die Abhaltung eines solchen Kongresses. Und stehen außerdem nicht die Jahrhundertfeiern vor der Tür? Ein Grund mehr, daß dieser Kongreß hier abgehalten werde. Jetzt ist der richtige Augenblick für die Einberufung dieses Kongresses, jetzt, anläßlich der Jahrhundertfeier. Daß der Tag, an dem wir die nationale politische Unabhängigkeit feiern, für die ganze Welt der Tag der wirtschaftlichen Unabhängigkeit werde, der Tag, an dem wir uns durch einen koordinierten Akt internationaler Brüderlichkeit endlich von der Krisenplage befreien.

Eine deutsche Ehrengabe zum Centenario

Patriotische Reclame von Silvio Gesell

Die Sammelisten, welche für die von „uns Deutschen“ zu stiftende Ehrengabe herungeschickt werden, geben zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Die Art, wie bei dieser Sammlung vorgegangen wird, hat in vielen Kreisen verstimmt und empfindsame Naturen auch wohl verletzt, da sie ein Ausfluß des Kastengeistes ist. Wenn die vom Glück begünstigten Herren diese ihre Position in eindrucksvollen Zahlen herausstreichen wollen, so mögen sie das privatim tun, nicht im Namen aller, nicht im Namen von „uns Deutschen“. Sie mögen meinerwegen unter sich die Gesamtkosten aufbringen; sie könnten sich das ja auch ganz gut leisten. Ich bin fest überzeugt, daß keiner der Herren, die sich da mit 1000 Pesos unterzeichneten, auch nur mit den Wimpern zuckte, wenn man seine Zeichnung durch Anhängung einer Null aufbessern würde. Die Vollmacht zu dieser Korrektur gibt die notorisch glänzende Situation der Listenzeichner, und das Komitee braucht nur davon Gebrauch zu machen.

Wenn es aber eine Ehrengabe von „uns Deutschen“ sein soll, so ist darauf zu sehen, daß sich auch die Mehrzahl mit Freude daran beteiligen kann, und um das zu erleichtern, wäre für alle Beiträge ein leicht erschwingliches Maximum festzusetzen, während für alle diese Grenze überschreitenden Summen die Anonymität eintreten müßte. So beteiligt sich dann die ganze Kolonie an dem Werke, und die Masse der Einzelzeichnungen wird ersetzt, was dem Gewichte dieser Zeichnungen abgehen mag, und man wird dann wirklich von einer deutschen Ehrengabe reden können.

Aber müssen wir denn immer noch das Ausland nachäffen, müssen wir wirklich auch ein Monument errichten, weil die Spanier auf den Gedanken gekommen sind, eins zu bauen? Können wir nicht etwas Originelleres, dem deutschen Sinne Näherstehendes als Ehrengabe unserem Adoptivvaterland überreichen?

Wie wäre es, wenn wir uns selbst, unsere Person mit Haut und Haar, dem argentinischen Volke als Ehrengabe schenkten, wenn wir durch eine
Massen-Naturalisation
 unsere Anhänglichkeit zum Lande und zu seiner republikanischen, entwicklungs-

fähigen Verfassung kundgäben? Gerade jetzt, wo die innerpolitischen deutschen Verhältnisse, die Oberherrschaft der Junker und Pfaffen, vielen von uns die Freude am Vaterland verbittern, könnte eine solche Massen-Naturalisation als freiheitliche Kundgebung nach zwei Seiten hin tiefen Eindruck machen.

Aber mir fällt auf diesem Gedankengang hier etwas ein. Wir lieben dieses Land sicherlich nicht allein der lieben Profitsätze wegen, sondern auch der republikanischen Verfassung wegen, und wollen unsere Liebe bekunden, indem wir an dem Ausbau der staatlichen Einrichtungen tatkräftig mithelfen. Und da käme uns, da käme dem Lande unsere gerühmte deutsche Gründlichkeit, unser unerschrockener, voraussetzungsloser Forschersinn wohl zustatten. Nicht als billiges Stimmvieh wollen wir uns dem Lande schenken, sondern als wohl in der Staatswissenschaft vorbereitete Bürger, die mit Zielbewußtsein in die Speichen greifen, um das neue Adoptivvaterland durch unsere deutsche Kraft als eine der glänzendsten Perlen in den Kranz der gesitteten Länder einzureihen.

Nun ist es aber eine bekannte Tatsache, daß die staatswissenschaftliche Ausbildung der Bürger mit der allgemein wissenschaftlichen Bildung durchaus nicht Schritt gehalten hat, und daß auch wir Deutsche hier durchaus keine Ausnahme machen, ja im Gegenteil unser staatswissenschaftliches Barbarentum fällt um so mehr auf, als wir es ja sonst in der Wissenschaft doch schon so herrlich weit gebracht haben. Die Schulbildung auf staatswissenschaftlichem Gebiete ist gleich Null. Mit Recht oder Unrecht hält man die Staatswissenschaft für Politik, also für eine Hadersache, und Hadersachen gehören eben nicht in die Schule.

So reift dann die Jugend heran und erreicht das Alter zum Wahlrecht, wird in die politischen Kämpfe hereingezogen, muß über die kompliziertesten Streiffragen durch Ja oder Nein entscheiden, ohne mehr davon zu wissen, als was ihm der von der Gesellschaftskaste, der er angehört, empfohlene Leithammel zu sagen für gut befunden hat.

Darf man sich dann noch wundern, daß der Staatskarren auf so gut wie allen Gebieten in Sümpfen stecken bleibt, und daß, wie augenblicklich in Deutschland, schließlich keiner noch den anderen versteht?

An solchem Stimmvieh hat nun dieses Land genug und übergenuß, und wenn wir Deutsche dem Lande in unserer Person durch Naturalisation eine Ehrengabe überreichen wollen, so sollen wir darauf sehen, daß wir dadurch kein Marmor nach der Siegesallee tragen.

Um sich in der kurzen Spanne Zeit bis zum Centenario auf den wichtigsten Gebieten der Staatswissenschaft, speziell auf dem vielumstrittenen Gebiete der brennenden

sozialen Frage

schnell zu einem nützlichen, aktiven Bürger ausbilden zu können, gibt es sicherlich

heute keine besseren Schriften als die hier unten verzeichneten.

Wer diese drei Schriften studiert und verdaut, gewinnt dermaßen an staatsbürgerlichem Wert, daß er stolz, weil ehrlich, von sich sagen kann, er überreiche durch die Naturalisation tatsächlich dem Lande in seiner Person eine Ehrengabe.

Die deutsche Ehrengabe zum Centenario, den Brunnen, wollen wir also nicht in totem Gestein, sondern in uns selbst, in Fleisch und Blut errichten und diesen nicht mit trübem La-Plata-Wasser, sondern mit dem Feuer speisen, das aus der wissenschaftlichen Erkenntnis nie versagend und zukunftsfröhlich emporlodert. Wir wollen dem Lande zum Centenario eine Bürger-Ehrengarde stellen, die in den kommenden sozialen Kämpfen dem Lande die Bahn zum Frieden brechen und für höhere Menschheitsziele frei machen wird.

<i>Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag,</i> von Silvio Gesell	m/n	\$ 2,50
<i>Aktive Währungspolitik,</i> von Ernst Frankfurth u. Silvio Gesell	m/n	\$ 1,50
<i>La Pletora monetaria de 1909,</i> von Silvio Gesell	m/n	\$ 2,00
Zu haben in der Deutschen Buchhandlung von G. von Woerden u. Cia., Cangallo 547, Buenos Aires		

Anhang

Die Geld- und Bodenreform
(Unveröffentlicher Entwurf zu einem Werbeprospekt)
(Fragment aus dem Jahr 1904)

3) ~~Es~~ ~~ist~~ ~~es~~ ~~auch~~ ~~nicht~~ ~~nötig~~ ~~zur~~ ~~Durchführung~~ ~~dieser~~ ~~beiden~~ ~~Reformen~~ ~~einen~~ ~~Verein~~, ~~eine~~ ~~Partei~~, ~~eine~~ ~~Organisation~~ ~~zu~~ ~~bilden~~ ~~und~~ ~~Führer~~ ~~anzustellen~~, ~~die~~ ~~das~~ ~~Stimmvieh~~ ~~zur~~ ~~Urne~~ ~~treiben~~. ~~Der~~ ~~Gedanke~~ ~~muß~~ ~~das~~ ~~alles~~ ~~ersetzen~~, ~~sich~~ ~~durch~~ ~~eigene~~ ~~Kraft~~ ~~Bahn~~ ~~brechen~~, ~~die~~ ~~Werbearbeit~~ ~~selber~~ ~~verrichten~~. ~~Epidemieartig~~ ~~muß~~ ~~sich~~ ~~der~~ ~~Gedanke~~ ~~ausbreiten~~ - ~~von~~ ~~Mund~~ ~~zu~~ ~~Mund~~ ~~gehen~~.

~~Es~~ ~~bedarf~~ ~~also~~ ~~nur~~ ~~eines~~ ~~Anstoßes~~ - ~~der~~ ~~Gedanke~~ ~~der~~ ~~Geld~~ -~~und~~ ~~Bodenreform~~ ~~muß~~ ~~ins~~ ~~Volk~~ ~~geschleudert~~ ~~und~~ ~~zur~~ ~~Besprechung~~ ~~gebracht~~ ~~werden~~.

~~Diesem~~ ~~Zweck~~ ~~nun~~ ~~soll~~ ~~die~~ ~~Zeitschrift~~
„Die Geld- und Bodenreform“
dienen.

(...) Darum ist es auch nicht nötig, zur Durchführung dieser beiden Reformen einen Verein, eine Partei, eine Organisation zu bilden und Führer anzustellen, die das Stimmvieh zur Urne treiben. Der Gedanke muß das alles ersetzen, sich durch eigene Kraft Bahn brechen, die Werbearbeit selber verrichten. Epidemieartig muß sich der Gedanke ausbreiten - von Mund zu Mund gehen.

Es bedarf also nur eines Anstoßes - der Gedanke der Geld- und Bodenreform muß ins Volk geschleudert und zur Besprechung gebracht werden.

Diesem Zweck nun soll die Zeitschrift
„Die Geld und Bodenreform“
dienen.

Die Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag

(Unveröffentlichter Entwurf zu einem Werbeprospekt)

Die Zahl der Männer, die noch am Glauben der Väter, an der wunder tätigen Macht der Selbstbestimmung, an der Formel Laissez faire – laissez aller festhalten und von der wirtschaftlichen Selbständigkeit des Mannes die Überwindung aller sozialen Schwierigkeiten erwarten, schrumpft in Schrecken erregender Weise zusammen, und am Herzen der Getreuen, die noch zur Fahne halten, nagt der Zweifel und lähmt die Berge versetzende Kraft, die im festen Glauben wurzelt.

Jedermann weiß, was diese allgemeine Fahnenflucht verursacht hat. Es ist nicht die Kritik der Sozialisten, nicht das gegen die Handelsfreiheit zusammengetragene theoretische Belastungsmaterial, sondern ganz einfach der wirtschaftliche Tatbestand.

Man hatte von der Handelsfreiheit erwartet, daß sie ein allmähliches Sinken des Zinsfußes bis auf Null herbeiführen würde, man glaubte, daß durch wiederholte Erbschaftsteilungen, durch die natürliche wirtschaftliche Minderwertigkeit der im Reichtum aufwachsenden Geschlechter der Grundbesitz pulverisiert und so die Rente zu einem allgemeinen Volkseinkommen werden würde. Auch dachte man, daß durch die Verbesserung der Verkehrsmittel, der Handelseinrichtungen die Wirtschaftskrisen ebenso leicht vermieden werden könnten, wie man durch eben dieselben Einrichtungen schon Herr der elementaren Hungersnöte geworden ist. Die Optimisten gingen wohl noch einen Schritt weiter und sagten, daß mit der zunehmenden Produktionskraft auch die Steuerkraft des Volkes zunehmen müßte, und daß mit Hilfe der reichlich fließenden Steuerquellen der Staat gar bald zum Universalrentner erhoben werden könnte.

Von allen diesen schönen Hoffnungen ist bis heute keine Spur der Verwirklichung zu sehen. Der Zins ist nicht gefallen, die Grundrente ist nicht zu einem Volkseinkommen geworden. Die großen Vermögen haben allen Erbschaftsteilungen siegreich widerstanden, die Wirtschaftskrisen ziehen immer noch verheerend durchs Land, und nirgendwo ist der Staat auf dem Anleihemarkt von der Nachfrage zum Angebot übergegangen.

Diese Tatsachen sind es, die die Zweifel an der Vortrefflichkeit der Handelsfreiheit haben aufkommen lassen und die die Widerstandkraft gegen die Kritik der Handelsfreiheit gelähmt haben.

Man ging von der Ansicht aus, daß in den heutigen Gesetzen und wirtschaftlichen Einrichtungen alle Bedingungen für die fessellose Handelsfreiheit erfüllt waren, und da die Erfahrung zeigt, daß die gegebenen Einrichtungen die erwarteten Früchte nicht zeitigten, so läßt man die Freiheit fahren und flüchtet sich in die

Arme des Staates, der allein glücklichmachenden Wirtschaftsverfassung.

So verurteilt man die Freiheit, ehe man sie überhaupt gesehen und verhört hat, in contumaciam. Wir legen die Volkswirtschaft in Ketten, lassen sie überhaupt schon von Sklavinnen geboren werden, und wenn sie nach Freiheit ringend drohende Gestalt annimmt, so machen wir nicht die Ketten, sondern die Freiheit verantwortlich. „Mehr Ketten!“ heißt es dann.

Räumen wir also zunächst mit den Monopolen auf, geben wir der Freiheit die Freiheit und dann mögen wir für das, was sich entwickeln mag, die Freiheit, den Individualismus, die Privatverantwortung verantwortlich machen. Aber aufgrund der heutigen Zustände ein Urteil über die Wirkung der wirtschaftlichen Freiheit abgeben, heißt, bewußt ein falsches Urteil abgeben.

In obiger Schrift werden nun die Ketten unserer Volkswirtschaft aufgedeckt und gezeigt, daß von Handelsfreiheit dort keine Rede sein kann, wo man die gemeinen Arbeitsprodukte gegen Edelmetalle tauschen muß und wo die Grundrenten statt in die Staatskassen zu fließen, von Privatleuten erhoben werden. Unsere sogenannte Gewerbe- und Handelsfreiheit ist nicht wurzelecht, darum trägt sie Dornen statt Rosen.

Es handelt sich in der sozialen Frage also in der Hauptsache um den Privatbezug der Grundrente und um unser völlig veraltetes, aus dem grauen Altertum unverändert auf uns überkommenes Geldwesen.

Durch den Privatbezug der Grundrente wird im Wettlauf der Bürger der Start gefälscht, die Gewerbefreiheit aufgehoben, und durch das heutige Geldwesen wird der Anspruch der Produkte unter die Kontrolle der Kapitalisten gestellt, die ihn von einem Zins abhängig machen. Monopole nehmen heute den Platz der Gewerbefreiheit ein.

Diese Monopole sollen durch die Geld- und Bodenreform beseitigt werden, und dadurch soll der Handelsfreiheit eine wurzelechte Grundlage gegeben werden. Und wohin diese Freiheit uns führen würde, uns führen muß, ist im Titel des Buches gesagt.

Der erste Teil, der über die Grundrente handelt, ist für solche Leser bestimmt, denen die Theorien *Henry Georges* noch unbekannt sind. Doch auch für Kenner bietet dieser Teil Neues genug. Besonders der Teil über die Finanzen der Bodenreform wird sie interessieren. Ebenso die Abschnitte, die über die Beziehungen vom Lohn zur Grundrente, vom Zins zur Grundrente und über die Einflüsse, denen der gemeine Arbeitslohn unterworfen ist. Den Singletaxern wird der gehaltvolle Artikel *Ernst Frankfurths* am Schluß des 14. Abschnitts vielleicht Anlaß zu einer beschleunigten Revision ihres Programms geben.

In dem zweiten Teil, der über die Geldreform handelt, ist dagegen so gut wie alles neu: der Zweck sowohl wie das zu seiner Begründung herangezogene Material. Neu ist die Tatsache, daß hier zum ersten Male volkswirtschaftliche Fragen in weit umgrei-

fender Weise behandelt werden, ohne daß sich ein einziges Mal Gelegenheit böte, das Wort „Wert“ zu gebrauchen. Und nicht etwa infolge einer Umschreibung. Wohl der beste Beweis, daß dieses Wort nichts Objektives deckt, und daß es sich mit dem Wertproblem nur um ein Scheinproblem handelt.

Neu ist die Forderung und deren Begründung des Zwangsumlaufs des Geldes, eigenartig das empfohlene Mittel, um diesen Zwangsumlauf zu erzielen.

Neu ist die Erklärung, warum man eigentlich aus Papier Geld machen kann; neu ist die Krisentheorie; neu die Mittel zur Bekämpfung der Krisen.

Neu ist die Erklärung für die fabelhaft hohen Handelsspesen; neu die zur Verbilligung des Handels vorgeschlagenen Mittel; neu die für die Herbeiführung allgemeiner Barzahlung vorgeschlagenen Reformen.

Neu die Beschreibung vom Wesen der Spekulation; neu die Waffen für deren Vernichtung.

Neu ist die Erklärung, warum dem Gelde gegenüber die Quantitätstheorie versagt; neu, nagelneu die empfohlene Methode für die Ermittlung des Durchschnittspreises aller Waren.

Neu und außerordentlich fruchtbar ist die Entdeckung eines dritten Zinselements; neu und überraschend die Aufdeckung der Tatsache, daß der reine Zins eine eherne Größe ist, daß der reine Zins seit 2000 Jahren unverändert geblieben ist.

Neu und von bahnbrechender Bedeutung ist die Entdeckung der wirklichen Ursache des Kapitalzinses.

Neu ist in diesem Teil des Buches eben alles; neu wie ein Berg, den man zum ersten Male von der anderen Seite betrachtet.

Und es handelt sich hier nicht um billige Behauptungen, um abstruse Theorien. *Gesell* hat so gut wie alle Theorien der heutigen Volkswirtschaftslehren, der sozialistischen sowohl wie der bürgerlichen, in Trümmer geschlagen, und obschon aus diesem Debakel kaum ein Theoretiker mit heiler Haut hervorgeht – es hat sich bisher keiner gefunden, der *Gesell* gegenüber sein Eigentum zu verteidigen gewagt hätte. Nicht einer. Wohl ein sicherer Beweis, daß die Theorien der neuen freihändlerischen Volkswirtschaftslehre als Ausfluß reinsten Vernunft zu betrachten sind. Die Werttheoretiker, die Zinstheoretiker, die Grundrententheoretiker, die Krisentheoretiker, die Lohntheoretiker – alle ohne Ausnahme sehen still und mit verschränkten Armen dem Untergang ihres Eigentums zu.

Die neue Freihandelslehre ist für sie alle zu einer Sintflut geworden, aus der nur die sich gerettet haben, die durch keine Theorien in ihrem Glauben an die Selbstbestimmung stützig gemacht werden konnten. Für diese Braven ist nun die Zeit gekommen, wo sie wieder stolz ihr Haupt erheben dürfen, weil sie jetzt der wissenschaftliche Nachweis deckt, daß die häßlichen Begleiterscheinungen der heutigen Wirtschaftsordnung nur eine Folge künstlich beschränkter Freiheit sind, und daß

wir die Überwindung aller sozialen Schwierigkeiten nur erwarten dürfen von Reformen, die die Selbstbestimmung und wirtschaftliche Unabhängigkeit des Mannes stärken, und nicht von solchen, die ihm Schranken auferlegen. Die neue Freihandelslehre hat die soziale Frage theoretisch gelöst und erledigt.

Der Stoff der Gedanken (Unveröffentlichtes Manuskript)

Alles was „ist“, ist Stoff, alle Erscheinungen sind Eigenschaften des Stoffes. Der Gedanke „ist“, folglich kann er nur Stoff oder eine Wirkung des Stoffes sein.

Der Stoff ist eine Gruppierung von Atomen. Diese Gruppierung ist entweder ein „natürlicher“, ungestörter oder ein „unnatürlicher“, durch äußere Gewalt zerstörter kristallinischer oder amorpher Stoff.

Der Gedanke ist also entweder „kristallinisch“ oder „amorph“, und bei allen Gedanken kommt es darauf an, ob sie kristallinisch oder amorph sind.

Wie der Kristall durch Angliederung neuer Atome bis ins Unendliche sich vergrößern kann, so auch der kristallinische Gedanke. Wahrheit setzt sich an Wahrheit an, Kristall an Kristall, bis ins Unendliche (Gott).

Aber an den zertrümmerten Kristall (amorph) kann sich nichts mehr ansetzen es bleibt ein Konglomerat, Unzusammenhängendes. Irrtum, Irrweg, Tod, Teufel.

<u>kristallisch</u>	<u>amorph</u>
schön	häßlich
richtig	falsch
gut	schlecht
gesund	krank
gerade	krumm
wahr	irrig
eins, zwei, drei	Fehler
$2 + 2 = 4$	(Irrtum)

Die Aufnahme amorphen Gedankenstoffes im Gehirn verursacht dort ein Fieber. Dieser Stoff findet nirgendwo einen Ruhepunkt, wo er sich ansetzen oder angliedern kann. Der reine Kristall stößt ihn ab; er kämpft und wirft ihn schließlich heraus (Erkenntnis des Irrtums). Die Aufnahme kristallinischen Gedankenstoffes dagegen verursacht eine Bereicherung, ein Gefühl des Behagens.

Der kristallinische Gedankenstoff dagegen findet im Gehirn überall den Platz zu seiner Aufnahme bereitgestellt – unendlich viel kristallinischen Gedankenstoff vermag das Gehirn aufzunehmen ohne Überlastung. Sache des Gehirns ist es, den Stoff zu klassifizieren, zu koordinieren und zu subordinieren. Je besser diese wichtigste geistige Arbeit verrichtet wird, um so schöneren Klang wird die Masse geben. Es gibt nur einen Stoff, folglich gibt es auch nur einen Grundgedanken (wahr, gut, schön) und dieser Grundgedanke ist „Gott“.

Durch Gruppierung dieses Gedankenatomes (Moleküles) entstehen Gedankenreihen, Bilder, Vorstellungen. Durch Koordinierung von Gedankenmolekülen ent-

steht logisches Denken, durch Subordinierung der Moleküle Romane, Märchen, Gedichte, Erzählungen.

Denken heißt, das bereits angehäuften und geordnete Gedankenmaterial neuen Erscheinungen gegenüber anzuwenden. Je besser dieses Material vorher geordnet und von amorphem Gedankenstoff gesäubert wurde, um so fruchtbarer und klarer das Resultat. Je mehr der Mensch denkt, d. h., seinen Gedankenstoff sichtet, klassifiziert, ordnet – um so größer seine geistigen Fähigkeiten.

Die von unseren Vorfahren geerbten Gedanken müssen erworben, d. h. durch geordnetes Denken unserem Gehirne einverleibt werden, um sie zu besitzen. Sofern diese geerbten Gedanken an sich kristallisch sind, können wir damit uns bis ins Unendliche bereichern. Darum muß auch mit der weiteren Vererbung unseres verarbeiteten Gedankenstoffes die Gedankenfähigkeit des Menschen zusammen mit seinem Gedankenmaterial bis ins Unendliche wachsen können. D. h., der Mensch kann an die Gottheit heranreichen, oder anders ausgedrückt – Gott hat im Menschen „unbegrenzte“ Möglichkeiten.

Jedes Menschenhirn ist ein Tempel Gottes; manche dieser Tempel sind noch bescheidene Kapellen (Kind), manche haben sich zu stattlichen Dombauten ausgedehnt (Stirner, Darwin, Goethe, Apostel Paulus, Henry George, Mikado).

Der Gedanke ist Stoff bzw. eine Eigenschaft des Stoffes, wie z. B. das Gewicht, die Anziehungskraft. Jeder Stoff ist darum auch ein Gedanke, ein isolierter Gedanke. In jedem Eisenmolekül liegt ein Gedanke, in der Eisenmasse liegt derselbe Gedanke millionenfach angehäuften; er ist unfruchtbar, weil er isoliert ist, auf sich selbst angewiesen. Es fehlen die Verbindungen, das Bewußtsein. Denn nur durch die Verbindungen verschiedener Gedankenmoleküle entstehen neue Bilder, die das Bewußtsein hervorrufen oder darstellen.

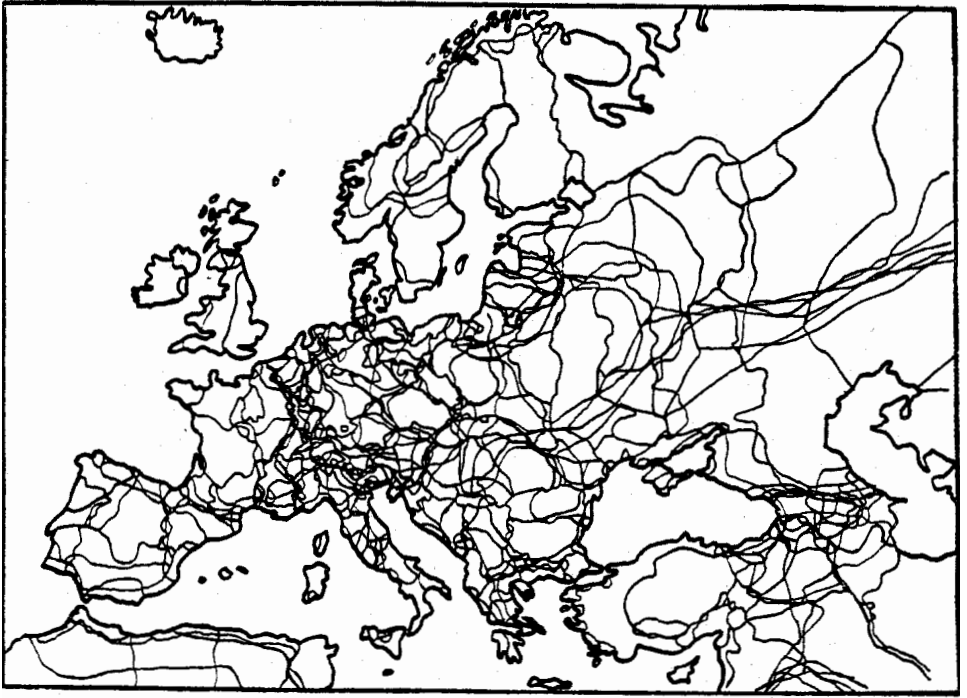
Da der Gedanke eine Eigenschaft oder Attribut des Stoffes ist und der Stoff Raum beansprucht, so braucht auch der Gedanke Raum. Die Summe der Gedanken füllt unsere Schädelkapsel aus. Erweitert sich unser Gedankenschatz, so muß der Schädel Platz schaffen. Das geschieht auf zweierlei Wegen.

1. Durch Hinauswerfen (Vergessen) unwesentlichen, untergeordneten Gedankenstoffes (vertiefte Erkenntnis), durch Unterdrückung überflüssig gewordener Gedankenreihen.

2. Durch Erweiterung der Gehirnkapsel infolge des von innen auf die Kapsel ausgeübten Druckes.

Jedes Bild, das wir betrachten, erzeugt in unserem Gehirn ein ähnliches Bild „en miniature“. Betrachten wir das Bild lange und scharf, so wird auch das Miniaturbild scharf; es prägt sich uns ein. Tannensamen enthält das Bild der Tanne.

Der Platz, den dieses Bild im Gehirn einnimmt, ist für das logische Denken von größter Bedeutung. Die Anweisung dieses Platzes bewirkt den „Vergleich“.



Entnommen aus:
Werner Schmid, Silvio Gesell - Lebensgeschichte eines Pioniers,
Bern 1954, S.179

**Der Gegenstand der Vaterlandsliebe
im Wandel der Jahrhunderte**
Unveröffentlichtes Manuskript (Fragment)

50 Jahre sind kaum verstrichen, da schlugen sich die deutschen Stämme, Preußen, Sachsen, Hannoveraner, Österreicher, Bayern unter der Führung ihrer Fürsten wie besoffenes Gesindel gegenseitig die Köpfe ein. Alle mit Begeisterung verteidigten sie die Grenzen des Fürstentums, mit mehr Opfermut sogar, als es die Thronanwärter zu tun pflegen.

Ihr Männer und Frauen, betrachtet Euch doch einmal den Gegenstand, dem Ihr Euer Heiligstes geopfert habt!

Zeichnet die Grenzen des Deutschen Reiches auf, etwa wie sie zur Zeit *Karls* des Sachsenmörders standen, und traget alle Grenzveränderungen nach, die seitdem vorgenommen wurden. Dann entsteht dieses Diagramm. Der Gegenstand Eurer Vaterlandsliebe, historisch beleuchtet, ist also nichts als ein Klecks, und ein provisorischer Klecks, der (... , unleserlich). Es gibt nur eine des Menschen würdige Grenze, das ist die Erdkugel, die einzige Kugel, die nicht mit Kugeln verteidigt (... , unleserlich).

Die neue Lehre vom Geld und Zins

Unveröffentlichtes Manuskript (Fragment)

Alles, was ich bisher vom Reformgeld ohne Mühe und Gewalt gesetzmäßig ableitete, ist jedoch nur Kleinkram, gemeine Mittelstandspolitik, verglichen mit der eigentlichen Hauptleistung der Geldreform, die im nächsten Kapitel „*Die Zinstheorie der Geldreform*“ behandelt wird. Für diese Leistung verdiente ich eigentlich die Königskrone. Zu Königen ernannte man in früheren Zeiten solche Recken, die das Volk am wirksamsten vor den Feinden zu schützen wußten. Und der ärgste Feind, der Erbfeind des Volkes, ist heute (neben der Grundrente) unstreitbar der Kapitalzins. Aber alle, die bisher gegen diesen „Erbfeind“ mit Zepter, Bibel oder Feder auszogen, mußten ihre völlige Ohnmacht bekennen. Was haben die Könige, die Habsburger, die Orleans und die Welfen, die Hohenzollern und Romanows, was hat die Wissenschaft in all den Jahrhunderten getan, um das Volk von der Plage des Kapitalzinses zu befreien? Nichts, rein gar nichts haben sie getan. Ich bin sogar überzeugt, daß unter der Masse der heutigen Könige nicht einer zu finden ist, der im Besitze einer Zinstheorie ist.

Wenn ich nun den Weg zeige, wie der Zinszwinger erstürmt, wenn ich die Stelle ermittelt habe, wo der Riesenpolyp durch einen Schwerthieb umgebracht werden kann, habe ich dann nicht mehr Anrecht auf die Königskrone als irgendeiner der bequemen Herren, die Ihr auf den Thron gesetzt und vorn Thron gestoßen habt? Ich habe das Schwert in der Hand, womit der Drachen getötet werden kann; der Schlüssel für die Lösung des theoretischen wie sozialen Zinsproblems ist in meinem Besitze. Wenn ich nun für die Herausgabe dieses Schlüssels (nach dem seit 3000 Jahren die besten Köpfe vergeblich gesucht haben) die Königskrone forderte, würdet Ihr sie mir nicht geben und mir noch dabei versichern, daß ich die Krone fürstlich bezahlt habe? Ihr seht, Eure Königskrone gehört mir, der Thron der Welfen, Orleans, Hohenzollern und Rockefellers geht auf das Geschlecht der Silvioniden über, und in meinem Reich geht die Sonne nicht unter.

Doch ich pfeife auf diese billige, proletarische Ehrerweisung. Ihr besitzt überhaupt nichts, womit Ihr meine 20-jährige fleißige, unter schweren Opfern an Geld und Lebensfett geleistete Arbeit bezahlen könnt, nichts, um das Schwert zu bezahlen, das ich für Euch geschmiedet habe. Und das einzige, um was ich Euch bitte, mir zu versprechen: legt mir die Gebeine des letzten, Eures von mir vernichteten Geschlechts der Proletarier zu mir ins Grab, und so verpflichte ich mich, Euch und Euren dünnen Weibern den Kopf des Reptils vor die Füße zu werfen, das mehr Blut gesoffen als alle Kriege, mehr Kinder gefressen hat als Baal und aus den stolzen

Söhnen Germanias das traurige Geschlecht hat werden lassen, das ich voll Wehmut in Euch und Euren Kindern betrachte.

Aber ich sehe, Ihr habt nicht einmal den Mut, nach dem Schwert zu greifen, das ich Euch reiche. Wie sollen wir armseligen Proletarier uns gegen die Allmacht des Goldes erheben? Ach, Ihr Armen! So habt Ihr ja nicht verstanden, was ich Euch in breiter, bequemer Sprache in diesem Buche auseinandergesetzt, so wißt Ihr also jetzt noch nicht, daß das Gold ohne die Nachfrage – die Ihr selbst mit Euren Produkten erzeugt, der bedeutungsloseste Stoff auf dem Markte ist. Ihr fürchtet das Silber nicht mehr, seitdem ihm der Charakter des Geldes genommen, warum fürchtet Ihr Euch vor dem Gold? Könnt Ihr das Gold nicht genauso behandeln wie das Silber? Die Macht des Goldes liegt in Euren Händen. Verweigert die Annahme des Goldes, verkauft Eure Produkte, verlangt Euren Lohn in Geld, wie ich es Euch vorschlage – und aus ist es mit der Macht des Goldes und des Kapitals.

Wie sagte Lassalle:

„Es gibt nur ein einziges Produkt, das immer Kapital ist, und dieses Kapitalprodukt ist das Geld (d. h. also hier das herkömmliche Geld). Das Geld ist darum nicht bloß ‚auch‘ Kapital, sondern es ist das Kapital par excellence, Gott Vater in Person. Seine Kapitaleigenschaft ist ihm beständig flüssig, kann beständig befruchtend (für den Kapitalisten) ausgeschickt werden auf jeden beliebigen Stoff an jedem beliebigen Ort (d. h., das Geld kann von jedem Stoff, an jedem Ort beständig Tribut erheben). Das Geld als das Kapital ‚par excellence‘ ist darum in noch höherem Sinne Kapital als selbst das stehende Kapital.“

Aber Ihr habt recht. Das Geld muß vom Staate ausgegeben, vom Staate in Umlauf gesetzt, vom Staate verwaltet werden. Und der heutige Staat ist in der Hand der Kapitalistenklasse, die nur zusammen mit dem Proletariat leben kann. Der letzte Kapitalist kann notwendigerweise nur zusammen mit dem letzten Proletarier begraben werden. Der Kapitalistenstaat wird also niemals seine Hand zu Eurer entgültigen Vernichtung und für die Abschaffung des heutigen nunmehr schon 3000 Jahre alten Geldwesens reichen. Der Selbsterhaltungstrieb wird den Staat davon abhalten, irgend etwas zu Eurer Vernichtung zu tun.

So hört, was ich Euch sage: Ernennet mich zum Diktator des vereinigten Proletariats aller Länder und handelt nach diesem meinem Befehl.

Stellt neben jeder Lohnkasse einen Schmelztiegel mit einem kräftig ziehenden Ofen und stellt daneben Streikposten auf, die darauf achten, daß jeder seinen vollen Lohnbeutel hineinwirft, die Münzen in den Tiegel, die Banknoten ins Feuer. Gleichzeitig fordert alle „zielbewußten“ Genossen auf, ihre Sparkassengelder abzuheben und ebenfalls in den Tiegel zu werfen. Und wenn Ihr sonst Geld auf-treiben könnt aus den Partei-, Gewerkschafts-, Krankenkassen etc. – fort damit, in den Tiegel das Gold, in das Feuer die Banknoten.

So könnt Ihr nach meiner Berechnung in einer Woche ca. 1000 Millionen Mark d. R.W. aufreiben und vernichten. Fahrt damit noch etwa eine Woche fort, und dann paßt auf, was geschieht. Etwas Erstaunliches, Wunderbares, ja Nürrisches wird geschehen. – Alle Kaufleute, Bankiers, Sparer, Kapitalisten, mit der Reichsbank an der Spitze, werden gegen ihren Willen und obschon sie wissen, daß sie den Ast absägen, auf dem sie sitzen, Euch in Eurem revolutionären Werk unterstützen, indem sie das Geld, was Ihr nicht vernichtet habt, vom Markte zurückziehen und verscharren. Und verscharrtes Geld gibt keine Nachfrage, „*es hat für den Markt den gleichen Erfolg, wie wenn es vernichtet worden wäre*“, sagte schon der große Philosoph *Hume*.

Im Kapitel „*Das Gesetzmäßige im Umlauf des heutigen Geldes*“ habe ich Euch gezeigt, daß, wenn der Geldbestand abnimmt und infolge mangelnder Nachfrage die Preise fallen, auch der Rest des Geldes nicht mehr zirkulieren kann, weil der Austausch der Produkte bei weichenden Preisen *rechnerisch* unmöglich wird.

Sowie Ihr nun mit der Vernichtung des Geldes den Anfang macht, zwingt Ihr auch das übrig bleibende Geld, sich vom Markte zurückzuziehen. Und was ist solcher Rückzug anderes als Krise, Krach, Generalstreik. Ihr könnt also die Stunde im voraus bestimmen, wann alle Räder still stehen werden und könnt Euch für diese Stunde vorbereiten. Wie die Juden sich für den Auszug aus Ägypten vorbereiteten, so legt Euch einen Vorrat an ungesäuertem Brot an. Denn Euer Streich wird Todesstille über das Reich verbreiten. Ihr habt den Nervus Rerum vernichtet, die Arbeitsteilung unterbrochen. Und so wird es bleiben, bis daß der Staat nachgibt und neues Geld verfertigt, wie Ihr es ihm vorschreibt. Dieses Geld wie Ihr selber, ausgemergeltes Geld wie Eure Weiber und Kinder, vergängliches Geld wie alle Eure Produkte.

Ist das Opfer zu groß, um es von der Masse der hungrigen Familienväter fordern zu können? Ihr streikt doch oft monatelang um Bagatellsachen, und ob Ihr den Monatslohn in das Feuer werft, oder ob Ihr einen Monat streikt – der Unterschied ist nicht wesentlich. Ihr habt des öfteren den Generalstreik vorgeschlagen und auf dessen Durchführung nur wegen Eurer Ohnmacht verzichtet – hier werdet Ihr ohne Gewalt alle Räder zum Stehen bringen. Wie eine Maschine ohne Öl bald in allen Teilen stöhnt und gleich darauf stehenbleibt.

Um den Zaghaften unter Euch Mut zu diesem Unternehmen einzuflößen, könnt Ihr auch so verfahren: Laßt Euch einen genügenden Vorrat von dem neuen Tauschmittel drucken (niemand kann es Euch untersagen, denn es liegt keine Fälschung darin) und gebt jedem, der seinen Lohn und Ersparnisse ins Feuer wirft, den entsprechenden Betrag in neuem Geld mit der Anweisung, dieses Geld aufzubewahren, bis der Staat, durch den völligen Zusammenbruch der Volkswirtschaft gezwungen, das neue Geld abstempelt und kursfähig macht. So kann das neue Geld gleich

an die rechtmäßigen Eigentümer und im richtigen Verhältnis in den Verkehr, und der Wirtschaftsbetrieb kann gleich mit Volldampf wieder an dem Tage aufgenommen werden, wo der Staat Eurem Willen sich fügt.

Jedoch der frische Mut zu solchem Streich kann Euch nur kommen, wenn Ihr von der Wirksamkeit dessen für die Vernichtung Eures Erbfeindes überzeugt seid. Den Zusammenhang zwischen dem Kapitalismus und dem heutigen Geldwesen müßt Ihr, das ist klar, völlig durchschauen, ehe man von Euch verlangen kann, daß Ihr Euer sauer verdientes Geld ins Feuer werft.

Diesen Zusammenhang zwischen Gold und dem allgemeinen Kapitalzins wollen wir also jetzt bloßlegen.